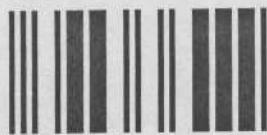


Archiv der Gossner Mission

im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_0875

Aktenzeichen

6/11/3

Titel

Belegexemplare der Zeitschrift: "Die Biene auf dem Missionsfelde" - Gossners Missionsblatt

Band

1

Laufzeit

1960 - 1963

Enthält

u.a. Berichte mit Fotos zur der Arbeit auf dem indischen Missionsfeld

Digitalisiert/Verfilmt 2009 von Mikro-Univers GmbH

Gossner Missionenblatt



Berlin, Februar 1960 (Nr. 1)

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Gegründet 1834



Sammelaktion in Mainz-Kastel für einen Traktor in Indien

Unser indischer Theologiestudent Paul Singh und ein Vertreter der Belegschaft des Zementwerks Dyckerhoff: Ernst Will

Neu-Aussendungen nach Indien

Am Mittwoch, dem 13. Januar, wurden in einem Gottesdienst in der Zwölf-Apostel-Kirche in Berlin unsere beiden Missionsschwestern *Ursula von Lingen* und *Maria Schatz* durch Konsistorialpräsident *Andler* für den missionsärztlichen Dienst im Hospital der Goßner-Kirche in Amgaon (Staat Orissa) nach Indien ausgesegnet. Monatelang hatten wir auf die Einreiseerlaubnis der Indischen Regierung gewartet. Jetzt traf sie ganz unerwartet und so plötzlich ein, daß die Aussicht bestand, daß die beiden Schwestern noch vor

lerin. Sie hat die Bibelschule in Salzuflen besucht, und zwar gemeinsam mit den indischen Schwestern *Parakleta Khess* und *Daisy Hemrom*, durch die sie für den Missionsdienst gewonnen wurde.

Am 14. Januar flogen unsere beiden Schwestern vom Berliner Flughafen Tempelhof ab und landeten mit 26stündiger Verspätung am Sonnabend, dem 16. Januar, in Calcutta. Sie wurden dort von Pastor *Kloss* und seiner Frau abgeholt und mit Hilfe von Pastor Dr. *Peusch*, Rourkela, nach Amgaon wei-



Ursula von Lingen



Maria Schatz

Abreise unserer Schwester *Ilse Martin*, die am 1. Februar auf Heimurlaub fährt, in Amgaon eintreffen könnten. Dann allerdings sahen wir uns genötigt, sie auf dem Luftwege nach Indien auszusenden. Im Anschluß an den Gottesdienst waren wir mit den Schwestern, ihren Angehörigen und einem kleinen Mitarbeiterkreis der Goßner-Mission noch im Friedenauer Missionshaus zusammen, um voneinander Abschied zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit schilderten beide Schwestern sehr anschaulich und lebendig ihren Werdegang. Beide haben zuerst ihr deutsches Krankenschwester-Examen gemacht, um sich dann in England noch das englische Diplom zu erwerben. Sie sind dort auch beide zu Hebammen ausgebildet worden; Schwester *Maria Schatz* hat außerdem auch noch eine Prüfung als Operationsschwester abgelegt.

Schwester *Ursula von Lingen* ist zugleich MBK-

tergeleitet. Die Freude unserer Schwester *Ilse Martin*, die länger als ein Jahr ohne die Hilfe eines Arztes oder einer anderen deutschen Schwester dem Ansturm der Patienten standgehalten hat, war unvorstellbar groß. Sie erhielt jetzt die Möglichkeit, ihre beiden Mitschwestern wenigstens noch eine kurze Zeit in die Hospitalarbeit einzuführen.

Bei der indischen Regierung in Delhi liegen noch drei weitere Anträge auf Einreisegenehmigung vor:

1. für einen Missionsarzt, Dr. *Christoph Gründler*, seine Frau und seine Tochter (Kuranstalt Hohe Mark bei Frankfurt/Main);
2. für den Bauingenieur *Werner Thiel* und seine Familie (Wolfsburg/Hann.);
3. für den Missionslandwirt Dr. *Heinz Jungbans* und seine Frau, die ausgebildete Obstzüchterin ist (Westberlin).

Sie alle haben eine dreifache Aufgabe in Indien zu lösen. Sie sollen für die Goßner-Kirche eine Ausbildungsstätte für indische Krankenschwestern, eine technische und eine landwirtschaftliche Schule mit angeschlossener Musterfarm aufbauen. Bruder *Thiel* soll außerdem der Goßner-Kirche auch als Berater zur Verfügung stehen und die Finanzen der Goßner-Mission in Indien verwalten.

Diese vielfältigen Aufgaben, die die Goßner-Mission im Raume der Goßner-Kirche in Indien durchzuführen beschlossen hat, fügen sich genau in den weltweiten Aufgabenkreis ein, für den gegenwärtig in der Deutschen Evangelischen Kirche die gesamtkirchliche Sammelaktion „Brot für die Welt“ durchgeführt wird. So haben wir denn die große Freude gehabt, daß im Rahmen dieser Aktion die Gemeinden und die Belegschaft des Volkswagen-Werkes

Wolfsburg für das Missionshospital in Amgaon einen komplett ausgestatteten VW-Sanitätswagen gespendet haben. Pastor *Dohrmann*-Wolfsburg scheute sich nicht, für diesen guten Zweck an der belebtesten Straßenecke in Wolfsburg den Leierkastenmann zu spielen. Und die Belegschaft in dem Zementwerk Dyckerhoff in Mainz-Kastel, mit dem Pastor *Symonowski* und das ganze Goßnerhaus am Rhein seit seinen Gründungsjahren aufs engste verbunden sind, hat die Mittel für einen ganzen Traktor aufgebracht, der auf der geplanten indischen Missionsfarm Verwendung finden soll.

So stehen denn alle unsere Neu-Aussendungen im Zeichen des die ganze Welt umfassenden oekumenisch-diakonischen Dienstes, zu dem Gott die heimatliche Kirche erwecken will. Lokies



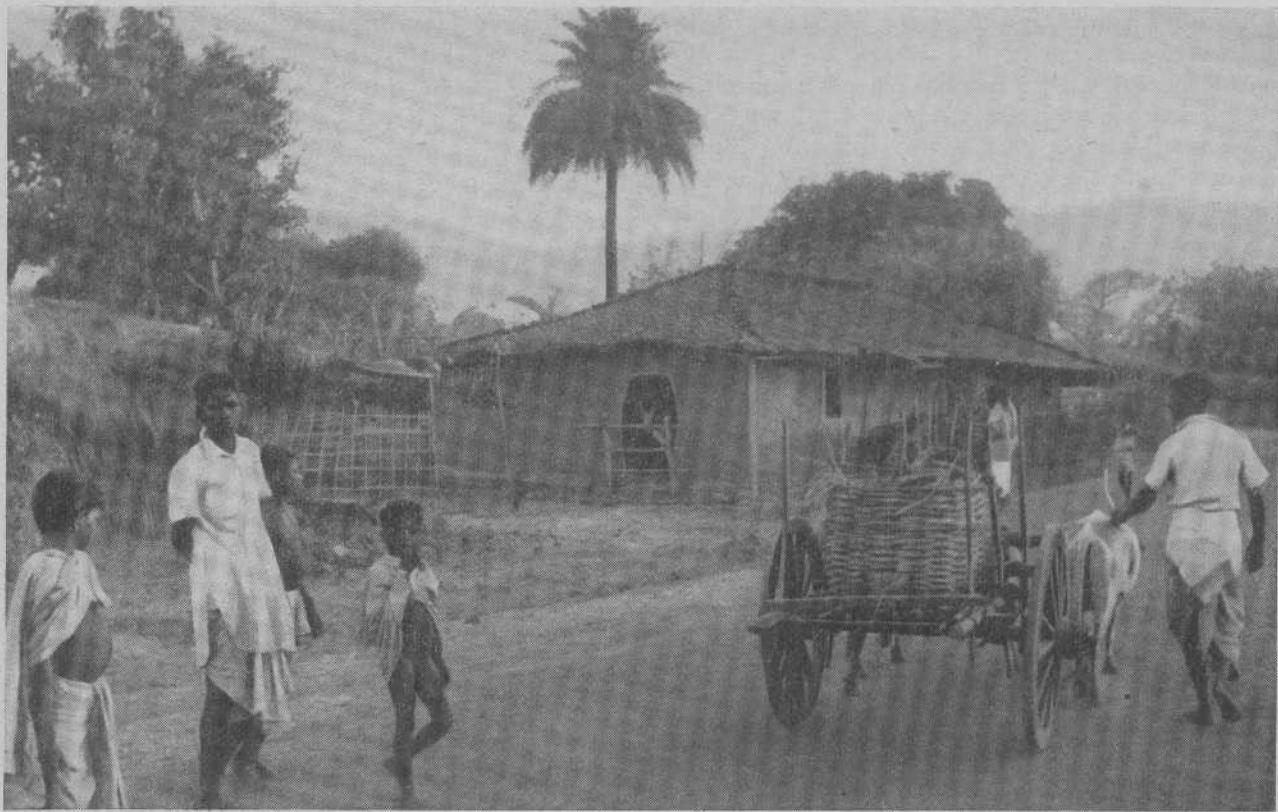
Sammelaktion in der Volkswagenstadt Wolfsburg. Pastor Dohrman an der Drehorgel

Indische Kirche auf dem Wege zur Neuordnung

Langsam, in der Dunkelheit gleichsam tastend, bewegt sich das Auto unserer indischen Brüder aus Ranchi über den holprigen Landweg, der von der Hauptstraße zu dem nahen Dorf Khutitoli abzweigt. Angekommen an dem Eingang des großen Grundstückes, das der Goßner-Kirche in Khutitoli gehört, entsteigen dem Wagen *Jilo Tiga* und *Mukut Horo*, der Präsident und der Kassierer des Kirchenrates. Ihnen folgen Pastor *Johan Kujur* und Ingenieur *Paul David Panna*, der Präsident und der Sekretär der

Nordzone unserer Goßner-Kirche. Sie gehören alle zu dem „Vertrauensrat“ („Advisory-Board“), der auf der letzten Generalsynode der Kirche im Anfang dieses Jahres eingesetzt wurde und in dem die Hauptgruppen der Goßner-Kirche vertreten sind. Als Sekretär dieses Ausschusses bin ich zusammen mit Bruder *Kandulna*, einem weiteren Mitglied des Vertrauensrats und Ingenieur von Beruf, bereits am Nachmittag vorausgefahren. Wir nehmen die anderen in Empfang.

„So spät?“ frage ich. „Ihr habt wohl schon unter-



Im indischen Dorf

wegs Sitzung gehalten?" Sie antworten lachend, indem sie zugleich von ihren kleinen Abenteuern unterwegs berichten, die bei einer Fahrt mit dem berüchtigt alten Auto der Kirchenleitung selten ausbleiben. Das Verhältnis der Ausschußmitglieder untereinander war seit der ersten Sitzung ein freies, offenes und brüderliches, so daß es auch durch manche kritische Auseinandersetzung in schwierigen Fragen nicht erschüttert werden konnte. Heute abend jedoch tragen wir bei aller Heiterkeit eine nicht geringe Spannung im Herzen. Es geht um Khutitoli! Jeder Unterrichtete weiß, daß vor einigen Wochen da draußen auf den Reisfeldern Bruder gegen Bruder die Hand erhoben hat. Der reiche Bodenbesitz, von den alten Missionaren einst zum Besten der Kirche erworben und gepflegt, ist heute für viele eine große Anfechtung geworden. Es kommt zu keiner straffen Organisation der Arbeit und modern wirtschaftlichen Auswertung des Grundbesitzes wegen der beschränk-

ten Anzahl fachmännischer und führender Kräfte aus den eigenen Reihen der Kirche. Da ferner die Dorfbewohner bei der allgemeinen Kargheit Chota Nagpurs von Haus aus arm sind, denkt jeder an sich und nicht an das Wohl der ganzen Kirche. Es sind hier und dort einzelne unter ihnen, die das in dieser Lage erforderliche Ausmaß an Weitblick und Selbstzucht gegenüber dem „Mammon“ nicht aufbringen. Ja, es kommt zuweilen sogar zu Prozessen gegen die verantwortlichen kirchlichen Behörden. In Indien steht selten einer allein. Der Inder denkt von der Gemeinschaft her. Das bedeutet Sicherung gegen Individualismus und Willkür. Es kann aber auch zugleich Sippen- und Stammesdenken, d. h. Gruppenbildung zur Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke, bedeuten.

Unser Dienst beginnt am Sonntag Vormittag. Diese Gemeinde hat noch einen zweifachen Gottesdienst entsprechend der Gruppenbildung. Das hat heute schon an mehreren Orten aufgehört, und man ist meist zu dem alten gemeinsamen Gottesdienst zurückgekehrt. Aber Khutitoli ist noch nicht so weit. Ich predige daher in beiden Gottesdiensten. Den Text bilden die Worte des Apostels: „Ist nun bei euch Ermahnung in Christus, ist Trost der Liebe, ist Gemeinschaft des Geistes, ist herzliche Liebe und Barm-



Die Junge Mannschaft der Goßner-Kirche.

Von links nach rechts: Dr. Marsallan Bage, Pastor Saban Surin, Pastor Martin Tete. Rechts oben zur Wand gekehrt: Pastor Nirmal Minz.

herzigkeit, so machet meine Freude völlig und seid eines Sinnes, habt gleiche Liebe, seid einmütig und einhellig. Tut nichts aus Zank oder um eitler Ehre willen, sondern in Demut achte einer den anders höher als sich selbst; und ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was des andern ist.“ (Philipper 2, 1—4)

Am Nachmittag wird die Arbeit in der Sitzung aufgenommen, die wir mit Gebet beginnen. Nachdem zunächst der Ausschuß sich darüber einig geworden ist, was der Grundbesitzverwaltung empfohlen werden soll, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, wird die Gemeinde von beiden Seiten zusammengerufen. Die Verhandlungen ziehen sich stundenlang hin. Es ist Nacht geworden, und der Schein der Petroleumlampe wechselt zwischen grellem, trübem und normalem Licht — fast ein Gleichnis für das sich hin und her bewegende Gespräch. Die Dorfleute sind nicht über alle Vorgänge und Folgen der letzten großen Generalsynode klar im Bilde. Es gilt Geduld zu haben. Schließlich kommen wir zur Ernennung eines Komitees, in dem beide Seiten vertreten sind und das der zentralen Grundbesitzverwaltung in Ranchi unmittelbar verantwortlich ist. Danklied und Dankgebet beschließen den Abend.

An diesem Nachmittag habe ich eine bemerkenswerte Feststellung gemacht. Khutitoli hat mit seinen rund 300 Morgen den größten Landbesitz der Kirche. Was ist nun der Ertrag des Jahres 1959? Man deutet in eine Zimmerecke hin, wo unter einer Stroh- und Lehmschicht der Ertrag — es ist ausschließlich Reis — verwahrt liegt. Ich traue fast meinen Ohren nicht, als ich eine Menge genannt bekomme, die nach unserem Maß nicht mehr ist als ungefähr 400 Kilogramm. Bewässerung und Organisation der Arbeit seien die großen ungelösten oder nur halb gelösten Probleme, das ist die Erklärung.



Pastor Kloß und Frau. In der Mitte Frau Surin

Früher war alles gut gelaufen, sagt man; aber heute fehlt die rechte Erfahrung. Da erzähle ich von unserem Diplomlandwirt Dr. Junghans, den wir aus Deutschland zur Mitarbeit rufen wollen. Die Vertreter beider Gruppen antworten einstimmig: „Der muß nach Khutitoli kommen!“

Der nächste Tag führt uns wieder weiter nach Kchedega. Diesmal geht's durch das teilweise recht tiefe Wasser eines Flusses. Einer hilft dem anderen beim Durchschreiten, weist ihm die richtige Furt nach seinem besten Wissen und Vermögen. Und wieder wird mir für einen Augenblick dies Bild zum Gleichnis: Kirche in Indien hat keinen Platz und keine Zeit für Gruppenbildung. Das merkt sie heute selber auf Schritt und Tritt, weil sie nicht stehenbleiben, sondern voranschreiten will.

H. Kloß

Abschiedsgruß aus Amgaon

Amgaon, den 25. 11. 1959

Ihr Lieben in der Heimat!

Ich muß doch die jetzige Gelegenheit, wo wir nicht ganz so viel zu tun haben, dazu benutzen, Euch noch einen letzten Brief aus Indien zu schreiben. Ich habe nämlich das Gefühl, daß ich vor meiner Abreise kaum noch zum Schreiben kommen werde. Jetzt höre ich Euch natürlich fragen: Ja, ist es denn schon so weit, daß Du an die Heimreise denken kannst? Ist denn schon eine Ersatzperson für Dich da? Nein, meine Lieben, bis jetzt ist noch niemand hier aufgekreuzt, der die Arbeit von mir übernimmt; aber ich



Indische Helferin



Schwester Ilse Martin

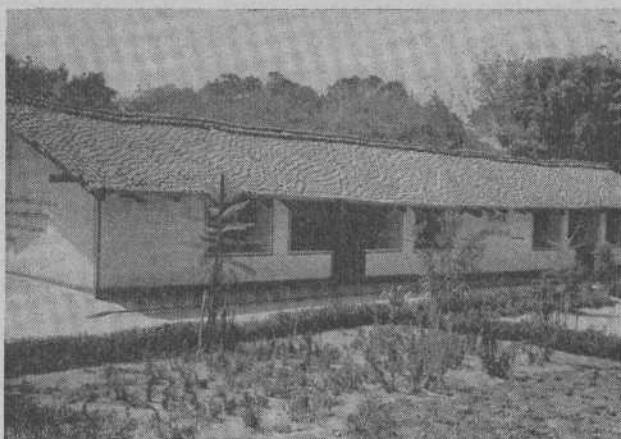
habe immer noch Hoffnung. Bis zum 12. Februar 1960, dem Abfahrtstag meines Schiffes, ist ja auch noch etwas Zeit — aber dazwischen liegen Weihnachten, Neujahr, die geplante Hochzeit zweier unserer Leute, wozu sie natürlich Urlaub haben wollen, eine Fahrt nach Sambalpur zur Erledigung von Formalitäten, damit man mich auch wieder nach einem Jahr hereinläßt, eine Fahrt nach Jharsuguda, um meine Einkommensteuergeschichte in Ordnung zu kriegen, eine Fahrt nach Calcutta, um meine Fahrkarte usw. zu holen. In Bombay sind vor der Abreise auch noch Formalitäten zu erledigen. Und dann hatte ich eigentlich die Absicht, mir vor der Reise noch ein paar Kleider zu nähen, aber ob daraus etwas wird?? Ihr seht also, vor mir liegt ein reichhaltiges Programm. Soll ich gleich mit dem Vorausblicken weiterfahren und dann erst die rückwärtige Schau anfügen? Ich glaube, das ist das beste. Also, wie die meisten von Euch schon wissen, will ich nicht gleich direkt nach Hause fahren, sondern mir erst die Welt noch ein bißchen ansehen. So habe ich also die Absicht, von Bombay nach Australien zu fahren, dann weiter nach Neuseeland und über Honolulu nach Los Angeles. In Amerika will ich mich dann von Freund zu Freund per Auto weiterreichen lassen, bis ich bei meiner Cousine in der Nähe von New York ankomme. Mitte Mai wollen wir dann zusammen nach Deutschland fahren. Aller Voraussicht nach werden wir am 19. Mai in Bremerhaven ankommen. Also, wer mit Blumenstrauß ans Schiff kommen will, merke sich diesen Tag! Als Erkennungszeichen werde ich mir eine rote Rose ins Knopfloch stecken, denn es wird nicht so einfach sein, mich in meiner veränderten Form, will sagen: veralteten Form, mit grauem Haar usw., in der Menge zu finden. Wie dem auch sei, ob Ihr ans Schiff kommt oder nicht, ich freue mich schon riesig auf das Wiedersehen mit jedem von Euch!

Nun der Rückblick auf 1959 — viel ist doch nicht mehr davon übrig. Da anstelle von Dr. Bischoff kein neuer Doktor hier erschien, mußte ich mich wieder allein hindurchfinden. Etwas leichter als früher war es dadurch, daß ich nun den Compounder (Verwalter) *Luther Minz* zur Hilfe hatte, der ja als männliche Schwester ausgebildet ist und sozusagen auch noch eine halbe Apothekerausbildung hat. So untersuchte ich immer nur die Patienten und schrieb meine Anweisungen — z. B. welche Spritzen zu geben waren — auf den Behandlungszettel, und er erledigte alles mit Hilfe der beiden Mädchen *Bina* und *Sushila*, die ich mir angelernt habe. Sie haben sich schon recht gut eingearbeitet, sind aber natürlich keine ausgebildeten Schwestern. Ich hoffe, daß wir ihnen hier später noch eine gute Ausbildung geben können. *Luther Minz* will *Sushila* heiraten — da wird sie wohl an keiner Ausbildung mehr teilnehmen. Trotz dieser Hilfe habe ich aber keinen Urlaub nehmen können, und die heiße Zeit, die in diesem Jahre besonders schlimm war, hat mir doch ziemlich zu schaffen gemacht. Aber auch das ging vorüber, und die Regenzeit erfrischte nicht nur die Natur, sondern auch meine Lebensgeister. Jetzt bin ich — Gott sei Dank — wieder ganz oben auf. Mit dem vielen Wasser brachte uns die Regenzeit diesmal aber auch viele Schlangen, besonders die gefährlichen Kobras, die es besonders auf meine Hühner abgesehen hatten. Drei von diesen Bestien haben wir allein in meinem Hühnerstall zur Strecke gebracht. Ich hoffe, daß sich nicht so bald wieder welche sehen lassen. — Nach dem Ende der Regenzeit habe ich mich auch noch als Bauherr betätigt, weil wir ein neues Dach auf dem Schwesternhaus haben mußten. Da wir noch ein paar Ziegel übrig hatten, habe ich gleich noch hier und da einige Verschönerungen vornehmen lassen. Die Hauptsache ist fertig; aber hier und da gibt es doch noch etwas zu tun. So allmählich hoffe ich, daß alles ein bißchen schöneres Aussehen bekommt. Es kostet eben alles auch Geld. Ich hatte etwas Überschuß in der Kasse, von dem ich alles bezahlen konnte. Die Heimat hat jetzt genug zu tun, um das nötige Geld für die Heimfahrt der Schwestern aus Govindpur aufzubringen, meine Heimreise und die Ausreise von zwei Schwestern und einem Arzt, einem Missionslandwirt und einem Missionsingenieur mit Familien zu finanzieren. Meinen Umweg bekomme ich allerdings nicht bezahlt, den habe ich mir hier bei meinem einfachen Leben zusammengespart. Es reicht noch nicht ganz, ich hoffe aber, es noch irgendwie zusammenzubekommen. Fortsetzung des Berichtes folgt mündlich!

Herzliche Grüße Ihre

Ilse Martin

Was macht ihr denn den ganzen Tag in Tabita?

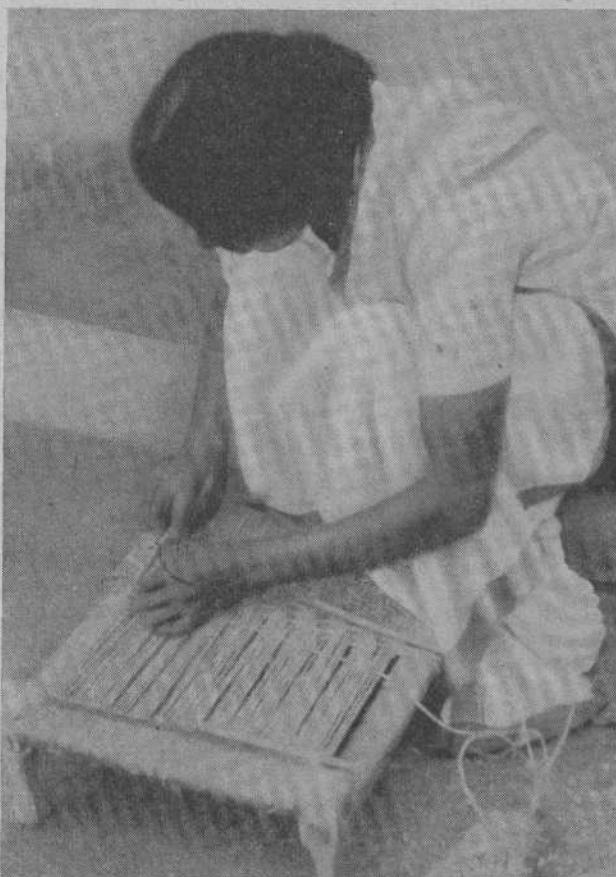


Das neue Unterrichtsgebäude der Tabitaschule

Was macht Ihr den ganzen Tag in Tabita? Was essen Sie? Was unterrichten Sie? Und andere Fragen stehen oft in Briefen. So will ich heute davon etwas erzählen.

„Rrrri - i - i - i ...!“ „Kikeriki - i - i - i ...“ Wir wachen lachend auf: Wer war der Erste? Der Wecker? Oder der Hahn? Hat der Wecker den Hahn geweckt? Oder hat der Hahn den Wecker geweckt? Schwer zu entscheiden! Wie oft tönt beider Ruf so gleichzeitig! Wie oft haben wir darüber beim Auf-

stehen philosophiert: Wer war der Erste? Wir haben die Antwort noch nicht gefunden. Jedenfalls Hahn, Wecker und wir sind Frühaufsteher: um 3 Uhr morgens; unsere Töchter stehen um $\frac{1}{2}$ 4 — $\frac{3}{4}$ 4 Uhr auf. Herrlich, diese Stille des Morgens. Bis zum Anfang des Unterrichts um 6 Uhr muß mancherlei in Haus, Wirtschaft und Hühnerhof geordnet werden. Eine verzwickte Frage morgens ist: Was wollen wir essen? Ja, was gibt es denn? Ringsum kein Laden. Es ist schwierig, Abwechslung zu schaffen. Wir sagen



... beim Flechten



Tabitaschülerinnen beim Kochen

manchmal: ein Glück, daß wir nicht verheiratet sind und Hausfrauenpflichten haben. Trotz anstrengenden Nachdenkens bekommen wir keinen abwechslungsreichen Tisch zusammen. Auch in Tabita hat jede ihr Amt, damit alles beim Schulbeginn ordentlich und sauber aussieht. Wir lieben keine Hast, darum stehen wir so früh auf. Abgehetzt kann man nicht Gottes Wort unterrichten. Was wir morgens essen? Nun, Haferflockenbrei mit Milch; unsere Töchter: Marua-Brei. Ihre Milch (amerikanische Gabe) trinken sie in der Pause. Nicht, daß wir Haferflocken so lieben (sie heißen bei uns auch Tränen-Flocken) — es macht halt satt und ist nicht dasselbe wie zum Nachmittagskaffee, wo es Brot und Butter gibt. Unsere Mädchen spielen vor dem Unterricht noch eine halbe Stunde oder turnen. Dann ist's 6 Uhr. Von 6 — $\frac{3}{4}$ 7 Uhr:

Neues Testament. $\frac{3}{4}$ 7 — $\frac{1}{2}$ 8 Uhr Katechismus (1. Jahr: Vaterunser, 2. Jahr: die Sakramente). 20 Minuten Pause. Dann eine Stunde Altes Testament. Von $\frac{1}{2}$ 9 — $\frac{1}{4}$ 10 Uhr Katechismus (10 Gebote) an drei Tagen; an anderen: Apostelgeschichte. Auch einfaches Haushaltsrechnen wird einmal in der Woche geübt. Von $\frac{1}{4}$ 10 — 10 Uhr unterrichten unsere indischen Lehrerinnen: „Die christliche Familie“, „Das christliche Haus“, „Christliche Kindererziehung“, „Einfache Hausmedizinen aus indischen Pflanzen“, „Kochrezepte u. a. Praktisches fürs Haus“.

Unsere Schar ist in vier Gruppen geteilt, die die Namen von vier Gemeindehelferinnen der ersten christlichen Gemeinde tragen, von denen Paulus Römer 16 sagt: „... welche viel im Herrn gearbeitet haben.“ Sie heißen: Tryphäna, Tryphosa, Persis und Phöbe. Von 10 — 12 Uhr, bis zum Mittagessen, kommen nun an die Reihe: Kochen, Hausarbeiten, Wasser vom Brunnen holen, auf diese vier Gruppen verteilt. Alle baden vor dem Mittagessen im „Jordan“ und „Enon“, wie die Waschräume in „Tabita“ heißen.

Was unsere Töchter essen? Nun: Reis und Dal (eine Art Linsen oder Erbsen), Gemüse. Von April bis Anfang Juli gibt es das nur sehr kümmерlich. Es wächst nirgends etwas wegen der Hitze. Reis und Dal (mit oder ohne Gemüse) gibt es zum Mittag- und zum Abendessen. Beim besten Willen lässt sich keine Abwechslung schaffen. Unsere Töchter können immer Reis essen. Und durch Gottes Güte haben wir im vergangenen Jahre das Essen ungeschmälert geben dürfen. Da Schwester Anny mit außerordentlicher Energie und Geduld und Liebe unsere Hühner

gut füttert, können wir unseren Mädchen auch Eier geben. Nur zum Sonntag wird geschlachtet; so gibt es wöchentlich einmal Fleisch. Nach dem Mittagessen ist Ruhe, eine Stunde lang. Erst wehren sich die Mädchen gegen diese Ordnung, lieben sie aber bald und schnarchen tief.

Um 2 Uhr geht es weiter: zwei Stunden Methodik. Ein schwieriges Thema. Die Mädchen haben von der Schule her nicht gelernt, Dispositionen zu machen, gute Aufsätze und Erzählungen lebendig zu schreiben. Und nun ist das ein mühseliges Ackern, daß sie lernen, einen Bibeltext klar und lebendig auszuarbeiten und logisch aufzubauen. Sie sollen ja später als Gemeindehelferin Jugendbibelstunden, Mütterbibelstunden halten und Kinderarbeit tun.

Von 4 — 6 Uhr haben drei Gruppen „Study“, d. h. sie machen ihre Hausaufgaben. Eine Gruppe kocht. Abends ist dann noch einmal Study-Zeit, dann Abendandacht. 8.15 Uhr müssen alle auf ihren Matten liegen. „Betten“ kann ich nicht sagen. Die haben wir noch nicht, laut Beschuß des Kirchenrates.

Einmal in der Woche wandern alle Mädchen in den Wald, um sich von den Bäumen ihre Zahnbürsten zu pflücken: Blätterstengel von bestimmten Bäumen, die sie zu Pinseln zerkaufen, um sich damit Gauen, Zunge und Zähne zu reinigen.

Abends gehen auch wir „mit den Hühnern zu Bett, und mit den Hühnern stehen wir wieder auf.“

Doch jetzt endlich Schluß. Da ist noch mehr zu erzählen vom Leben und Treiben in Tabita; aber: ich will nun schweigen. Wer hat denn Zeit daheim, das alles zu lesen??

H. Schmidt

Christliches Geben

Christen geht immer ein Stück von ihm selber. Wir teilen unsere Dinge, die wir als von Gott kommend und ihm gehörend verstehen, mit dem Nächsten um Gottes willen. Der Christ gibt so, daß dabei die Bedeutung des Kreuzes als der großen Gabe des Lebens für die Rettung der Welt deutlich wird.

Gott will mit der Gabe den Geber haben.⁴⁾ Die Bibel nennt diesen Einsatz der ganzen Person um des andern willen „Liebe“.⁵⁾ Ein Geben ohne diese sich selbst hingebende Liebe hat natürlich auch seinen Nutzen für den Empfänger, aber es hilft dem Geber nicht. Selbst wenn er regelmäßig und seinem Einkommen entsprechend gibt und also wirklich Opfer bringt, so erlebt er durch ein Geben ohne Liebe und Selbstdingabe doch keine Erneuerung und Befreiung.⁶⁾

2. Geben ist nicht so sehr Ausdruck einer moralischen Haltung, sondern ein gottesdienstlicher Akt.⁷⁾



Pastor Theodor Jaeckel,
Kobe/Japan

1. Christentum ist eine Religion des Gebens. Gott gibt sich in Christus, und der Glaubende gibt sich Gott und dem Nächsten.¹⁾ Der Christ kann also das Geben nicht abmachen, wie man Weihnachtsgeschenke erledigt, sondern er gibt mit seiner Gabe nicht etwas von sich, sondern sich selber.²⁾ Eine Genleistung erwartet er nicht.³⁾ Mit der Gabe des

¹⁾ Joh. 3, 16; Mk. 10,45; 2. Kor. 5, 15; 8, 5, 9.; Apg. 20, 35.

²⁾ Mth. 13, 44—46.

³⁾ Mt. 10, 8.

⁴⁾ Lk. 21, 1—4; 2. Kor. 8, 5.

⁵⁾ 1. Kor. 13,3; Lk. 7, 36—50.

⁶⁾ Lk. 18, 12—14.

⁷⁾ Röm. 12, 1.

Wir geben um Gottes willen. Weil er im Mittelpunkt unseres Lebens steht, können wir ihn nicht mit Resten abspeisen. Ein Christ gibt nicht, um sich einer Pflicht zu entledigen und dann mit seinen Gütern für sich allein sein zu können. Sondern sein Geben bringt die Art seiner Gottesverehrung zum Ausdruck. Wenn Christen geben, verlieren sie nichts von ihrem Leben, sondern erfüllen es.⁸⁾

3. Wir sind nicht Besitzer, sondern Verwalter dessen, was wir haben. Der Wechsel von der Haltung des Besitzens zu der des Verwaltens gibt der ganzen Lebensführung ein neues Gepräge. Man nimmt Abstand von allem, was man hat. Man stellt Gott seine Güter zur Verfügung und lässt ihn über ihre Verwendung bestimmen. Das Gebetsleben wird konkret. Es bleibt nicht im Seelischen, sondern dient zum Fällen sachlicher Entscheidungen.

4. Die Verwaltung von Gott gehörenden Fonds erfordert Urteilskraft. Wo wird das Gott gehörende Geld am zweckmäßigsten verwandt? Um es möglichst sinnvoll zu gebrauchen, muss man sich ein Verständnis der Nöte der eigenen Kirche und der Gemeinde, in der man lebt, erwerben, und die gegenwärtige Lage der Inneren und Äußeren Mission kennen. Einsicht und Weisheit sind zum rechten Geben nötig.

5. Der Christ gibt regelmäßig. Er folgt nicht einem Gefühlsimpuls und greift schnell in die Tasche, weil er gerade etwas übrig hat. Sondern er weiß, was und warum er gibt. Er kommt zum Geben innerlich und äußerlich gerüstet. Geben ist für ihn eine zum Gläubensleben gehörende Übung wie Beten und Bibellesen.

6. Der Christ gibt entsprechend seinem Einkommen. Denn er möchte seinen Glauben bezeugen, daß wir in unserem materiellen Gedeihen auf den Segen Gottes angewiesen sind. Er steht nicht unter dem Gesetz des alttestamentlichen Zehnten. Aber er führt mit seinem Gott ein stetes Gespräch, ob zehn Prozent vom Einkommen oder mehr oder weniger als Dank für Gottes Segen beiseite gestellt werden sollen. Der Prozentsatz sollte bei den Wohlhabenderen ein größerer als bei den weniger Bemittelten sein.

7. All dies tut er nicht unter einem Zwang, sondern gelösten Herzens und fröhlich. Er schaut nicht auf das, was andere etwa geben⁹⁾, und vergleicht sich nicht mit ihnen, sondern er schaut auf den Herrn, gibt sich ihm zunächst selbst und weiß dann das Maß seiner Gabe. Er ist fähig, große Dinge für Gott zu tun, weil er Großes von Gott erwartet. Diese Erwartung stellt er durch das Maß seiner Gabe unter Beweis und begegnet dann auch dem Gott, der seine Verheißungen erfüllt.

8. Christliches Geben hat zwei Wurzeln. Die eine ist alttestamentlich und hat ihren Grund in dem

Glauben, daß Gott der wahre Besitzer unserer Güter ist und wir diese Dinge nur verwalten.¹⁰⁾ Die andere ist unser Verständnis für das, was er für uns durch Christus getan hat.¹¹⁾

Es ist die große Aufgabe der Kirche, diese Heilstätte Gottes in Christus der Welt zu bezeugen und Menschen für Christus zu gewinnen.¹²⁾ Der Durchführung dieser Aufgabe dient die Haushaltshaltung der Glieder der Kirche gegenüber ihrem Geld. Die Kirche erfüllt darum eine zentrale Aufgabe, wenn sie ihren Verkündigungsdienst durch die Erziehung der Gemeindeglieder zum finanziellen Tragen dieses Dienstes sichert.¹³⁾ Wo eine Gemeinde den Geist des Gebens hat, wandelt sich die Gestalt der Kirche entsprechend. Sie wirkt ansteckend. Was im Leben und was in der Kirche geschieht, steht nicht beziehungslos nebeneinander, sondern ist eng miteinander verwoben. Der Gottesdienst wird interessant, weil das Geben ein Teil von ihm wird wie Lobpreis, Bekenntnis, Schrift, Gebet, Predigt und Sakrament. Das öffentliche Ansehen der Kirche gewinnt Bedeutung; denn sie wird in der Beschaffung ihrer Mittel glaubwürdig.

Wenn die Kirche die Beschaffung der nötigen Mittel für den Predigtdienst nicht durch Erweckung der Herzen zur Freude am Mittragen dieser Berufung betreibt, sondern sich dazu weniger riskanter, weltlich erprobter Mittel bedient, tritt sie aus dem fruchtbringenden Prozeß des Sterbens und Auferstehens¹⁴⁾ heraus. Sie lebt dann nicht mehr vom Schauen auf die Verheißung und bewegt sich nicht in der Spannung zwischen Ostern und Wiederkunft, sondern sucht Sicherheit als eine unter anderen menschlichen Organisationen.

Der Aufruf und die Erziehung zur christlichen Haushaltshaltung ist etwas, das die Kirche aufgreifen oder auch liegen lassen kann. Nur die christliche Haushaltshaltung kann den Gliedern der Kirche die Spannung, zwischen Ostern und Wiederkunft zu leben, vermitteln. Nur wer sich verantwortlich weiß für den irdischen Programmteil des kommenden Reiches Gottes und daran sein materielles Teil mitträgt, steht in dessen Kommen. Andernfalls hört er wohl als Zuschauer davon, aber es zieht an ihm vorbei.

Theodor Jaeckel, Kobe/Japan

¹⁰⁾ 5. Mos. 8, 11–18.

¹¹⁾ 2. Kor. 8, 9.

¹²⁾ 2. Kor. 5, 9, 10, 14, 15, 20.

¹³⁾ Joh. 12, 24.

¹⁴⁾ In einigen hannoverschen Gemeinden ist bereits der häusliche „Gotteskasten“ erprobt worden. Am Anfang des Monats wird die Summe beiseite gesetzt, die für die verschiedenen kirchlichen Zwecke zur Verfügung steht. „Dabei wurde der Betrag der Kirchensteuer mit in die Verrechnung aufgenommen und dadurch, vor allem durch die Einbeziehung in das Dank- und Fürbitgebet des Gebers, aus einer halb profanen Zwangsabgabe zu einem Teil des geistlich verstandenen Opfers der Familie gemacht.“ W. Thomas, Lebendige Gemeinde, Hannover. S. 33.

Das 2. Industriepraktikum für Theologiestudenten

im Goßner-Haus, Mainz-Kastel, vom 19. August bis 21. Oktober 1959

1. Entstehung des Praktikums:

Die Ev. Kirche in Hessen und Nassau und auch andere Landeskirchen verlangen von ihren Theologiestudenten bei der Meldung zur 1. theologischen Prüfung den Nachweis eines Arbeitseinsatzes in der Industrie. Es hat sich gezeigt, daß der Student als einzelner ohne eine Vorbereitung auf die Fabrikarbeit und ohne eine abschließende Auswertung dieser Erfahrungen kaum in der Lage ist, die sozialen Probleme der industriellen Gesellschaft richtig zu erfassen. Deshalb hat der Ausbildungsreferent der Ev. Kirche in Hessen und Nassau die Goßner-Mission in Mainz-Kastel gebeten, Industriepraktika für Theologiestudenten durchzuführen.

2. Leitung und Teilnehmer:

13 Theologiestudenten nahmen am 2. Praktikum teil. Davon waren sieben aus Hessen und Nassau und die anderen aus fünf anderen Landeskirchen (Rheinland, Hannover, Oldenburg, Schleswig-Holstein und

Berlin-Brandenburg), neun waren aus den mittleren Semestern, drei aus dem 1. Semester und einer aus dem 8. Semester. Einer mußte frühzeitig wegen eines Betriebsunfalls und ein anderer wegen Krankheit aufhören. Die Leitung des Praktikums hatten Pastor *Starbuck* (USA) und Pastor Dr. *Börsch*, Mitarbeiter im Goßner-Haus. Pfarrer *Symanowski* und Diakon *Weißinger* halfen bei der Durchführung des Praktikums.

3. Ablauf des Praktikums:

Das Praktikum fing mit einer dreitägigen *Einführung* an. Diese enthielt ein Referat über Kennzeichen der Arbeit in der industriellen Welt von Herrn Dipl.-Volkswirt *Abel*, dem Leiter der Sozialabteilung der Dyckerhoff-Portland-Zementwerke, und ein Referat über die soziale Frage in der industriellen Welt von Herrn *Schuck*, Schlosser bei Dyckerhoff und Vorsitzender des DGB-Ortskartells Wiesbaden-Biebrich, und schloß mit einer Aussprache über die Fragen: Was



Pastorenkursus im Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie, Mainz-Kastel

Ganz links vorn: Diakon Weissinger; vorne ganz rechts: Pastor Symanowski; links daneben: Pastor Starbuck (USA)

geht die soziale Frage uns als Gemeinde an? Und was haben wir als Theologiestudenten in den Betrieben zu suchen?

Es folgte ein achtwöchiger Fabrikeinsatz als Hilfsarbeiter und Schichtarbeiter. Drei Studenten arbeiteten in der MAN (Mainz-Gustavsburg), drei in den Chemischen Werken Albert (Wbn.-Amöneburg), drei bei Kalle & Co. (Wbn.-Biebrich), zwei bei Dyckerhoff (Wbn.-Amöneburg) und zwei bei Blendax (Mainz). Acht waren in der Schichtarbeit und fünf in der Normalschicht.

Während dieser Fabrikarbeit gab es regelmäßige (ein- oder zweimal wöchentlich) Zusammenkünfte, in denen die Arbeit im Goßner-Haus, die eigenen Erfahrungen in den Betrieben und das Buch *Christliche Existenz in der industriellen Welt* von Arthur Rich, besprochen wurden. Am Anfang, in der Mitte und zum Schluß der Fabrikarbeit wurden gemeinsame Ausflüge gemacht.

Das Praktikum schloß mit einer dreitägigen *Schlußbesprechung*, in der die Bedeutung dieser Erfahrung für das künftige Studium und die Aufgabe der Kirche in der Industriegesellschaft (an Hand von einem Tonbandvortrag von Hans Ruedi Weber, Genf) besprochen wurden. An einem Abend besprachen die Studenten ihre Erfahrungen und Eindrücke mit fünf Vertretern der Betriebsleitungen von drei Firmen, bei denen sie gearbeitet hatten.

4. Zielsetzung des Praktikums:

Das Hauptziel eines solchen Praktikums ist unseres Erachtens, einen bescheidenen Einblick in die moderne industrielle Arbeitswelt (und deren Mechanisierung, Rationalisierung, Schichtarbeit, Akkordarbeit, Betriebsordnung usw.), in die Auswirkung dieser Arbeit auf die ganze Existenz, ja, auf die Humanität des Industriemenschen, und in die sich daraus ergebende soziale Frage der heutigen Industriegesellschaft zu gewinnen. Weitere Ziele waren, einen Einblick in die Kluft zwischen der Kirche und dem Industriemenschen bzw. der Industriewelt zu gewinnen und den Anreiz zu einer Neubesinnung über die Aufgabe der Kirche und des Theologen in *dieser Welt* zu bekommen. Aber selbstverständlich kann ein solches Praktikum kein Ersatz sein für eine ausführliche, intensive Untersuchung der Probleme unserer Industriegesellschaft und der Aufgabe der Kirche in dieser Gesellschaft, wie sie z. B. im „Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie“ versucht wird.

Es wird uns manchmal sowohl seitens der Kirche wie auch seitens der Unternehmer gesagt, daß ein solches Industriapraktikum, wie wir es im Goßner-Haus bisher durchgeführt haben, *einseitig* sei, weil die Studenten die Probleme nur vom Gesichtspunkt der Arbeiter zu sehen bekommen. Dazu möchten wir folgendes sagen:

Das Hauptziel eines solchen Praktikums ist, wie

gesagt, die soziale Lage des heutigen Industriemenschen kennenzulernen. Wir geben zu, daß es wichtig ist, diese Lage auch vom Gesichtspunkt der Unternehmer zu sehen und auch die soziale Lage der leitenden Angestellten, der Manager usw. kennenzulernen. Wir sind aber der Meinung, daß es einfach unmöglich ist, das alles in einem neunwöchigen Industriapraktikum zu erreichen, und daß bei einem solchen Praktikum das Schwergewicht auf der *sozialen Lage des Arbeiters* liegen muß, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Der Theologiestudent als Akademiker kennt typischerweise die soziale Lage des Arbeiters am allerwenigsten.
2. Die Arbeiter sind in der überwiegenden Mehrheit unter den Menschen, die in der Industrie beschäftigt sind, und ihre soziale Lage ist daher maßgebend für die soziale Lage in der Industrie schlechthin.
3. Der Arbeiter ist in seinem Menschsein durch die sozialen Bedingungen der heutigen Industrie am allermeisten bedrängt und bedroht, und Christen haben daher *seine* soziale Lage besonders ernst zu nehmen.

Es geht letztlich bei der sozialen Frage unserer heutigen Industriegesellschaft nicht um ein materielles Problem, sondern vielmehr um die Frage, wie die Menschlichkeit des Menschen innerhalb der industriellen Arbeitswelt anerkannt und durchgehalten werden kann. Diese Frage läßt sich erst dann lösen, wenn der Arbeitnehmer Anteil an der Gestaltung, Organisation und Bewertung seiner Arbeit gewinnt, wenn er mitreden, mitentscheiden, mitbestimmen und dabei eine gleichberechtigte Person auch in seinem Betrieb werden kann.

5. Auswertung des Praktikums:

Es wäre zu fragen, inwieweit sich dieses Ziel durch ein kurzes Industriapraktikum während des Studiums erreichen läßt. Auf Grund unserer Erfahrungen mit zwei solcher Industriapraktika sind wir der Meinung, daß durch diese Industriapraktika etwas Wertvolles in dieser Richtung tatsächlich erreicht werden kann, daß es aber sehr fraglich ist, ob für die große Mehrheit der Theologiestudenten etwas in dieser Richtung zu erreichen ist, wenn sie ihre Pflicht, sich in der Industrie während des Studiums zu betätigen, als einzelne zu erfüllen versuchen. Wir sind auch der Meinung, daß soviel künftige Pfarrer wie nur möglich und mindestens diejenigen, die für den Dienst an Schwerpunkten der Industriegesellschaft besonders geeignet erscheinen, nach Absolvierung des Theologiestudiums durch eine ausführlichere und intensivere Beschäftigung mit diesen Fragen diese Erfahrungen erweitern sollen.

P. Starbuck / Dr. Börsch

Unsere Mitarbeiter und Arbeit in der DDR



Oekumenisches Arbeitslager in Ostberlin

Liebe Freunde,
heute möchte ich Ihnen ein wenig von dem Tun aller Mitarbeiter der Goßner-Mission in der DDR erzählen und Ihnen dabei zeigen, welche Aufgaben wir haben, welche wir neu sehen und in Angriff nehmen wollen, und wie wir unsere Lage einschätzen.

Als freies Werk der Kirche sind wir in allen Aktionen auf uns und unsere eigenen Kräfte angewiesen. Unser Dienst wird von keiner landeskirchlichen Dienststelle geplant und ist von vornherein nicht abgesichert. Das Schöne aber ist, daß die Landeskirchen — und hier besonders Berlin-Brandenburg und Provinz Sachsen — uns rufen und uns mit unseren Arbeiten ganz ernst nehmen und auch nach Kräften versuchen, uns finanziell zu helfen.

Ich möchte Ihnen nun die bei uns angestellten Mitarbeiter vorstellen und Ihnen erzählen, was die Einzelnen für Aufgaben haben und was sie im letzten Jahr am meisten beschäftigt hat.

Wolf-Dietrich *Gutsch* ist weiterhin mit der Durchführung Oekumenischer Aufbaulager in der DDR beauftragt. Er arbeitet in enger Verbindung mit der Jugendkammer-Ost, der Jugendkammer der EKiD und der Jugendabteilung im Oekumenischen Rat. Er hat im letzten Jahr vier Aufbaulager in der DDR vorbereitet und durchgeführt. Schon im Winter sucht er sich die jungen Menschen, die in der Lage sind, Lager zu leiten und bereitet sie vor. Ebenso bemüht er sich schon im Herbst um Projekte für Arbeitslager, die im kommenden Sommer stattfinden sollen. Er fährt viel durch die DDR und besucht ehemalige Teilnehmer an Arbeitslagern in ihren Gemeinden, diskutiert mit Jugendleitern und Pfarrern und versucht, den Jugendlichen zu helfen, daß sie nach einer Teilnahme in einem Arbeitslager nun auch in der Gemeinde aktiv werden bzw. bleiben. Er veranstaltet Treffen mit Lagerteilnehmern und diskutiert den Auftrag der Christen in der DDR. In den 4 Aufbaulagern, die Wolf-Dietrich *Gutsch* im letzten Sommer durchgeführt hat, nahmen 90 Jugendliche teil; die meisten von diesen sind berufstätig. Sie geben ihren

Urlaub daran, um in einem Aufbaulager mitarbeiten zu können. In den Lagern geht es nicht nur um geistvolle Gespräche — das auch —, sondern um tüchtige körperliche Arbeit. Das Entscheidende aber ist die Erfahrung der Gemeinschaft, und es gibt solche, die sich jetzt schon auf die kommende Lagergemeinschaft freuen, ja, mit Sehnsucht darauf warten.

Die Lager des letzten Sommers fanden statt: in Herrnhut, Dresden, Ostberlin und Frohburg/Sa. In Herrnhut wurde das Brüderhaus entrümmt und zum Wiederaufbau vorbereitet, in Dresden haben die 24 im Häuserbau mitgeholfen, in Berlin wurde ein Krankenhaus-Vorplatz planiert und in Frohburg ein kleiner Gemeindesaal errichtet. Oekumenisch, wie früher, waren die Lager nicht mehr; es fehlten Freunde aus den Kirchen anderer Länder. Auf solche Teilnehmer werden wir fortan wohl verzichten müssen. Wir wollen aber viel mehr als bisher die Oekumene in der DDR entdecken und auch praktizieren. Einige Methodisten haben in den Lagern bereits mitgearbeitet.

Da diese Aufbaulagerarbeit solchen großen Umfang angenommen hat, war es notwendig geworden, eine Mitarbeiterin mehr einzustellen. Fräulein *Eva Heinicke*, bisher Gemeindehelferin, arbeitet ab 1.10.1959 mit Wolf-Dietrich *Gutsch* zusammen. Beide sind in unserem gesamten Vortragsdienst tätig. Wolf-Dietrich *Gutsch* ist noch verantwortlich für unser Bild-, Tonband- und Zeitschriftenarchiv, das er zusammen mit seiner Sekretärin, Fräulein *Folesky*, verwaltet.

Martin *Iwohn* hat seit vergangenem Herbst die Leitung unserer Wohnwagenarbeit. Diese Arbeit ist unsere älteste und nun auch schon die schwerste. Wir besitzen drei große und einen kleinen Wagen sowie



Pastor und Vikar im Arbeitslager in der DDR



Einer unserer Wohnwagen in der DDR – Jugendarbeit

ein großes Versammlungszelt. Die Wohnwagen sind z.Zt. stationiert in Weichendorf und in Jamlitz N.L., und ein Wagen ist seit drei Jahren verborgt nach Leipzig. In Weichendorf und Jamlitz arbeiten wir schon seit 1955, von 1955 — 1958 waren in jedem Sommer Studenten und Diakon Schüler gruppenweise und in Verbindung mit den Wohnwagen in diesen Gemeinden eingesetzt. Die Gruppen leiteten als Bruderschaften die Gemeinden und halfen bei der Ernte einbringung der Privat- und Genossenschaftsbauern und waren auf der Maschinen-Traktoren-Station als



Zeltmission. In der Mitte Pastor Iwohn

Traktoristen und Binderfahrer tätig. Die körperliche Arbeit der „Wohnwagenpastoren“ war leise „Begleitmusik“ für alles, was sie mit Menschen bei der Arbeit, in Gemeindevorstellungen und Gottesdiensten redeten. Die Gottesdienste wurden in Gemeinschaft vorbereitet und gemeinsam in den Gemeinden gehalten. Einige Studenten, die 1955 und 1956 als Praktikanten in Weichendorf und Jamlitz tätig waren, sind nach ihrem 1. Theologischen Examen Industriearbeiter geworden, leben in Industriegebieten in Gruppen zusammen und versuchen, dort durch ihr Leben sich selber und anderen zu helfen.

Im vergangenen Sommer kamen nur noch einige Studenten. Das hängt damit zusammen, daß das Praktikum aller Studenten an den Hochschulen der DDR vom Sommer auf den Februar verlegt worden ist. Martin Iwohn hatte im Wohnwagen fünf Diakon Schüler, einen Predigerschüler und einen Oberschüler. Er hat versucht, mit diesen „Schülern“ selber Schüler der biblischen Botschaft zu werden und Freund und Helfer der Bauern in Weichendorf.

Eine Gruppe mit sechs Studenten war mit kleinen Zelten an der Ostsee und versuchte zu entdecken, wie Menschen ihren Urlaub verbringen und ob, wo und wie man ihnen eventuell dabei helfen kann. Auch hier war das gemeinsame Leben und Erleben das Entscheidende.

Außer diesen Einsätzen hat Martin Iwohn zwei Rüsten mit Theologie-Studenten durchgeführt und mit ihnen zusammen gearbeitet über die Probleme, die unsere Gesellschaft uns stellt und die wir mit den Gemeinden zu bewältigen haben.

Vom 1. Oktober bis 21. Dezember 1959 war Martin Iwohn für ein Vierteljahr ausgeborgt an das Hilfswerk Berlin-Brandenburg als Reisesekretär in der Aktion „Brot für die Welt“. Ab 1. Januar 1960 ist er wieder ganz bei uns, und seine Hauptaufgabe wird es werden, mit Theologie-Studenten in kleinen Gruppen über all die Fragen zu arbeiten, die uns als Christen mit unserer mobilen Industrie-Gesellschaft — bei uns unter dem Vorzeichen des Marxismus — gestellt werden.

Martin Iwohn ist auch in unserem allgemeinen Vortragsdienst tätig. (Fortsetzung folgt)



Gespräch mit jungen Leuten auf einer Wochenendtagung

Nachrichten FÜR UNSEREN FREUNDESKREIS



Ein treuer Helfer der Goßner-Kirche:
Dr. Sovik, Direktor der Abt. Weltmission des Lutherischen Weltbundes / Genf

1. Die Lage in der Goßner-Kirche.

Es steht nunmehr fest, daß die in der letzten Generalsynode (1.—6. März 1959) wiederhergestellte Einheit und der durch einmütige Beschlüsse herbeigeführte Frieden in der Goßner-Kirche Bestand haben. Es kam alles darauf an, daß die Brücke, die sich vom Ende der Synode bis zum Beginn der Arbeit der Oekumenischen Kommission spannte, hielt. Sie hat gehalten! Das ist Grund genug, um Gott zu loben und zu danken.

Um die Arbeit der Oekumenischen Kommission, die der Goßner-Kirche bis zur nächsten Synode eine neue Verfassung geben soll, in Gang zu bringen, war der Vorsitzende der Kommission, Bischof Dr. *Manikam*, in der Zeit vom 21.—24. Oktober 1959 in Ranchi. Er rief die indischen Mitglieder der Kommission, genau dieselben, mit denen auch Missionsdirektor *Lokies* während seines Besuches in der Goßner-Kirche die letzte Synode vorbereitet hat, zusammen, um sich über die gegenwärtige Lage der Kirche unterrichten zu lassen und einen gemeinsamen Arbeitsplan zu entwerfen. Es zeigte sich dabei, daß die auf die Einheit und den Frieden hinzielenden Beschlüsse der Synode noch nicht vollständig und überall durchgeführt waren. Ja, es war inzwischen sogar zu neuen Schwierigkeiten und in einer Gemeinde, Khutitoli, sogar

zu einem neuen Prozeß gekommen. Bischof Dr. *Manikam* verfaßte mit seinen Mitarbeitern einen Aufruf, der am 1. Advents-Sonntag in allen Gemeinden zur Verlesung gelangte. Darin wird die Goßner-Kirche aufgerufen, im Gehorsam gegen ihren Herrn mit den Beschlüssen der Synode wirklich Ernst zu machen. Nach der Abreise von Bischof Dr. *Manikam*, der sich gleich danach einer schweren Augenoperation unterziehen mußte, gingen seine Mitarbeiter in Ranchi daran, das Material für den Entwurf einer neuen Verfassung zusammenzutragen. Der junge Pastor Nirmal *Minz*, der im Auftrage des Lutherischen Weltbundes als Dozent an die Nommensen-Universität in Sumatra gehen sollte, erhielt wegen des über Indonesien verhängten Ausnahmezustandes keine Einreisegenehmigung und stand darum für diese besondere Arbeit zur Verfügung.

Inzwischen haben die beiden andern, nichtindischen Mitglieder der Kommission, Bischof Dr. *Meyer-Lübeck* (Deutschland) und Professor Dr. *Kishi*, Tokio (Japan), zugesagt, entweder für die Zeit vom 17. März bis 10. April oder vom 15. bis 30. April 1960 nach Ranchi zu kommen und in Zusammenarbeit mit ihren indischen Brüdern die neue Verfassung der Goßner-Kirche zu entwerfen. Am 1. Mai d. J. soll dann die verfassunggebende Generalsynode der Goßner-Kirche beginnen.

Während dieser ganzen Zeit hat der in der letzten Synode eingesetzte Vertrauensrat der Kirche (Advisory Board), dem die führenden Männer der Kirchenleitung und der kirchlichen Opposition angehören,



Professor Dr. Kishi

das Friedenswerk fortgesetzt. So berichtet z. B. Pastor *Kloss*, daß durch den gemeinsamen Einsatz von Vertretern beider Gruppen der Streit in Khutitolı beigelegt werden konnte. Und in Rourkela, wo der Gegensatz zwischen der legalen Kirchenleitung und ihrer Opposition besonders leidenschaftlich in Erscheinung trat, wirkten an der Grundsteinlegung zweier Kapellen gemeinsam mit dem deutschen Auslandspfarrer Dr. *Peusch* sowohl der Präsident der Goßner-Kirche, Pastor *Tiga*, wie auch sein schärfster dortiger Gegner, Superintendent *Khalkho*, mit.

2. Aus der Heimatarbeit.

Pastor Heinrich *Linnemann* - Osteel, feierte am 14. Februar seinen 70. Geburtstag. Er ist nicht nur Mitglied des Goßner-Kuratoriums, sondern zugleich auch der Schatzmeister der Ostfriesischen Missionsgesellschaft, die die Arbeit der Mission in Indien seit einem Jahrhundert fördert und trägt. Die Heimatarbeit der Goßner-Mission in Ostfriesland ist seit Jahrzehnten mit seinem Namen verbunden. Unsere Missionshäuser in Berlin-Friedenau und Mainz-Kastel und unser gesamtes Kuratorium gedenken seiner in brüderlicher Liebe und Dankbarkeit.

Seit dem 7. Dezember 1958 hat die Goßner-Mission in Ostfriesland in ihrem früheren Missionar, Pastor Helmut *Borutta*, der jetzt Pfarrer in der Gemeinde Logabirum ist, einen Vertreter an Ort und Stelle. Um ihn und den jungen Pastor *Siemens* in Collinghorst sammelt sich außer den altbewährten, der Mission verbundenen Pfarrern auch eine Gruppe junger Pastoren, die auf neuen Wegen die Missionsliebe in den ostfriesischen Gemeinden erhalten und



Pastor Dr. Peusch mit seiner Familie

vertiefen will. So wurde in der Landvolkshochschule Potshausen in der Zeit vom 4. bis 7. Januar erstmalig ein Missions-Seminar durchgeführt, an dem Dr. *Hermelink* vom Deutschen Evangelischen Missionsrat Hamburg, Pastor *Ruf* vom Zentralverband für Äußere Mission in Nürnberg und Missionsdirektor *Lokies* von der Goßner-Mission sprachen. Ein ähnliches Seminar soll im nächsten Jahr wiederholt werden.

3. Verabschiedung von Pastor Hanukh Minz.

Am 14. Februar wurde unser indischer Bruder und Mitarbeiter, Pastor *Hanukh Minz*, in einem Missionsgottesdienst in Riepe (Ostfriesland) durch Landessuperintendent *Siefken* im Namen unseres Kuratoriums verabschiedet. Landessuperintendent a. D. Theodor *Elster* hielt die Festpredigt.



Hanukh und Alomani Minz



Pastor Heinrich Linnemann,
Osteel/Ostfriesland

Pastor *Hanukk Minz* kam am 22. April 1955 in Deutschland an und hat fünf Jahre lang treu und unermüdlich im Heimatdienst der Goßner-Mission gestanden. In Ostfriesland, Westfalen, Lippe, Hessen-Nassau, Württemberg, Bayern und Berlin ist er in den mit der Goßner-Mission verbundenen Gemeinden mehr und mehr ein lieber und stets willkommener Gast geworden, der in Predigt und Bericht die großen Taten Gottes in Indien überzeugend verkündete. Die Goßner-Mission ist ihm für diesen Dienst großen Dank schuldig. Sie dankt aber auch seiner Frau *Alomani* für den Glaubensmut, mit dem sie zu uns gekommen ist. Obwohl sie sich erst ein wenig einsam fühlte, ist ihr doch im Laufe der Zeit Deutschland und die deutsche Mutterkirche eine richtige Heimat geworden. Pastor *Hanukk Minz* kehrt mit seiner Frau nach Indien zurück, um wieder in den Dienst der Goßner-Kirche einzutreten und dort die Erfahrungen auszuwerten, die er in Deutschland gesammelt hat. Die Leitung der Goßner-Kirche hat versprochen, für ihn sobald wie möglich einen Nachfolger zu berufen. Wir begleiten mit Dankbarkeit und Liebe das Ehepaar *Minz* auf seiner Fahrt nach Indien und erbitten für sein zukünftiges Leben und Wirken Gottes Segen.

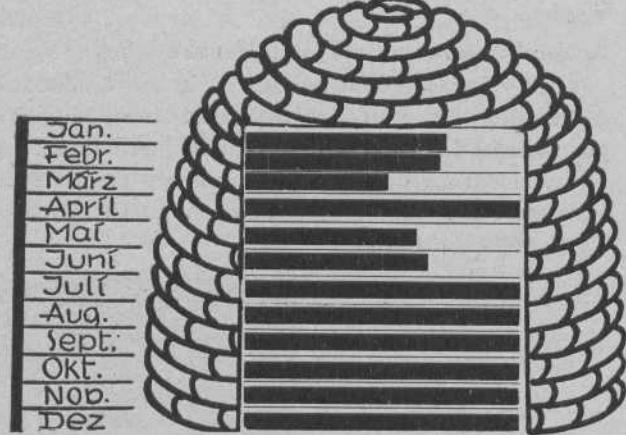
Nachruf für Missionsschwester Toni Steiner

Am 24. September 1959 ist Schwester *Toni Steiner* im 89. Lebensjahr heimgerufen worden. Nach ihrer Ausbildung im Morgenländischen Frauenverein wurde sie im Jahre 1895 von der Englischen Kirchenmission für den Dienst auf der Missionsstation Sikandra bei Agra (Nordindien) angefordert und ausgesandt. Neun Jahre lang hat sie dort der Englischen Kirchenmission treu gedient, bis sie im Jahre 1909 in den Dienst der Goßner-Mission überging, die unter den Ureinwohnern Indiens, den Adivasi, den Grundstein zu einer Kirche gelegt hatte. Der erste Weltkrieg machte



Toni Steiner

ihrer Tätigkeit ein Ende. Auch sie wurde damals wie alle deutschen Missionare aus Indien ausgewiesen und kehrte in die deutsche Heimat zurück. Hier konnte sie während des Krieges als Dolmetscherin in Gefangenengenlagern für Inder aushelfen, um dann später durch einen ausgedehnten Vortragsdienst in den mit der Goßner-Mission verbundenen Gemeinden hin und her im Lande den Eifer für die Sache der Mission zu wecken und lebendig zu erhalten. Am liebsten wäre sie wieder nach Indien zu ihrer Missionsarbeit zurückgekehrt. Ihr Gesundheitszustand ließ es leider nicht zu. So blieb sie bis zu ihrem hohen Alter und auch noch, als Krankheit und Schwäche sie ans Haus fesselten, eine in der ganzen Gegend bekannte und gern besuchte Heimatmissionarin, der die Goßner-Mission viel zu danken hat. L.



Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 31. Dezember 1959

betrugen 216000,— DM

sie beträgt 210848,— DM

Wir haben zu wenig
gesammelt 5152,— DM

Unser Gabenkonto:

Gofsnersche Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 52050 beim Postscheckamt Berlin-West für Gofsnersche Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Gofsnersche Missionsgesellschaft Mainz-Kastel

Gossner Missionenblatt



Berlin, April 1960 (Nr. 2)

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Gegründet 1834



Das Evangelium zum Zeugnis allen Völkern



Eine dringende Bitte zum Abschied

„Setzt euch hier, bis ich hingehe und bete“

(Markus 14, 32)

Pastor Hanukh Minz

Diese Worte spricht Jesus zu seinen Jüngern Petrus, Johannes und Jakobus in dem Augenblick, als er den Garten Gethsemane betritt. Es ist die erste Station auf seinem Leidenswege, der zum Tode am Kreuze, aber auch durch die Auferstehung zum Leben und zur Herrlichkeit führt. Jesus geht diesen Weg nur Schritt für Schritt. Hier im Garten Gethsemane ist von der zukünftigen Herrlichkeit noch nichts zu sehen. Hier ist seine Seele „zum Tode betrübt“. Hier „opfert er Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Tränen“. Hier fällt der Schweiß, den er vergießt, auf die Erde „wie Blutstropfen“. Als eine dunkle Woge aus dem Schoß der Finsternis sieht er auf sich zukommen Gefahren von außen: Feindschaft und Haß der Welt; und Bedrohungen von innen: Verleugnung und Verrat aus seinem engsten Jüngerkreis. Da schaut er sich nach Mithbütern um, die mit ihm wachen, und nach Mitkämpfern, die bereit sind, mit ihm zu leiden und — zu siegen. Aber er sieht sich von allen verlassen. Die getreuesten seiner Getreuen — Petrus, Johannes und Jakobus — sie schlafen.

Dieser ganze Vorgang und auch die Worte Jesu an seine Jünger: „Setzt euch hier, bis ich hingeho und bete“ erinnern mich an einen ganz bestimmten Wendepunkt in der Geschichte der Goßner-Mission. Die ersten Goßner-Missionare, die nach Chotanagpur, dem Stammesland der Adivasi, der Ureinwohner Indiens, kamen, predigten das Evangelium 5 Jahre lang, ohne auch nur die geringste Frucht ihrer Arbeit zu sehen. Verzweifelt schrieben sie an Vater Goßner nach Berlin, er möge sie aus dieser hoffnungslos unfruchtbaren Arbeit herausnehmen und auf ein anderes Missionsfeld schicken.

Wenn Goßner auf diese ihre Bitte gehört hätte, so kann ich nicht sagen, was aus mir und meinen



Gedenkstein zur Erinnerung an die Ankunft der ersten Goßnermissionare in Ranchi

Inscription auf dem Gedenkstein:
„Dieser Stein ist gesetzt, um die Stelle anzudeuten, an der die ersten Missionare, die einst Pastor Goßner aussandte, ihr Zelt aufgeschlagen und mit dem Missionswerk begonnen haben, seit dem 2. November 1845. Ihre Namen sind: E. Schatz, A. Brandt, Fr. Batsch, J. Th. Janke.“

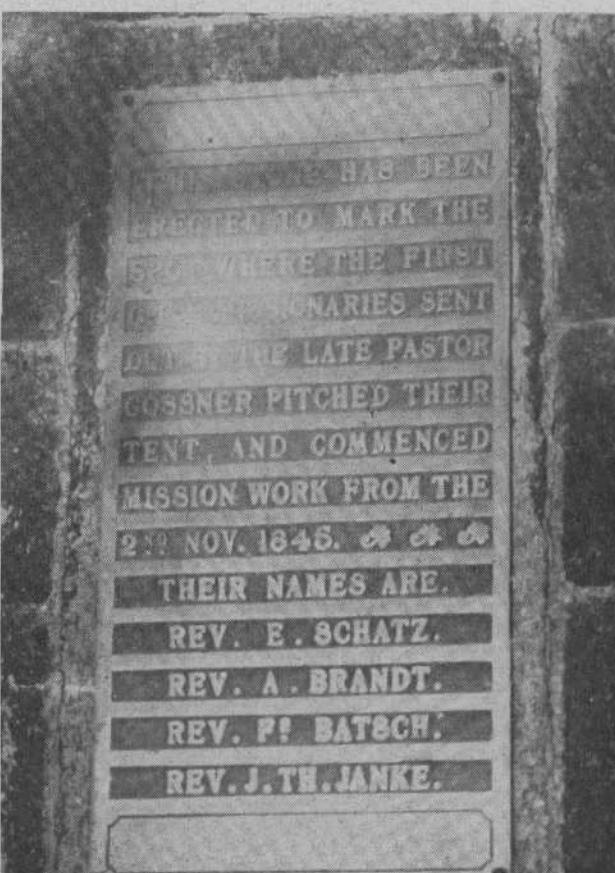
Vorfahren geworden wäre. Wir wären in Zauberei und Aberglauben verstrickt geblieben. Wir wären noch heute Sklaven der Sünde und der teuflischen Mächte. Wir wären blind, Lahm, stumm, taub und dem ewigen Tode preisgegeben.

Goßner aber war ein wacher Beter. Er glaubte an die Verheißung Jesu: „So ihr den Vater bitten werdet in meinem Namen, so wird er's euch geben“ (Joh. 16, 23). Aus den Erfahrungen seines eigenen, kämpferfüllten Lebens wußte er, was es bedeutete, wenn der Apostel Paulus seine Brüder ermahnte: „Helft mir kämpfen mit Beten“ (Römer 15, 30). So schrieb er denn an die verzagten Missionare nach Indien: „Bleibet dort und betet, und wir hier wollen auch mehr beten.“

Und das Wunder geschah. Noch in demselben Jahre ließen sich die 4 ersten Adivasi taufen. Durch die Gnade Gottes wurden meine Vorfahren Christen. Die Saat des Glaubens ging auf. Und im Laufe der Zeit wurde aus dem kleinen Senfkorn ein großer Baum. So, wie der Herr Jesus zu den 5 Hallen beim Teiche Bethesda in Jerusalem kam, um die Kranken zu heilen, so ist heute in 5 Provinzen des nordöstlichen Raumes von Indien (Bihar, Orissa, Madhya, Pradesch, Westbengalen und Assam) die Evangelisch-Lutherische Goßnerkirche von Chotanagpur und Assam tätig.

Die Zahl der Christen beträgt heute schon weit mehr als Zweihunderttausend Seelen.

Dieses Wachstum der Kirche ist in keinem Augenblick ihrer Geschichte ohne die schwersten äußereren



und inneren Krisen vor sich gegangen. Gefahren von außen und Bedrohungen von innen: Sie sind auch in der Geschichte der Goßner-Kirche wie eine dunkle Woge, die immer wieder aus dem Schoß der Finsternis hervorbricht. Ich denke dabei an den indischen Militäraufstand von 1857, der sich nicht nur an den englischen Soldaten und Beamten, sondern auch an europäischen Missionaren und den jungen indischen Christengemeinden austobte — auch in Chotanagpur. Ich denke dabei an das Zerwürfnis unter den Goßner-Missionaren selbst (im Jahre 1868), von denen sich ein Teil von der Goßner-Mission trennte und die Anglikanische Kirche ins Land rief. Ich denke an die sogenannten Sardar-Unruhen, jene agrarpolitischen Umrübe in den 80er-Jahren, die die Goßner-Kirche bis in ihre Fundamente erschütterten; und ich denke nicht zuletzt an die beiden Weltkriege. Im ersten Weltkrieg wurden die deutschen Missionare kurzerhand interniert und nach Deutschland abgeschoben. Die Missionsgemeinden blieben ohne Führung und waren, der bittersten Not preisgegeben, sich selbst überlassen. Damals glaubten viele, daß der Krieg das Ende der Goßner-Mission in Indien sei; er war aber der Anfang der jungen autonomen Goßner-Kirche (1919), die auch während des 2. Weltkrieges ihre Selbständigkeit unter Beweis gestellt hat.

Seit einigen Jahren aber geht diese Goßner-Kirche durch die schwerste innere Krise, die es je in ihrer Geschichte gegeben hat. Die Bedrohung geht jetzt von den indischen Christen selber aus. Die beiden Hauptstämme der *Mundas* und *Uraons*, die zur evangelisch-Lutherischen Goßner-Kirche gehören, stehen seit Jahren in einem scheinbar unversöhnlichen Gegensatz zueinander. So droht in einer Zeit, in der sich alles in der Welt zusammenschließt — Völker, Staaten und Kirchen — die Goßner-Kirche in zwei Stammeskirchen zu zerfallen. Aus diesem Grunde wurde im vergangenen Jahre Missionsdirektor *Lokies* nach Indien entsandt, um die feindlichen Gruppen miteinander zu versöhnen und die Kirche auf den Weg des Friedens und der Einheit zurückzuführen. Er verhandelte mit den gegnerischen Gruppen; er rief die Generalsynode zusammen; und es wurde ihm durch Gottes Güte geschenkt, die Voraussetzungen für den Frieden und die Einheit in der Goßnerkirche zu schaffen. In diesem Monat soll das Einigungswerk vollendet werden. Die in der letzten Synode vom Lutherischen Weltbund

erbetene oekumenische Kommission tritt in diesen Tagen in Ranchi zusammen, um der Goßner-Kirche eine neue Verfassung zu geben. Im Anschluß daran findet eine außerordentliche, verfassunggebende Synode statt, die mit ihren Beschlüssen die Einheit und den Frieden in der Kirche besiegeln soll.

Das ist der Grund für meine dringende Bitte, die ich zu meinem Abschied aus Deutschland an alle Gemeinden richte, die ich während meines Aufenthalts in Deutschland besucht habe. Ich tue es in der Weise, daß ich ihnen die Worte Jesu an seine drei Lieblingsjünger zurufe:

„Setzt euch hier, bis ich hingeho und bete.“

Mit diesen Worten hat der Herr Christus gewiß nicht gemeint, daß sich seine Jünger hinsetzen und schlafen sollten, während ER im Gebet mit dem Tode rang, Sie sollten mit ihm wachen und beten. Wir wissen sehr wohl, daß es der Herr Christus selbst und allein ist, der mit seinem hohenpriesterlichen Gebet die Kirche trägt — auch die Goßner-Kirche. Es ist aber Sein Wille, daß wir darum beten sollen, daß Sein Reich auf Erden komme. Und wenn je die Goßner-Kirche unser Gebet gebraucht hat, dann in diesem Augenblick. Darum meine dringende Bitte zum Abschied: Wachet und betet! Betet für eure eigene Kirche in Deutschland, betet aber auch für unsere Kirche in Indien, daß sie auf ihrem Wege fortschreite, wie Pastor *Jilo Tiga*, der jetzige Präsident der Goßner-Kirche, schreibt:

„From trust to trust, one reconciliation to another, one agreement to another, and then another and then another and finally win the crown of peace and unity. May God grant us this!“

D. h.: „Von Vertrauen zu Vertrauen, von einer Versöhnung zur anderen, von einem Übereinkommen zum anderen, Schritt für Schritt, bis wir zuletzt die Krone des Friedens und der Einheit erlangen. Das möge Gott uns schenken.“ Amen! Hanukh Minz



Frau Alomani Minz



Im Flughafenrestaurant Berlin-Tempelhof. Von links nach rechts: Schwester Ursula von Lingen, Frau Junghans, Matthias, Frau Lokies, Schwester M. Schatz

Ankunft in Amgaon

*Lobe den Herren, der alles so herrlich regiert,
der dich auf Adelers Fittichen sicher geführet,
der dich erhält, wie es dir selber gefällt;
bist du nicht dieses verspüret?*

Diesen Vers singend, zogen wir am 19. 1. 1960 in Amgaon ein. Ja, wir haben es gespürt, wie Gott uns bisher geführt und erhalten hat. Zwar waren es zu Beginn der Reise sehr moderne „Fittiche“, auf denen wir flogen, doch es ging nicht alles ganz reibungslos vor sich. Am 14. 1., um 12 Uhr mittags, sollten wir planmäßig mit dem Flugzeug von Berlin abfliegen. Aber schon am Tag zuvor kam die Nachricht, daß das Flugzeug London — Frankfurt — Calcutta Verspätung hätte. So wurde unser Abflug auf 17 Uhr verlegt.

Um 16.30 Uhr stehen wir mit Sack und Pack auf dem Flugplatz Tempelhof, unter Begleitung von Herrn Direktor *Lokies* und seiner Frau sowie anderen aus dem Goßnerhaus und einigen Angehörigen von uns. Kurz vor 17 Uhr kommt der Bescheid, daß das Flugzeug ausfällt wegen vereister Rollbahn in Frankfurt. Was nun? Großes Hin und Her! Wie kommen wir nach Frankfurt? Über Hannover oder Düsseldorf? Per Flugzeug oder per Bahn? Oder ein anderes Flugzeug nach Calcutta? Alles scheint unmöglich. Schließlich hören wir, daß um 22 Uhr ein Sonderflugzeug nach Frankfurt fliegt. Um 18 Uhr ist endlich alles geregelt, und wir können uns für die nächsten Stunden im Flugplatz-Restaurant häuslich niederlassen.

Um 22 Uhr heben wir uns dann wirklich in Berlin in die Lüfte und winken durch die Nacht unseren Lieben zum Abschied zu. Planmäßig landen wir um 23.30 Uhr in Frankfurt, wo wir von Herrn *Weißinger*, Schwester *Auguste Fritz* und den beiden indi-



Empfang auf dem Flughafen Frankfurt/Main. Links: Schwester Maria Schatz mit ihrem Bruder. Rechts: P. Symanowski mit Schwester Ursula von Lingen. Im Hintergrund von links nach rechts: Paulus Kerketta, Schwester Auguste Fritz, Paul Singh.

schen Studenten *Paul Singh* und *Paulus Kerketta* erwartet werden. Wir sitzen im Restaurant und warten auf unser Flugzeug, das um 1.50 Uhr fliegen soll. Kurz vor 2 Uhr wird uns die Nachricht überbracht, daß das Flugzeug bis auf weiteres nicht in London starten wird. Wir tragen es mit „indischer Ruhe“ und mit der Freude über die unerwartete Gelegenheit, nun doch noch nach Mainz-Kastel zu kommen. Gegen 3.30 Uhr erreichen wir das Kasteler Goßnerhaus und freuen uns, unsere müden Glieder noch etwas ausstrecken zu können. Endlich kurz vor 12 Uhr mittags werden wir zum Flugplatz abgerufen; aber es wird 15 Uhr, bis wir wirklich von Frankfurt abfliegen. Wir fliegen mit einem ganz modernen Düsenflugzeug: Boeing 707, das uns in einer Höhe von über 10 000 m etwa 500—600 Meilen in der Stunde vorwärts bringt. Zunächst ist es ein herrlicher Flug über das Rhein-, Neckar- und Donaugebiet. Alles ist so klein unter uns — wie ein Modellierkasten: Berge, Flüsse, Wälder, Städte, alles im weißen Winterschmuck! Dann geht's über die Alpen. Sie wirken von oben wie zusammengeschobene Schlagsahne, aber sie glitzern in herrlichem Sonnenschein. Kurz danach wird es grau und dunkel unter uns. Wir fliegen über den Wolken, aber der Himmel über uns ist tiefblau. Als wir uns in Rom dem Boden nähern, ist alles grün und braun. Wir sind in 2 Stunden aus

dem Winter in den Frühling gekommen. In Rom regnet es in Strömen, und das Wasser gefriert auf den kalten Flügeln. Außerdem geht unser Licht aus. So sitzen wir etwa 3 Stunden im Dunkeln, bis das Licht wieder angeht und die Flügel aufgetaut sind. Dann fliegen wir planmäßig über Kairo nach Karachi. Es ist Nacht, so können wir nichts sehen. Als wir etwa um 5 Uhr in Karachi landen (9 Uhr nach dortiger Zeit), ist warmes Sommerwetter. Im 2½-Stundenflug geht es dann ganz quer über Indien. Unter uns liegt braunes, ausgetrocknetes Land, zwischendurch schlängeln sich halb ausgetrocknete Flüsse, und hier und da deuten schwarze Punkte ein Dorf oder eine Stadt an. Wie winzig klein ist alles! Man kann keine einzelnen Häuser erkennen. Was ist dann ein einzelner Mensch? Jeder nur ein Bruchteil eines Pünktchens. Ich denke an Psalm 8: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst?“ Es übersteigt unser Fassungsvermögen, daß Gott an jeden Bruchteil solchen Pünktchens denkt, jeden kennt. Wie groß ist dieser Gott! — und wie klein werden wir vor ihm!

Am 16. 1., um 8.30 Uhr, landen wir in Calcutta. Hier ist es 1 Uhr und richtig tropische Hitze. Wir stehen noch in Wintermantel und Wollmütze, wie wir vor etwa 18 Stunden aus tiefstem Winter in Frankfurt abgeflogen sind. Welch ein schneller Wechsel! Wir können es noch nicht fassen, daß wir in Indien sind, als wir kurz darauf mit Pastor *Kloß* und seiner Frau durch die Straßen Calcuttas fahren. Aber unsere Herzen sind voll Dankbarkeit gegen Gott, der seine Hände über und unter uns gehalten hat auf dem Wege bis hierher.

In Calcutta werden wir gleich richtig indisch empfangen, auf allerlei Weise! Zunächst sind wir liebevoll zum Mittagessen eingeladen — bei bengalischen Christen (natürlich wird auf indisch gegessen). Hier kommen auch gleich Mäntel und Wintersachen weg, und wir stellen uns auf Sommer um, mit Perlonkleidern und Sandaletten. Am nächsten Tag wollen wir uns diese graue, trostlose Stadt etwas näher ansehen. Zuerst geht es zum Kali-Tempel und den Ghats, die Stufen zum Ganges hinab, in dessen brauner Soße sich die Menschen tummeln, weil dieses Wasser für die Hindus heilig ist. An beiden Orten bekommen wir einen unvergesslichen Eindruck von der Macht eines fremden, primitiven Glaubens, gekennzeichnet durch Schmutz, Armut und Furcht. Man ist ständig von bettelnden Menschen verfolgt. Ist es immer wirkliche Not oder auch ein billiges Gewerbe? Es ist nicht festzustellen. Wir fliehen schließlich in ein Taxi und aus dieser schrecklichen Gegend in ein anderes Gebiet der Stadt. Vor einem hohen Gebäude mit zwei Türmen machen wir Halt. Es ist die Moschee von Calcutta. Eine ganz andere Gegend, ganz andere Menschen und ein ganz andersartiger Religionskult. Doch von Calcutta werden wir ein Bild nicht vergessen: die Menschen, die vor unserem Quartier auf der Straße leben, sich in der Gosse mit schmutzigem Wasser waschen und diese Brühe auch trinken. Woher sollen auch die vielen Epidemien kommen? —

Am nächsten Nachmittag erreichen wir nach einer holprigen Fahrt im Zug unsere zweite Station in Indien — Jamshedpur. Wir suchen nach Pastor *Peusch* aus Rourkela, der gerade da ist und uns die paar hundert Kilometer bis Amgaon befördern soll. Hier

in Jamshedpur wird gleich eingekauft, was irgendwie notwendig ist, vor allem Haushaltsartikel und Lebensmittel für Amgaon. Als wir am darauffolgenden Tag mit Gemüsekorb, Waschpulver, Seife, Fett, Handtüchern, Schüsseln usw. und dem Reisegepäck den Wagen beladen haben, ist er wirklich voll. Wir sind auf unserem Wege nach Amgaon noch nicht sehr weit gekommen, als wir zur Autoreparatur nach Jamshedpur zurückkehren müssen. Warum sollen ausgerechnet wir ohne Panne nach Amgaon kommen?! —

Der zweite Start ist glücklicher, aber wesentlich später, so daß uns zwei Stunden danach die Nacht überfällt. Ehe wir den gefährlichen Weg über die Berge antreten, finden wir noch eine Tankstelle. Es ist 8 Uhr abends, aber bis Amgaon immer noch 4 Stunden Fahrt. Nun geht es richtig in den Dschangal, über holprige Wege, an Abgründen entlang, hinauf, hinunter und wieder hinauf. Endlich sind wir auf der anderen Seite wieder im Tal und atmen auf; doch noch ist es weit bis Amgaon! Zehn Minuten vor Mitternacht biegt unser Auto vom Wege ab und fährt durch einen schönen Mangohain. Im Scheinwerferlicht sehen wir bald eine Toreinfahrt und ein Kreuz darüber — wir sind am Ziel. Mit dankbarem Herzen singen wir das deutsche Loblied in die Dschangelnacht: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren! Schwester Ilse Martin steht auch gleich mit ihrer Lampe vor der Tür, um zu sehen, was da mitten in der Nacht sie so jubelnd überfällt! — — —

Wir sind zwar nun da, aber jeden Tag wird die Last schwerer und erdrückender, aus dem Jubeln und Loben ist schon ein stilles Seufzen geworden. Nicht das sehr primitive Leben ist es, das uns quält (wir hausen in einem Raum im Doktorhaus, weil das Schwesterhaus noch nicht repariert ist; wir müssen noch einiges anstreichen, wenn wir einmal Zeit haben!); nicht, daß wir zumeist von Reis und Dhal

(Linsen) leben, weil es 80 km bis zur nächsten Stadt ist, wo wir richtig einkaufen können; auch nicht, daß wir ohne Arzt „wursteln“ und oft vor unlösbarsten Problemen stehen, genauso wie Schwester Ilse —: unser Problem ist, daß wir keinen Menschen verstehen, wenn sie übermorgen wegfährt! Unser Hospital-Verwalter (Compounder) ist der einzige hier, der ein bißchen Englisch kann. — Vorgestern fuhr ich zu einer Entbindung in ein Dorf, 20 Meilen von hier. Überall standen Menschen auf dem Weg und wollten für irgend etwas Hilfe haben. Sobald ich mich einem Dorfe näherte, ging ein Geschrei los, und es strömte von allen Seiten herbei. Alles, was für menschliches Ermessen beschwerlich erscheint, Panne mit dem Fahrrad, unmögliche Wege, mit dem Rad im Arm durch den Fluß zu waten, der glühende Sonnenbrand (!) — das gab es eigentlich gar nicht, obgleich es da war. Was mir fast das Weinen nahebrachte, war die Tatsache, daß sich Menschen mit flehenden Augen vor mir auf die Erde warfen und mich mit einem Redeschwall überschütteten, von dem ich nicht ein Wort verstand. Auch die Leute hier empfinden das so. Wenn sie Schwester Ilse sagen, sie könne unmöglich weggehen, und sie ihnen klar machen will, daß wir ja jetzt da wären, schütteln sie nur mit dem Kopf: „Sie verstehen uns nicht mal. Wie du gekommen bist, hast du mit uns geredet in unserer Sprache. Wir konnten dich fragen, und du hast uns gehört. Die Neuen, nein, sie verstehen uns nicht!“ Die Folge ist, daß wir jetzt bis in die Dunkelheit hinein Patienten vor der Tür haben, die gehört hatten, Schwester Ilse ginge weg, und die noch schnell vorher behandelt sein wollen.

Wie es weitergehen wird, wissen wir nicht, aber Gott weiß es, der uns bisher geleitet hat und der uns auch jetzt in all' unserer Schwachheit seine Kraft beweisen wird. Das glauben wir ganz bestimmt.

Ursula von Lingen

Die Auslandsdeutschen von Jamshedpur u. Rourkela

Das bisher größte Eisenhüttenwerk Indiens, Jamshedpur liegt mitten im Gebiet der Goßner-Kirche (heute eine Industriestadt mit 300 000 Einwohnern und rund 40 000 Arbeitern). Die sogenannten „Tata-Werke“, ganz mit indischem Aktienkapital aufgebaut, sind der Stolz Indiens. Zu ihrem 50jährigen Jubiläum

Tata-Werke, Jamshedpur



1957 erschien Nehru persönlich.

Die Tatawerke befinden sich im Privatbesitz der Parsenfamilie Tata, die schon beim Aufbau des Unternehmens $\frac{3}{4}$ der Aufträge an deutsche Firmen vergeb (1907) und bis zur Stunde deutsche Facharbeiter und Ingenieure bevorzugt anstellt. Einer der lei-

Chaibasa, Missionarsbungalow und Kirche





Missionar Borutta konfirmiert zwei junge Deutsche aus Jamshedpur



Die Auslandsdeutschen von Jamshedpur besuchen die Tabita-Bibelschule und Gemeinde in Govindpur



Ein Auslandsdeutscher fordert mit Trommelschlag zur Kollekte auf

Wohnstadt Rourkela



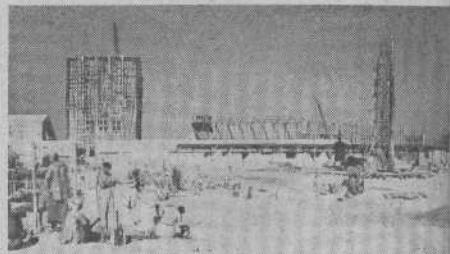
tenden Direktoren ist heute noch ein Deutscher. Tausende aber der indischen Werkangestellten und Arbeiter gehören der Goßner-Kirche an, die einmal von deutschen Missionaren gegründet wurde und die in Jamshedpur 4 Gemeinden unterhält. Zwei indische Ingenieure (*P. D. Kandulna* und *P. D. Panna*), die in der Kirche eine führende Rolle spielen und es sich nicht nehmen lassen, in ihren Gemeinden regelmäßig zu predigen, haben auch im Eisenhüttenwerk wichtige Stellungen inne. So verwaltet der eine von ihnen (*Kandulna*), der zugleich Landwirt ist, den ganzen nicht unerheblichen Landbesitz der Tatawerke.

Und nicht weit von Jamshedpur — nur 1 Stunde Autofahrt entfernt — liegt die nächste mit einem deutschen Missionar besetzte Station der Goßner-Kirche: Chai-basa. Es ist das persönliche Verdienst des letzten dort stationierten Missionars *Borutta*, ein Vertrauensverhältnis zwischen der Goßner-Mission und der auslandsdeutschen Kolonie in Jamshedpur (rd. 60 Familien) begründet zu haben. Auch nach seiner Rückkehr in die deutsche Heimat (1958) sehen die Jamshedpur-Deutschen in ihm ihren Pastor und Seelsorger und können sich nicht recht an einen Nachfolger gewöhnen. Mit seiner Hilfe lernten die Deutschen in Jamshedpur sehen, was sie bisher nicht gesehen hatten: in den indischen Arbeitern, die sie nur als „Kulis“ zu betrachten pflegten, Glaubensgenossen, die durch deutsche Missionare zu Christus geführt worden waren. Sie bekamen ein Verständnis dafür, was die deutsche Missionsgemeinde dort in 100 Jahren mitten im indischen Dschangal in der Kraft des Glaubens und der Liebe aufgebaut hat: nämlich eine evangelisch-lutherische Kirche mit einer Gottesdienstordnung und einem Gemeindeleben — wie in der deutschen Heimat auch. Sie entdeckten mit einem Male, daß Deutschland in jenem Gebiet gewissermaßen eine „Kolonie“ besitzt, nicht eine Kolonie der politischen Macht, sondern eine Kolonie des Herzens und des selbstlosen Dienstes. Es ereignete sich, daß einzelne Deutsche indische Gottesdienste zu besuchen anfingen: etwas unerhört Neues, das es bis dahin nicht gegeben hatte. Und so kam es schließlich 1957 zu jener Gemeinschaftsfahrt der deutschen Familien mit ihren Autos von Jamshedpur nach Govindpur, einer der größten Gemeinden der Goßner-Kirche, und zum Besuch der dortigen Bibelschule, die von zwei deutschen Schwestern (*Anny Diller* und *Hedwig Schmidt*) geleitet wird. Nur wer etwas davon weiß, wie isoliert die deutsche Mission im Auslande gearbeitet hat — ein ganzes Jahrhundert lang, ohne daß das Auslandsdeutschstum auch nur die geringste Notiz von ihr nahm, wird diese Fahrt als ein historisches Ereignis würdigen. Überwältigend der Empfang, den die indische Gemeinde ihren deutschen Gästen bereitete. Und der Tag endete mit einem gemeinsamen Gottesdienst, in dem auch einer der deutschen Ingenieure, der einmal ehrenhalber Kirchenkassenrendant in seiner schwäbischen Heimat gewesen war, über die Bedeutung evangelischer Weltmission sprach und dabei ein persönliches Christuszeugnis ablegte. Man kann nur wünschen, daß es zu einer solchen oder ähnlichen Begegnung zwischen alter und junger Kirche überall in der Welt kommen möge, wo Auslandsdeutsche mit deutscher Missionsarbeit in Berührung kommen.

Ein solches Ereignis wie in Govindpur wiederholte sich dann im Raum der Goßner-Kirche wenige Jahre später (1959), freilich in einem ganz anderen Rahmen, mit sehr viel weiter reichenden Perspektiven und von einer Bedeutsamkeit, die sogar in der indischen Öffentlichkeit Beachtung fand. Zur Erklärung der Situation hier nur einige Bemerkungen am Rande: Als die Indogermanen, deren Nachkommen die heutigen Hindus sind, 2000 Jahre v. Chr. Indien eroberten, liquidierten sie z. T. die Ureinwohner (die sich heute als „Adivasi“ bezeichnen), z. T. trieben sie sie in den unfruchtbaren Dschangal zurück. Sie selbst nahmen von den fruchtbaren Flussebenen Besitz. Reis und Weizenland: das waren damals und Jahrhundertlang die Maßstäbe des Reichtums. Die Lage hat sich völlig verändert. Kohle und Eisen gelten heute als der größte Reichtum des Landes. Und unermessliche Kohle- und Eisenlager, über Tag abzubauen, finden sich — Welch eine Ironie der Geschichte! — gerade im Wohngebiet der „Adivasi“, unter denen die Goßner-Kirche ihre Gemeinden hat. So wird dieses Gebiet mehr und mehr zum Industriezentrum Indiens. Es gehört zu jenen Gebieten in der Welt, die wir neuerdings als Gebiete eines rapiden wirtschaftlichen und sozialen Umbruchs zu bezeichnen pflegen: Notstandsgebiete, die unser aller Hilfe bedürfen. So haben denn auch Rußland, England und Deutschland der indischen Regierung zur Entwicklung dieses noch unentwickelten Gebietes Finanzhilfe angeboten, so daß heute dicht nebeneinander, mitten im Gebiet der Goßner-Kirche, drei moderne Eisenhüttenwerke im Aufbau begriffen sind: ein englisches in Durgapur, ein russisches in Bhilai und ein deutsches in Rourkela. Es ist verständlich, daß die evangelischen Christen in diesem Gebiet, die das Evangelium von deutschen

Missionaren empfangen haben, gerade dem deutschen Unternehmen ihre Sympathien entgegenbringen. Sie sind in ihren Erwartungen auch nicht enttäuscht worden. Was die Deutschen dort in Rourkela während der letzten 5 Jahre geleistet haben, grenzt trotz aller Fehler, die gemacht worden sind, an ein zweites deutsches Wirtschaftswunder. Und die Christen der Goßner-Kirche sind darauf so stolz wie auf eine eigene Leistung. Die Deutschen haben wieder einmal ihre allgemein anerkannte Organisationsgabe, präzise Arbeitsmethode und ihr hohes technisches Können unter Beweis gestellt. Aber für den Inder bleibt noch eine Frage offen. Sie wird zwar nicht ausgesprochen; aber jeder, der die indische Geisteshaltung kennt, weiß, daß sie gestellt ist, nämlich: ob die Deutschen über das alles hinaus noch etwas herzugeben haben, das aus tieferen Schichten kommt — etwas ganz Persönliches, rein Menschliches, Geistig-Sittliches oder gar Geistliches. Gerade auch die indischen Christen erwarten von den Deutschen in Rourkela wenn nicht ein christliches, so doch ein menschlich anständiges Verhalten und sind tief enttäuscht, wenn sie hören, daß es unter ihnen Fälle von Trunksucht und Unzucht gibt.

Aus solchen Erwägungen heraus stellte die Goßner-Mission auf Grund eines Berichtes ihres Direktors nach seiner Indienreise vor 5 Jahren an das Kirchliche Außenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland den Antrag, einen deutschen Auslandspfarrer nach Indien zu entsenden, um den Deutschen in Rourkela in allen geistigen und geistlichen Fragen zur Seite zu stehen. So kam es, daß Pastor Dr. Peusch, der im Begriff stand, in den Dienst der Goßner-Kirche zu treten, nicht als Nachfolger von Missionar Borutta nach Chaibasa ging, sondern der Pastor der deutschen evangelischen Gemeinde in Rourkela wurde. Was ihn dort erwartete, war eine Arbeit im Flugsande. Z. Zt. sind außer 30 000 indischen Arbeitern etwas über 1000 deutsche Ingenieure und Techniker in Rourkela beschäftigt. Aber sie sind immer im Kommen und Gehen, wenn auch zu erwarten ist, daß ein Stamm von Deutschen in führender Stellung noch lange Zeit in Rourkela zurückbleiben wird. Man muß sich aber vor Augen halten, daß die Deutschen in Rourkela nichts anderes als ein Ausschnitt aus der alten Kirche zuhause in Deutschland sind, d. h. nur eine Minderheit unter ihnen ist wirklich kirchlich eingestellt. So mußte denn Pastor Dr. Peusch, um erst eine Gemeinde zu sammeln, die elastischsten Arbeitsmethoden anwenden. Er gründete ein Gemeindeblatt, das von freiwilligen Helfern hergestellt und in alle Wohnsektoren ausgetragen wird; er stellte einen Kirchenchor zusammen; er veranstaltete Gemeinschaftsfahrten zu den Zentren der Goßner-Kirche; dem Missionshospital in Amgaon, der Bibelschule in Govindpur, dem Sitz der Kirchenleitung in Ranchi und dem von einem Goßnermissionar gegründeten Aussätzigenasyl in Purulia, dem größten in Indien. Aber das grundlegende gemeinsame Erlebnis, das Gemeindegewußtsein schafft und Gemeinde konstituiert, stand noch aus — bis zum Tag von Jarakudar. Heute ist „Jarakudar“ für die Auslandsdeutschen in Rourkela zu einem Begriff geworden. Es ist der Name einer Urwaldgemeinde — eine Stunde Autofahrt von Rourkela entfernt — die zur Goßner-Kirche gehört und für die eine Gruppe von deutschen Ingenieuren und Facharbeitern während eines halben Jahres ihre ganze Freizeit geopfert hat, um ihr eine Kirche zu erbauen. Am 18. Januar 1959 wurde sie eingeweiht. Dazu waren 200 Deutsche mit 60 Autos und rd. 3000 indische Christen erschienen. Im Mittelpunkt des Tages stand ein gemeinsamer Gottesdienst, in dem ein junger Adivasipastor, Dr. Bage, der in Deutschland studiert und an der Freien Universität in Berlin seinen Doktor phil. gemacht hat, die Festpredigt in Deutsch und Hindi hielt. Abschließend fand ein „Bhara Khana (ein „großes Liebesmahl“ ganz im biblischen Stil) statt, an dem das ganze Dorf und die 3000 Gäste mit echt indischer Gastfreundschaft bewirtet wurden. Am nächsten Tag sprach man in Rourkela von nichts anderem als von Jarakudar. Die indischen Regierungsstellen und die indische Presse nahmen von diesem Ereignis mit Genugtuung Kenntnis. Warum? Weil hier etwas Wesentliches geschehen war, etwas, das vielleicht mehr bedeutet als jede technische Leistung. Hier hatten sich deutsche Menschen menschlich gegeben, indem sie mit den einfachen Bewohnern eines exemplarisch einfachen Bauerndorfes im indischen Dschangal in einen rein menschlichen Kontakt gekommen waren. Daß das nur auf dem Boden eines gemeinsamen Glaubens erfolgen konnte und erfolgte, bedeutet keineswegs eine Abschwächung oder Abwertung dessen, was geschehen war. Seitdem sind zwei junge deutsche Ehepaare in dieser Urwaldkirche getraut worden. Und gegenwärtig baut wieder eine Gruppe von Deutschen aus Rourkela in demselben Dorf ein Freizeitheim auf, das dem deutschen Pastor für seine Freizeitarbeit zur Verfügung stehen und später der indischen Gemeinde als Schulgebäude dienen soll. Wir aber werten dieses Ereignis, das sich in der Ver-



Das Eisenhüttenwerk Rourkela im Aufbau



Gottesdienst in Deutsch und Hindi zur Einweihung der Kirche in Jarakudar



Die Kirche in Jarakudar



Übergabe des Kirchenschlüssels und der Abendmahlsgerechte durch Pastor Dr. Peusch an den Vertreter der Goßnerkirche

Pastor Dr. Peusch





borgenheit eines indischen Dorfes vollzogen hat, als ein kleines Symptom dafür, daß Gott die Geschichte seiner Kirche um einen Schritt weitergeführt hat: deutsche und indische Christen wachsen bewußt oder unbewußt in die große ökumenische Gemeinschaft hinein, zu der die Mission die Tür geöffnet hat.

Lokies

Enthüllung des Gedenksteins

Pastor Dr. Peusch pflanzte nach alter indischer Sitte einen Baum zur Erinnerung an den Tag der Einweihung



Traktor für Indien – eine Aktion von unten

Im Goßnerhaus in Mainz-Kastel reden die Nichttheologen mehr als die Pastoren. So war es auch, als in der Evangelischen Kirche in Deutschland die Aktion „Brot für die Welt“ gestartet wurde. Am 25. November 1959 beim „Goßnersonntag“ hielten Herr Will, Chemiker bei den Zementwerken Dyckerhoff (er war auf dem Titelbild der letzten „Biene“ zusammen mit dem Inder Singh zu sehen) und Herr Nordmann, Dreher bei der MAN, die einführenden Vorträge. Sie sprachen so überzeugend, daß die Anwesenden nach dem Mittagessen spontan ein Komitee bildeten, das sich als Ziel die Beschaffung eines Traktors setzte. Dieses Komitee sprach bei der Werksleitung des Zementwerkes vor und hörte, daß die Werksleitung dieselbe Summe dazulegen wollte, die im Werk von der Belegschaft zustandegebracht würde. Der Betriebsrat sagte ebenfalls seine Unterstützung zu.

Zuerst erschien an den verschiedensten Stellen die Umrisszeichnung eines Traktors mit einem großen Fragezeichen. Großes Rätselraten! Was soll der Traktor bedeuten? Dann erschien ein Tag vor dem Lohnstag der Aufruf des Komitees an allen Anschlagbrettern, gleichzeitig berichtete die örtliche Presse, und auch der Hessenfunk gab die Nachricht von der Aktion durch. Die Zeitungen veröffentlichten kostenlos für das Komitee Aufrufe „Traktor für Indien“. So dauerte es nicht lange — und 7000 DM waren gesammelt.

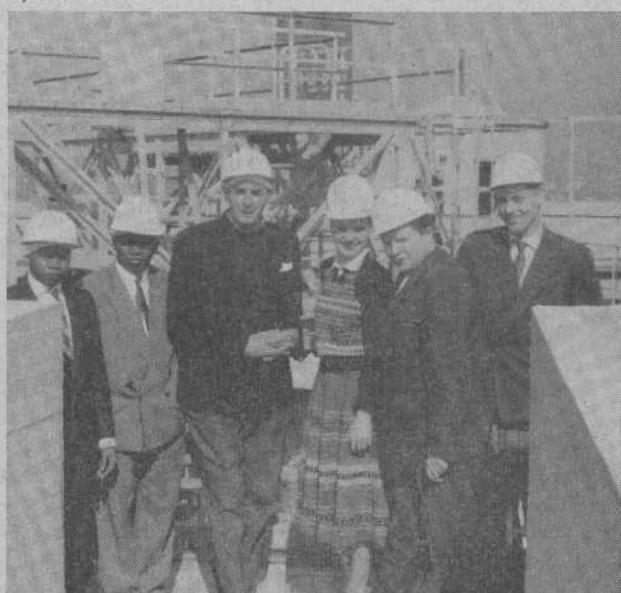
Ebenso wertvoll wie das Geld waren die Gespräche, die im Werk und außerhalb des Werkes geführt wurden. Es gab viel Für und Wider, strikte Ablehnung und wirkliches Opfer. Es war keine stumme Aktion, kein Gewohnheitsgroschen, sondern es war eine Entscheidung, die hier jeder fällte. Die Mitglieder des Komitees hatten oft einen harten Stand, wurden in die Zange genommen und mußten Rede und Antwort stehen. Sie wurden oft gerade deshalb so

hart angegangen, weil sie keine Kirchengänger, sogar Katholiken oder auch aus der Kirche ausgetreten sind.

Am 5. April konnte das Komitee mit Dr. Junghans, dem nach Indien gehenden Agronom, nach Aschaffenburg fahren, den Traktor mit einem Zubehör kaufen und den Scheck über 7000 DM überreichen. Die Leitung der Güldner Werke in Aschaffenburg wußte diesen Einsatz des Komitees auch zu belohnen: es gab einen Empfang, ein Essen, eine Werksbesichtigung und für jeden ein kleines Andenken.

Dr. Junghans und seine Frau sind bei diesen Gebern jetzt keine Unbekannten mehr. Ihr Name ist in den Diskussionen immer wieder vorgekommen. Nun

Dr. Junghans und seine Frau auf einem Rundgang durch das Zementwerk Dyckerhoff



stellten sie sich auch an einem Abend in der Werkskantine und bei einem Rundgang durch das Zementwerk vor (s. Bild).

Eine Initiative braucht nicht nur von oben zu kommen. Sie ist noch wirkungsvoller, wenn sie von unten erfolgt. Das hat allen im Goßnerhaus in den letzten Monaten viel Freude und Mut gegeben, auf dem beschrittenen Weg weiterzugehen und „Brot für die Welt“ an unserem Teil mit der Errichtung der Farm und Landwirtschaftsschule in Indien zu beschaffen.

H. Symanowski

Ankauf des Traktors
bei den Güldner Motoren Werken
in Aschaffenburg



Die Juang, ein vergessenes Adivasi-Volk

Die indischen Altvölker, oder wie sie sich selbst nennen, die Adivasi (Ureinwohner), sind bekanntlich in sich durchaus nicht einheitlich, sondern gehören verschiedenen rassischen und sprachlichen Gruppen an, die ein äußerst vielseitiges Gepräge zeigen. Auch der Grad der Anpassung an die so mannigfach veränderten Verhältnisse unseres technischen Zeitalters ist bei den einzelnen Stämmen weitaus verschieden. Während einige von ihnen schon sehr beachtliche Erfolge in der kulturellen Aufwärtsentwicklung erzielen konnten, stehen andere erst am Beginn der neuen Epoche, und wieder andere träumen noch ihr altes Leben dahin, ohne daß sich jemand ernsthaft um ihr geistiges und materielles Vorwärtskommen gekümmert hat.

Eine dieser zuletzt erwähnten Volksgruppen sind die Birhor, eine andere die Juang. Die Juang sind vielleicht das unbekannteste Volk in Indien. In den schwer zugänglichen Gebirgslandschaften in Keonjhar, Dhenkanal und den benachbarten Gebieten in Orissa beheimatet, hat dieser heute noch etwa 17 000 Personen zählende Stamm bis in die neueste Zeit dem Ansturm der Zivilisation getrotzt. Die Juang waren außerordentlich scheu und mißtrauisch; ängstlich schlossen sie sich von allem Neuartigen und Fremden ab. Noch 1948 berichtete der bekannte Ethnologe *Verrier Elwin* in „Man in India“ (Band 28. Nr. 1/2) über die großen Schwierigkeiten, die ihm von Seiten der Juang bei seinen völkerkundlichen Forschungen entgegengestellt worden sind. Infolgedessen ist das, was man über dieses Volk weiß, gering. Die Aufzeichnungen z. B., die über ihre Sprache existieren, umfassen kaum mehr als 20 Seiten, sind dazu noch recht zweifelhaften Wertes.

Zu den Besonderheiten, die den Juang eigen sind oder waren, gehörte vor allem die eigentümliche Sitte, daß die Frauen statt aller Kleidung nur eine Art Blätterschürze trugen, die täglich gewechselt wurde. Über den Ursprung dieser Blätterkleidung gibt es eine Menge Sagen, die sich vielfach widersprechen.

Die Nachbarstämme mutete diese Sitte so merkwürdig an und war ihnen so ungewohnt, daß sie den Juang den Namen Patua, d. h. „Blätterleute“, beilegten. *Elwin* berichtet, daß die Juang sich energisch gesträubt haben, die Blätterkleidung gegen die übliche Textilbekleidung einzutauschen, wozu sie von den Regierungsstellen veranlaßt wurden. „Die Frauen weinten laut, denn sie haßten die Kleider, und wir weinten auch, denn wir sahen das Verderben unserer Rasse. Seit der Zeit zerstören wilde Elefanten unsere Felder und töten uns.“ (S. 45)

Adivasi, die sich der Zivilisation widersetzen. Eine Birhor-Frau



Charakteristisch für die Juang sind unter anderem die eigenartigen Trommeln, „chang“ genannt. Sie bestehen aus einem hölzernen Reifen von etwa 8 cm Breite und verschiedenem Durchmesser, über den einsseitig ein Ziegen- oder Rinderfell gespannt ist. Die Trommel wird senkrecht gehalten und mit der Hand geschlagen. Sie spielt eine besondere Rolle bei den kulturellen Tänzen.

Über die religiösen Vorstellungen der Juang ist nur wenig bekannt. Einiges hat *Elwin* berichtet. Der höchste Gott ist Dharam Deota, der oft mit der Sonne identifiziert wird, im Kultleben aber keine größere Rolle spielt. Wichtiger sind für die Juang die vergöttlichten Stammeshelden, unter denen Rusi und seine Gemahlin Rusiani besonders hervorragen, und von denen viele Sagen berichten. Ansonst denkt sich der Juang die Welt von den verschiedensten, oft recht bösartigen Geistern und Dämonen bevölkert, mit denen nicht zu spaßen ist. Eine positive Gestalt hingegen ist Basuki Mata, die Mutter Erde, die Frau des Sonnengottes, oft mit Gram-Siri, der Dorfgöttin, identifiziert. Weiterhin nehmen Fluß- und Berggötter sowie die Verehrung des Feuers einen großen Raum in der Gedankenwelt der Juang ein.

Birhor auf der Jagd



Auf Grund der hochgradigen Abgeschlossenheit dieses Volkes war natürlich an eine Missionierung der Juang einstweilen nicht zu denken. Aber die Zeiten ändern sich, und was gestern noch ausgeschlossen schien, kann heute schon im Bereich der Möglichkeiten liegen. Bei einem Besuch in mehreren Juang-Dörfern in Keonjhar im Februar 1959 zusammen mit Dr. Marsalan Bage und Mr. Sulman Jojo aus Ranchi — hauptsächlich zu Sprachstudien, aber auch um die neue Situation dieses vergessenen Adivasistamms zu erkunden — ergab sich tatsächlich eine entgegen den von *Elwin* geschilderten Verhältnissen völlig veränderte Situation. Obwohl von verschiedenen Seiten noch ausdrücklich auf die Unzulänglichkeit der Juang hingewiesen wurde, kann unbedingt behauptet werden, daß die alte tief verwurzelte Scheu vor allem Fremden heute zum größten Teil überwunden ist. Die Juang sind wesentlich aufgeschlossener geworden und nicht abgeneigt, sich bis zu einem gewissen Grade an die veränderte Lage der Neuzeit anzupassen, sich belehren und unterrichten zu lassen. Hierfür ist es z. B. kennzeichnend, daß sich in einem Dorf zwei Leute, Vater und Sohn, bereiterklärten, zu Tonband- und Sprachaufnahmen in das entfernte Ranchi zu kommen, ohne daß deswegen bedeutende Überredungskünste nötig gewesen wären. In Ranchi haben die beiden dann sehr wertvolles Material ihrer Muttersprache geliefert. Der Sohn, *Maheswar Juanga*, hatte sogar einige Jahre die Schule besucht; beide sprachen neben ihrer Muttersprache und Oriya (der Hauptsprache in Orissa) noch Mundari.

Die Aufnahme in den Dörfern war sehr freundlich. Wenn auch die fremden Saibo (Herren = Sahib) zunächst noch sehr scheu und mißtrauisch betrachtet wurden, war doch dann der Empfang, nachdem die Geschenke verteilt waren, ein ausgesprochen herzlicher. Eine Matte wurde ausgebreitet und die fremden Herren zum Platznehmen eingeladen. Dann erschienen die fünf ältesten Frauen des Dorfes, wärsen sich zur Erde nieder und vollzogen symbolisch die Fußwaschung, d. h. sie gossen aus schön geformten Krügen Wasser auf die Erde vor der Matte aus. In dem Wasser schwammen verschiedene farbige wohlriechende Blüten. Alsdann war Gelegenheit, völkerkundlich interessante Gegenstände, wie eine der beschriebenen Trommeln, Kalebassen, Ketten u. dgl., einzuhandeln, Sprachaufnahmen zu machen und vor allem das Leben und Treiben im Dorfe kennenzulernen. Die Frauen und Kinder zeigten sich allerdings anfänglich noch recht scheu und begriffen offensichtlich nicht, welch' harmlose Angelegenheit das Fotografieren sei, wurden aber nach und nach zutraulicher, als sie ihre Männer ganz friedlich im Gespräch mit den Fremden fanden.

Ganz allgemein erwecken die Juang wie auch die anderen Adivasistämme den Eindruck äußerster Gutmütigkeit und Friedfertigkeit. Die Abkapselung dieses Volkes rührte gewiß nicht aus dem Gefühl her, etwas Besseres sein zu wollen als die Fremden, sondern ist ganz im Gegenteil durch die berechtigte Furcht zu erklären, durch nähere Berührung mit den Hindus und Europäern von diesen als den ihnen weit aus Überlegenen in der eigenen bodenständigen Entwicklung gehemmt und behindert zu werden. Der Zwang zur unbedingten Aufgabe der alten überlieferten Sitten und Gebräuche wurde natürlich als

Schwächung des Volkstums gefühlt und daher konsequent abgelehnt. Hat der Juang hingegen erst einmal erkannt, daß man ihm sein Volkstum nicht rauben, sondern ihm vielmehr helfen will, es zu einer Höherentwicklung zu bringen, so wird er demjenigen, der dies ernstlich versucht, vertrauensvoll die Hand reichen.

Die indische Regierung bemüht sich seit einiger Zeit außerordentlich um die Aufwärtsentwicklung dieses interessanten Volkes; sie hat Häuser bauen und Schulen einrichten lassen, in denen die Kinder in der Landessprache Oriya unterrichtet werden. Im Februar 1959 war zwar der Schulbesuch noch leider recht mangelhaft, auch hatten sich die Dorfbewohner noch nicht zur Übersiedlung in die neuen festen Häuser bequemt, aber die alten Zeiten sind unwiederbringlich vorbei, und in nicht allzulanger Zeit werden auch die Juang in die große Gemeinschaft der indischen Völker eingereiht sein. Sie stehen jetzt am Scheidewege, sie benötigen belebenden und anregen-

Hütte der Juangs



den Anschluß an die weiterentwickelten Adivasi-stämme, wie es z. B. die Mundas und Ho sind, ohne aber dabei gezwungen zu sein, ihr Volkstum und ihre Sprache aufzugeben zu müssen; sie wissen oder ahnen es wenigstens, daß sie mit ihren ererbten Überlieferungen, mit ihren primitiven Werkzeugen und der alten Landbestellung nicht mehr existieren können.

Diese Zeit des Umbruchs auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet ist sicherlich auch mit einem solchen auf religiösem Gebiet verknüpft. Auf die alten furchterregenden Geister und Dämonen dürfte sich bald die Götterdämmerung herabsenken. Auch hier hat Neues an die Stelle des überlebten Alten zu treten. Wünschenswert wäre es, daß bald auch dieses vergessene Adivasivolk den Weg betreten möge, den seine christlichen Brüder, die Kharias, Mundas und andere, schon lange eingeschlagen haben.

Dr. Pinnow besuchte Frühjahr 59 die Goßner-Kirche zu Sprachstudien

Dr. Heinz-Jürgen Pinnow
Freie Universität Berlin

Besuch im Juang-Dorf



Unsere Mitarbeiter und Arbeit in der DDR

Fortsetzung des Berichtes aus Nr. 1/60

Herbert Vetter leitet das Jugendrüstzeithaus „Rehoboth“ in Buckow (Märkische Schweiz). Er ist bei uns angestellt und versucht als Heimleiter alle Rüstgruppen, die bei ihm einkehren, mit Missionsvorträgen herauszufordern. Er holt Ärzte, Diplom-Landwirte, Künstler in sein Haus, damit sie den Jugendlichen von ihrem Leben erzählen und somit die jungen Menschen in die Verantwortung rufen. Eine oekumenische Begegnung war einmal möglich, als der russisch-orthodoxe Propst aus Potsdam, Erzbischof Marckiewitz, sich einen Tag lang in „Rehoboth“ aufhielt und den Jugendlichen eindrücklich von dem Leben der orthodoxen Christen in der UdSSR erzählte.

Rund 1000 Jugendliche waren innerhalb des letzten Jahres zu längeren und kürzeren Rüsten in „Rehoboth“ eingekehrt.

Besonders erwähnt werden müssen zwei Fiedelbau-kurse, die für je acht junge Menschen durchgeführt wurden. Wir haben einen Ingenieur entdeckt, der jetzt als Rentner lebt, welcher mit jungen Menschen Fiedeln bauen kann, selber das Instrument spielt und anderen Spielunterricht erteilt. Die Jugendlichen haben sich jeder eine eigene Fiedel innerhalb von 14 Tagen gebaut und auch darauf spielen gelernt. Diese

Rüsten wurden von H. Vetter geleitet. Das Entscheidende war auch hier: gemeinsames Arbeiten in der Werkstatt, gemeinsames Fiedelspiel, gemeinsames Bißelessen und gemeinsames Wandern.

Außer dieser so wichtigen Heimarbeit ist Herbert Vetter verantwortlich für die Organisation unseres gesamten Vortragsdienstes. Er reist natürlich auch selber viel durch die Gemeinden.

Unsere hauptamtliche Reise-Sekretärin ist Fräulein Schreck. In Berlin sehen wir sie wenig, da sie dauernd in der DDR unterwegs ist. Ihr Reiseplan steht schon immer ein halbes Jahr im voraus fest. Sie wird in den Gemeinden gern gehört, wenn sie über Indien, über bestimmte oekumenische Arbeiten und über unser Tun hier berichtet. Ihr Ziel ist es, möglichst viele Gemeindemitglieder zu informieren und sie zur Aktivität in den missionarischen Dienst hier in Deutschland zu rufen und darüber hinaus sie einzuladen, durch Gebet und Opfer Freunde der Christen in Indien zu werden.

In unseren Büros arbeiten wie bisher: Fräulein Reetz, Fräulein Jacob, in unserer Küche: Fräulein Job. Ich selber bemühe mich, die Mitarbeiter „zusammenzuhalten“, das so nötige Geld zu besorgen,



Herbert Vetter und Frau



Beim Fiedelspiel mit Meister Köhler

und die Goßner-Mission innerhalb und außerhalb der Kirche zu vertreten. Schwerpunkte meiner Arbeit 1959 waren: Vorbereitung eines Pastoren-Arbeitslagers in Müncheberg vom 7.—27. 7., Leitung einer Freizeit von zwölf Engländern und zwei Amerikanern vom 14.—31. 7., Vorbereitung eines Programms für eine Begegnung mit dem Industrie-Seminar der Goßner-Mission in Mainz-Kastel vom 16.—23. 3. Ich habe zwei größere Ost-West-Tagungen vorbereitet und mitgeleitet (6.—11. 1. und 17.—20. 9.). Viele westdeutsche Gruppen (Lehrer, Oberschüler, Pastoren, Studenten, Unternehmer, Künstler) hatten wir einen Tag lang in Ostberlin zu Besuch, und für diese habe ich auch immer ein Programm vorbereitet.

Dann bin ich Betreuer der vier Gruppen, die aus der Wohnwagenarbeit herausgewachsen sind, und bemühe mich, in Berlin einige Laien für die Alltagsarbeit zu stärken und mit ihnen Stellen zu entdecken, wo sich Christen im sozialistischen Staat engagieren müssen, und solche, wo sie es nicht dürfen.

In der ersten Ost-West-Tagung war unser Thema: „Evangelisation und Friedensdienst“. Wir hatten fünf Brüder aus Polen dazu erwartet, sie erhielten aber in den Ostsektor von Berlin keine Einreisegenehmigung. Die Teilnahme war sehr stark; wir hatten täglich 80 bis 100 Menschen. Über diese Tagung und über die Woche mit dem Industrie-Seminar der Goßner-Mission in Mainz-Kastel hat Martin Iwohn in der „Goßner-Biene“ Nr. 3/59 berichtet.

Unsere Herbst-Tagung (17.—20. 9.) hatte als verstecktes Thema: „Kommunikation im Gespräch“. Wir ließen uns Zeit zum Gespräch in vier Arbeitsgruppen: „Sammlung und Sendung“, „Gnadengaben“, „Das konkrete Gebot der politischen Welt“, „Diktat der Welt“ — in Hausabenden und bei Spaziergängen. Die Referate hielten uns: Hans-Joachim Forster: „Fragen von der Kirchenbank zur Kanzel“, Horst Dzubba: „Wie reden wir menschlich mit unseren Zeitgenossen?“ — Diesmal waren wir nur wenige

Diese Laiengruppen laden wir drei- bis viermal im Jahr zu einem Wochenende zu uns ein, diskutieren Zeitfragen, essen gemeinsam und feiern Gottesdienste.

Das Pastoren-Arbeitslager in Müncheberg wurde wieder von Pastor Martin Ziegler geleitet und hat acht Pastoren in drei Wochen sehr viel geholfen. Die Brüder haben in ihrem Amt, oft ganz auf sich selbst angewiesen, isoliert und alleingelassen — exerziert, und waren innerhalb der Müncheberger Gemeinschaft eine stoßkräftige Gruppe. Sie haben mehrere Gemeindeabende durchgeführt und versucht, möglichst viele Gemeindeglieder zu Wort kommen zu lassen (Themen waren: „Kirche und Familie“, „Kirche und Staat“, „Kirche und Erziehung“, „Kirche und Gemeinde“). In den Gottesdiensten haben sie zu mehreren gepredigt und auch statt der Predigt ein Gespräch geführt. Sie haben Besuche durchgeführt, sechs Stunden körperlich auf dem Ruinen-Gelände der Kirche gearbeitet und theologische Fragen diskutiert.

Fräulein Schreck im Gespräch



Gen. Sup. D. Dr. Jacob



Theologen, 90 % Laien — Unternehmer, VEB-Arbeiter, Künstler, Krankenschwestern, Handwerker, Gewerkschaftsfunktionäre, Lehrer u. a. Den Gruppen aus Westdeutschland, die nur einen Tag bei uns waren, berichteten wir meist im ersten Teil aus unserer Arbeit und diskutierten den Weg der Kirche. In einem zweiten Teil brachten wir die Freunde zusammen mit Arbeitern aus VEB-Betrieben, mit Lehrern aus Ostberlin und Politikern. Diskutiert wurden meist die gleichen Fragen: Wiedervereinigung — zwei deutsche Staaten — Menschsein und Christsein im sozialistischen Staat — Wehrdienst und Friedensdienst — usw. Solche Gespräche auf Berliner Boden sind uns jedesmal sehr, sehr wichtig.

Die Engländer-Freizeit war auch eine Ost-West-Begegnung. Die Gruppe wurde geführt von einem Pastor aus London. Er wohnte zusammen mit einem amerikanischen Ehepaar *Starbuck* (Starbucks sind Mitarbeiter bei Horst *Symanowski* und haben die englische Gruppe angeführt und sich bei der Übersetzung der Gespräche und Vorträge besonders verdient gemacht), zwei Ostdeutschen und einer Westdeutschen im Goßnerhaus in Westberlin, bewegte sich aber täglich in Ostberlin und hat auch dort eine Woche lang beim Aufbau eines kirchlichen Hauses mitgeholfen.

Unsere Laiengruppen in Berlin begreifen immer mehr, daß die kleine Gruppe das Zeichen der Kirche in Zukunft sein wird und nicht nur Zeichen, sondern Ort der Einkehr, Kraftquelle für den Alltag. Wir hatten bereits mehrere Treffen bei Freunden in der Wohnung, und ich glaube, es ist etwas sehr Großes, wenn Christen sich nicht nur im „Kultraum“ kennenlernen und begegnen, sondern wenn sie sich — wie einst in der Urgemeinde — in den Häusern hin und her besuchen.

Unsere Gruppendienste: In zwei großen Industriorten arbeiten fünf junge Theologen seit Sommer 1958 zusammen, sie sind als Bauhilfsarbeiter tätig und bemühen sich, eine Lebens- und Aktionsgruppe zu sein. Neben der Arbeit im Betrieb unterrichten sie die Kinder, besuchen die Bewohner neu aus dem Boden schießender Arbeiter-Wohnstädte und halten sonntags unter Mitwirkung der Gemeindeglieder die Gottesdienste.

In einer Kleinstadt und einem Dorf leben auch je zwei Brüder. In dem Dorf arbeiten ein Laie und ein Theologe zusammen. Der Laie ist nach einem Kolloquium in den Predigerstand berufen worden und steht im Gemeindedienst, während der Theologe auf einem Sägewerk arbeitet. Hier sind die Rollen geradezu vertauscht worden. Abends führen beide Gespräche über Theologie und Gemeinde. Die Predigten bereiten sie zusammen vor und halten sie Sonntag für Sonntag im Wechsel. — Einer der erwähnten Theologen, der in der Kleinstadt stationiert ist, lernt z. Zt. den Elektrikerberuf.

In allen diesen Gruppen — obwohl die Situationen örtlich ein wenig verschieden sind — geht es darum, gemeinsames Leben unter Gottes Wort und mitten in der Welt wirklich zu praktizieren, täglich miteinander im Gespräch über den Auftrag zu sein, den die Christen in der Welt haben, und Freunde von den Arbeitsstellen in den Bruderkreis einzuladen. In allen Gruppen haben sich Mitarbeiter aus der Gemeinde

dazugefunden. Auch wenn nicht alle von diesen jungen Theologen im Arbeitsalltag bleiben werden, so können sie doch in Zukunft nie mehr von der täglichen Bruderschaft lassen.

Wir versorgen die Brüder mit Literatur und haben sie auch teilweise motorisieren können, damit sie sich besuchen bzw. einzelnen Arbeitern nachgehen können. Im letzten Jahr trafen wir uns zweimal mit ihnen in der Wohnung von Generalsuperintendent D. *Jacob*, Cottbus. Dieser ist allen ein guter Vater geworden und denkt alle Probleme, die sich in den Gruppen ergeben, mit durch.

Ein besonderer Hauptpunkt des Jahres war für W.-D. *Gutsch* und mich eine Reise, zusammen mit Horst *Symanowski* und Fritz *Weißinger* aus Mainz-Kastel, innerhalb einer größeren Reisegesellschaft in die UdSSR. Wir haben dort eine missionarische Kirche kennengelernt: den Bund der Evangeliumschristen und Baptisten in Moskau und Leningrad, die unter ihre Väter auch Johannes *Goßner* zählen, der 1820 bis 1824 von Petersburg aus das Evangelium neu und im ganzen Lande unüberhörbar verkündigte. Die Evangeliumschristen und Baptisten in der UdSSR sind wohl eine der lebendigsten Kirchen in der Welt und wissen von ihrem missionarischen Auftrag. Wir hörten es sehr oft aus ihrem Munde: „Jeder Christ ist ein Missionar“ und „jede Familie eine Sonntagschule“. Der Besuch in diesen Gemeinden war für uns eine große Stärkung. Wir haben natürlich auch den allgemeinen Aufbau im Lande gesehen und auch die Orthodoxe Kirche kurz besucht; aber das Eindrücklichste war doch die Begegnung mit den Evangeliumschristen.

Ihr Bruno Schottstädt

Goßners PredigtKirche in Petersburg (Leningrad): die Malteserkirche



Nachrichten FÜR UNSEREN FREUNDESKREIS

1. Indien.

Die indische Tageszeitung „Statesman“ bringt am 6. 3. 1960 den Bericht über eine Sitzung des indischen Parlaments in New-Delhi am 4. März, in der ein Gesetzesantrag zum Schutz der in der Entwicklung zurückgebliebenen Kasten und Stämme (darunter auch der Adivasi, unter denen die Goßner-Kirche arbeitet) eingebracht würde. Dabei handelt es sich vor allem auch um den religiösen Schutz der genannten Volksgruppen gegen die Bekehrung zum Christentum aus anderen als aus religiösen Gründen. Der Minister des Innern ergriff zu dem Antrag das Wort und erklärte, daß der Inhalt des Gesetzesantrags im Widerspruch zu der geltenden Verfassung stehe, die in Artikel 25 (1) allen Religionen in Indien, auch dem Christentum, das dreifache Recht des „P“ zuspreche (to profess, practice, propagate): d. h. sich zu einer Religion zu bekennen, sie auszuüben und auszubreiten. Das Parlament spendete ihm lebhaften Beifall, als er die Erklärung abgab, daß der Hinduismus die zuhöchst tolerante Religion der Welt sei, einen universalen Anspruch erhebe und den Islam, das Christentum sowie den Parsismus als Religionen betrachte, die genau so indisch seien wie der Hinduismus selber. Der Gesetzesantrag sei außerdem nicht nur gesetzeswidrig, sondern würde von den Volksgruppen selbst, für die er sich einsetzt, nicht gewünscht.

Wenn der Antrag sich endlich etwa gegen die ausländischen Missionare richte, so habe die indische Regierung andere Möglichkeiten, die Tätigkeit von Missionaren zu unterbinden, wenn sie den nationalen Interessen Indiens entgegenstehe. Der Antrag wurde vom Parlament abgelehnt.

2. Nachrichten aus der Goßner-Kirche in Indien.

Am 3. April ist Bischof Dr. Meyer-Lübeck in Ranchi eingetroffen, um die Arbeit der sogenannten Oekumenischen Kommission unverzüglich in Gang zu bringen. Die beiden anderen vom Lutherischen Weltbund delegierten Mitglieder dieser Kommission, Bischof Dr. Manikam von der Tamulenkirche in Südinien und Professor Kishi vom Lutherischen College in Tokio, werden im Laufe des Monats erwartet. Die Kommission hat die Aufgabe, der Goßner-Kirche eine neue Verfassung zu erarbeiten, die die Einheit und den Frieden in der Kirche sicherstellt. In der Zeit vom 24.—29. April soll dann die Generalsynode der Goßner-Kirche zusammentreten, um durch die Annahme einer neuen Verfassung das Einigungswerk abzuschließen.

Unsere beiden neuausgesandten Schwestern Ursula von Lingen und Maria Schatz sind am 20. Januar in Amgaon eingetroffen. Sie wurden am 1. März von der Goßner-Kirche in einem Gottesdienst in der Christuskirche in Ranchi feierlich begrüßt. Sie befinden sich gegenwärtig auf der Sprachschule „Coolbourne“ in Kodaikanal/Südinien, um Oriya zu lernen.

Schwester Ilse Martin hat am 1. Februar ihren überfälligen und dringend notwendigen Heimurlaub angetreten. Sie wird nach einer längeren Erholungs- und Besuchsreise am 19. Mai in Bremerhaven ein-



Frau Lilli Junghans



Dr. Kurt Heinz Junghans

treffen und sich etwa zehn Monate in Deutschland aufzuhalten. Das Hospital in Amgaon wird unter einem erfahrenen Verwalter (compounder), der zugleich staatlich ausgebildeter Krankenpfleger ist, fortgeführt, bis in etwa drei Monaten die beiden Schwestern Ursula von Lingen und Maria Schatz sowie der neue Missionsarzt Dr. Gründler mit Frau und Tochter die dortige Arbeit übernehmen.

An demselben Tage und in demselben Gottesdienst (1. März), in dem die Leitung der Goßner-Kirche Ursula von Lingen und Maria Schatz willkommen hieß, wurden gleichzeitig unsere Schwestern Anny Diller und Hedwig Schmidt, die nach langen Jahren treuen Dienstes nach Deutschland zurückkehren, von der Goßner-Kirche verabschiedet. Sie sind am 8. April von Calcutta abgefahren und werden Mitte Mai in Deutschland eintreffen.

Pastor Hanukh Minz, der mit seiner Frau nach fünf Jahren Deutschlandaufenthalt nach Indien zurückkehrte (Ankunft in Bombay am 21. März), wird nach einem einmonatigen Urlaub seinen Dienst in der indischen Heimatkirche wieder aufnehmen.

3. Unsere Neu-Aussendungen.

Mit Dankbarkeit und Freude dürfen wir berichten, daß wir von der Indischen Regierung außer der Einreisegenehmigung für die beiden Schwestern Ursula von Lingen und Maria Schatz auch das Visum für den Diplomlandwirt Dr. Junghans und seine Frau erhalten haben. Dr. Junghans ist von der Goßner-Kirche in Indien beauftragt worden, eine landwirt-

Bauingenieur und Verwaltungsdirektor Werner Thiel und Frau Lucia



Von links nach rechts:
Frau Amalie Gründler
Dr. Christoph Gründler
Fräulein Marlis Gründler



schaftliche Schule in Verbindung mit einer Musterfarm in Khutitoli aufzubauen. Er ist aus der Sammlung „BROT FÜR DIE WELT“ mit ausreichenden Mitteln versehen worden, um Schule und Farm mit allen notwendigen Lehrmitteln, landwirtschaftlichen Geräten und Maschinen auszurüsten. Dr. Jungbans und Frau bereiten ihre Ausreise vor. Wir sind zur Zeit mit der schwierigen Frage beschäftigt, für das umfangreiche Frachtgut, das sie mitnehmen und das ja ein Geschenk der deutschen an die indische Kirche darstellt, möglichst vollen Zollerlaß zu erreichen.

Unseren Lesern teilen wir ferner mit, daß nach Aussage der Indischen Botschaft in Bonn auch das Visum für den Bauingenieur Thiel und seine Familie in sicherer Aussicht steht. Er ist von der Goßner-

Kirche in Indien damit beauftragt worden, den Auftrag bei einer Industrieschule vorzubereiten und ihr gleichzeitig bei allen ihren Bauplänen zur Seite zu stehen. Auch wird Herr Thiel als erfahrener Verwaltungsmann alle Gelder der Goßner-Mission in Indien verwalten.

Endlich hoffen wir, daß auch unsere Anträge auf Einreisegenehmigung für den neuen Missionsarzt in Amgaon, Dr. Gründler, der von seiner Frau und Tochter begleitet wird, bewilligt werden. Das Missionshospital in Amgaon wartet dringend auf seinen Dienst.

Wir bitten unsere Leser, aller unserer Brüder und Schwestern, die auf ihre Ausreise nach Indien warten, in Fürbitte zu gedenken.

Lokies

Stationen Takarma, Khutitoli und Govindpur eine treue Mitarbeiterin. Ihrer beiden Namen ist dort unvergessen. Ihrem ältesten Sohn, Missionsdirektor Hans Lokies, diente er bei seinen beiden Besuchsreisen durch die Gemeinden der Goßner-Kirche wie ein Schlüssel, um Türen und Herzen aufzuschließen.

Als Frau Urte Lokies nach Berlin kam, wußte sie, daß ihr nur noch eine kurze Spanne Zeit zu leben vergönnt war. Sie kam nach Hause, um zu sterben. Durch lange Jahre der Krankheit, der Verarmung und harter Entbehrung waren ihre Kräfte aufgebraucht. So ist in der frühen Morgenstunde des 8. März ihr Leben (im 89. Jahre) erloschen wie ein Licht. Gottes Licht leuchte ihr in Ewigkeit!

Bei der Trauerfeier im Kirchsaal des Goßnerhauses, die Missionsdirektor Lokies leitete, sprachen Präses Lic. Stosch und Pfarrer Hensel im Namen der älteren Missionarsgeneration Worte liebenden Gedankens. Die noch lebenden Kinder der Heimgegangenen, die sie zeit ihres Lebens nur selten bei sich gehabt hatte, waren jetzt alle gekommen, um ihr das letzte Geleit zu geben: außer Missionsdirektor Lokies und seiner Familie ihr jüngster Sohn Paul, ihre jetzt älteste Tochter Santi Schönfeld, Witwe des langjährigen Vertreters der Deutschen Evangelischen Kirche im Oekumenischen Rat in Genf, Dr. Hannes Schönfeld und Ruth Schönfeld, die Frau seines Bruders, Dr. Otto Schönfeld.

Missionsettern und Missionarskinder können — das bringt der Missionarsberuf mit sich — nur wenig füreinander sein. Aber wenn das Sprichwort recht hat, daß der Eltern Fürbitte ihren Kindern Häuser baut, dann trifft es hier zu — auch wenn es sich nicht um wirkliche Häuser handelt, sondern um uns in dieser Welt so gefährdetes und zerbrechliches Lebensgehäuse, das nur durch Gottes Gnade Bestand hat. Als Frau Urte Lokies ihren letzten Atemzug tat, war nicht nur ein Leben der Mühe und Arbeit, sondern auch ein Leben des Gebets und der Fürbitte zuendegegangen. Im Namen der Familie Lokies

Nadhruf für Frau Missionar Urte Lokies



Am 1. Dezember 1959 kehrte Frau Missionar Urte Lokies, Witwe des bereits 1922 verstorbenen Missionars Christoph Lokies (zuletzt Pfarrer in Wannagan/Ostpreußen), in Begleitung ihres jüngsten Sohnes Paul und seiner Familie aus dem russisch besetzten Memellande nach Deutschland zurück. Nachdem sie seit 1944 von ihren in Westdeutschland und Westberlin wohnhaften Kindern getrennt gewesen war, bedeutete es für ihre Kinder, Enkel und Urenkel und auch für sie selbst ein Gottesgeschenk, noch einmal beieinander zu sein. Als sie im Goßnerhaus in Berlin-Friedenau Wohnung nahm, kam sie in einem besonderen Sinn nach Hause; denn von hier waren vor vielen, vielen Jahren ihr geliebter Christoph als Missionar und sie selbst als Missionarsbraut nach Indien ausgesandt worden. Hier hatte mit der Übernahme eines Lebensauftrages ihr persönliches Leben begonnen, hier sollte es zuendegehen.

In Indien war Frau Urte ihrem Mann auf den

Eine wichtige Neuerscheinung!

In der Schriftenreihe „Theologische Existenz heute“, Heft 79, bringt Pastor *Horst Symanowski*, Mainz-Kastel, unter dem Gesamtthema „**Gegen die Weltfremdheit**“ 47 Seiten, DM 2,50, eine Reihe von Vorträgen und Aufsätze, die alle organisch aus seiner besonderen Arbeit in der Welt der Industrie erwachsen sind. Darunter an erster Stelle auch das Referat, das er auf der Synode der EKiD in Espelkamp 1955 gehalten hat: „Der kirchenfremde Mensch in der Welt der industriellen Arbeit.“ Jeder, der wissen will, was *P. Symanowski* als seine missionarische Aufgabe in der heutigen industriellen Arbeitswelt versteht, sei diese seine letzte Veröffentlichung wärmstens empfohlen.

Wir erledigen schnellstens Ihre Bestellung und bitten Sie uns Ihre Wünsche mitzuteilen.

Buchhandlung der Goßnerschen Mission

Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20. Telefon 83 01 61 und 83 40 71

Dankopferbüchsen für die Goßner-Mission — NEU!

Bis zum Kriege verteilt die Goßner-Mission Sammelbüchsen, die die Form eines Bienenkorbes hatten. Als bei den Kämpfen um Berlin das Missionshaus in Flammen aufging, wurde auch unser ganzer Vorrat an Sammelbüchsen zerstört. Nach dem Kriege versuchten wir vergeblich, die Firma ausfindig zu machen, die uns die „Bienenkörbe“ geliefert hatte. Erst Weihnachten v. Js. meldete sich die Fabrik selbst und bot uns die Herstellung von Opferbüchsen an, und zwar in der alten bei unsren Mitarbeitern beliebten Form — ähnlich der Zeichnung, wie wir sie jedesmal auf der letzten Seite unseres Missionsblattes bringen.

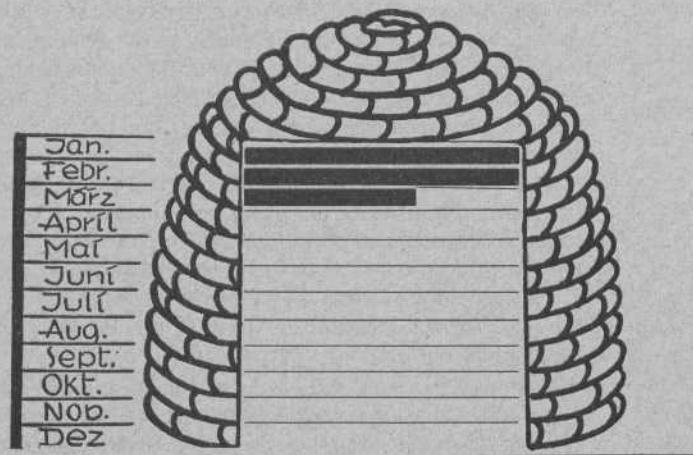
Wir richten an alle Leser unseres Blattes die herzliche und dringende Bitte, sich einen solchen „Bienenkorb“ kommen zu lassen. Zugleich bitten wir alle

mit unserer Arbeit verbundenen Pfarrer, solche Dankopferbüchsen ihren Gemeindegliedern anzubieten, wo es unter Berücksichtigung schon bestehender anderer Sammelgruppen möglich ist.

Die Goßner-Mission braucht dringend zusätzliche Mittel, um die großen Aufgaben durchzuführen, vor denen sie in diesem Jahre steht:

Aussendung von insgesamt 11 Personen,
Aufbau einer landwirtschaftlichen Schule mit
Musterfarm in Indien,
Eröffnung einer Ausbildungsstätte für indische
Krankenschwestern im Hospital Amgaon,
Einrichtung eines indischen Studentenheimes
in Berlin.

Die Bestellung bitten wir an das Goßnerhaus in Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20, zu richten.



Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 31. März 1960

betrugen 75000,— DM

sie beträgt 66129,09 DM

Wir haben zu wenig
gesammelt 8870,91 DM

Unser Gabenkonto:

Goßnersche Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 52050 beim Postscheckamt Berlin-West für Goßnersche Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Goßnersche Missionsgesellschaft Mainz-Kastel

Gossner Missionenblatt



Berlin, August 1960 (Nr. 3)

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Gegründet 1834



Adivasi-Jugend in Festfreude

Kreismissionsfest Berlin-Schöneberg

Abordnung des
Diplomlandwirts Dr. Junghans
und seiner Frau
nach Indien

Der 26. Juni war ein strahlend heller Sonntag. So konnte das Missionsfest des Kirchenkreises Berlin-Schöneberg, in dem das Goßnersche Missionshaus liegt, und die sich daran anschließende Abordnung des Diplomlandwirts Dr. Junghans und seiner Frau ohne Störung vor sich gehen. Eine große Festgemeinde versammelte sich im Garten des Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhauses, auch einer Gründung Goßners. Hier hatte das erste Missionshaus gestanden, hier hatte Goßner in seinen letzten Lebensjahren gelebt und gewirkt. Von hier aus hatte er bittend nach Indien hinübergedacht. Was während des Missionsfestes geschah, war nur die Fortsetzung seines Werkes. Die Leitung der ganzen Veranstaltung lag in den Händen unseres Kuratoriumsmitgliedes Pfarrer Otto von der Zwölf-Apostel-Kirche. Die biblische Einleitung hielt Pfarrer Lic. Augustat, der Vorsteher des Krankenhauses und ebenfalls Mitglied des Goßner-Kuratoriums. Nach zwei Vorträgen, die Missionar Bahr von der Berliner Mission über Südafrika und Miss.-Dir. Lokies über Indien hielten, fand die Abordnungsfeier statt. Dr. Rieger, der Superintendent



Pfr. F. W. Otto gibt bekannt...

dent des Kirchenkreises, hatte die Predigt übernommen, während der jetzige Vorsitzende des Goßner-Kuratoriums, Kirchenrat Dr. Berg, die Aussegnung vollzog. Wir bringen im folgenden einige Aufnahmen, die während des Missionsfestes gemacht wurden, und den Wortlaut der Predigt und der Aussenungsansprache, um unsern Lesern in Bild und Wort nahezubringen, was auf dem diesjährigen Kreismissionsfest in Berlin-Schöneberg geschah. L.



Dr. Junghans stellt sich vor



Die Feierabendschwestern hören zu



Der Chor des Seminars für kirchlichen Dienst singt



Festteilnehmer
aus allen Gemeinden des Kirchenkreises



Ehepaar Junghans und Pfr. Robert Starbuck,
ökum. Mitarbeiter in der Goßner-Mission



Die Kollektanten: Miss.-Dir. Lokies, Dr. Junghans, Student
der Goßner-Kirche, Horo



„... und es waren mehr Schiffe bei ihm“ (Markus 4,36 b)

Predigt von Superintendent Dr. Julius Rieger, Berlin

Den Satz finden wir merkwürdigerweise nur bei Markus, nicht bei Matthäus und Lukas, die auch die Geschichte von der Sturmstille erzählen. Vielleicht waren Matthäus und Lukas der Meinung, die Selbstverständlichkeit, daß das Boot mit Jesus und seinen Jüngern nicht das einzige auf dem See Genezareth gewesen sei, brauche nicht ausdrücklich erwähnt zu werden. Aber wir leben heute in einer Zeit, da auch Selbstverständlichkeiten wieder wichtig geworden sind. So läßt uns denn dieser Selbstverständlichkeit, die uns der Evangelist Markus aufbewahrt hat, nachdenken.

Wir kennen die Geschichte: Jesus befindet sich mit seinen Jüngern auf dem See Genezareth. Ein Sturm bricht los. Das Schifflein gerät in Seenot. „Es erhob sich ein großer Windwirbel und warf die Wellen in das Schiff, also daß das Schiff voll ward.“

Aber dieser Sturm erfaßte doch wohl nicht nur das Boot, in dem der Herr mit seinen Jüngern war, so daß wir annehmen müßten, es sei im übrigen auf dem See normales Wetter gewesen. Nein, das Unwetter hatte auch andere Bezirke des Sees, ja, vielleicht den ganzen See in Mitleidenschaft gezogen. Auch sonst hingen die Wolken tief. „Es waren mehr Schiffe bei ihm“, und die waren mitbetroffen. Auf diesen anderen Schiffen befanden sich Menschen, die von Jesus nichts wußten, oder die nur von ferne von ihm gehört hatten, oder die ihn vielleicht sogar leidenschaftlich ablehnten. Und sie alle hatten unter demselben Unwetter zu leiden, und auch ihre Herzen waren voller Angst und Besorgnis.

Man hat die Kirche Jesu oft mit einem Schiff verglichen, das, durch Unwetter bedroht, seine Fahrt macht. Es ist nur ein Teil der Menschheit, der von diesem Schiffe weiß und sich an Bord dieses Schiffes geborgen fühlt. *Wir Menschen sind nicht alle auf einem Schiff, aber wir schweben alle in derselben Gefahr.*

Die Gefahren und Nöte dieser Welt sind universal. Der Hunger in der Welt macht keine Ausnahmen, wenn er in irgendeinem Lande seinen Einzug gehalten hat. Die Gefahren der Atomexplosionen betreffen die ganze Menschheit. Die Sorgen um das mitmenschliche Zusammenleben der Völker gehen uns alle an, so sicher wir persönlich an dieser oder jener scheinbar windstillen Ecke dieser Welt uns aufhalten mögen. Für diese und andere weltweite Nöte hat uns in der Kirche das sogenannte ökumenische Zeitalter die Augen geöffnet. Wir kommen um diese Sicht der Dinge heute nicht mehr herum.

Wir alle wissen, wie die Geschichte weitergeht: Jesus erhebt sich, gebietet Wind und Wellen. „Und

der Wind legte sich, und es ward eine große Stille.“

Müssen wir nicht – ähnlich wie vorhin – zu diesem wunderbaren Vorgang sofort dies hinzudenken: „... und es waren mehr Schiffe bei ihm?“ Genau so, wie diese anderen Fahrzeuge auf dem See mit zu leiden hatten unter der Gewalt der Elemente, genau so dürfen sie nunmehr auch „profitieren“ von der Macht des Heilandwortes, das Jesus in den Sturm hineinruft: „Schweig und verstumme!“ Es kam die „große Stille“ nach dem Sturm auch über die anderen Schiffe, die „bei ihm“ waren. Denn *was Jesus tut, erfahren nur wenige, aber auch den anderen kommen seine Taten zugute.*

In der Geschichte der Kirche und der Völker hat sich dieser Satz tausendfach bewahrheitet. Auf Schritt und Tritt kann man in unserer Stadt und in unserem Volk mit Fingern darauf zeigen, wie stark auch diejenigen, die heute nichts vom Evangelium Jesu Christi wissen möchten, von dem zehren, was der lebendige Herr unter uns verschenkt und wirkt. Die Liebestätigkeit, die im Namen Jesu tagaus und tagein geübt wird, ist dafür ein deutliches Zeichen. Bis hin zum regelmäßig wiederkehrenden Sonntag und zum Rhythmus des Kirchenjahres mit seinen Akzenten und Festen! Diese Regel ist nicht zuletzt auch wirksam in dem Augenblick, da ein einzelner das Steuer seines Lebens diesem Herrn anvertraut und ihm sein ganzes Dasein in die Hand gibt. Könnte wohl jemand, der im Dienste der Mission hinausgeht und im Auftrage Jesu – nun einmal nicht nur im übertragenen Sinne des Wortes! – „die Hand an den Pflug legt“, dies vergessen, daß sein Wirken weit hineinstrahlt in die Gedankenwelt und das Leben der anderen, die abseits stehen und sich nicht an Bord des einen Schiffes befinden, das wir Gemeinde und Kirche nennen? Diese Erkenntnis könnte ein gar gewaltiger Trost sein, wenn es nun einmal auch nicht so geht, wie wir es uns planten und wenn der Erfolg, den wir uns wünschten, nun einmal ausbleibt. Es wird eben auch dort so sein, wie es auf dem See Genezareth zugegangen ist: Was Jesus tut, erfahren nur wenige, aber auch den anderen kommen seine Taten zugute.

In der Geschichte von der Sturmstille ist es nicht ausdrücklich erwähnt, aber es ist doch für jeden selbstverständlich: Jesus bringt die Bootsinsassen heil ans Land.

Wird es den anderen Schiffen, die da „bei ihm waren“, anders ergangen sein? Auch sie waren froh, nach dieser stürmischen Überfahrt wieder festen Boden unter den Füßen zu haben – ohne allerdings im geringsten zu ahnen, wem sie ihre Rettung zu danken hatten. *Der Herr bringt die Seinen ans andere*

Ufer, aber indem er das tut, zeigt er allen den Weg zum Leben.

Der Herr kam in die Welt. „Also hat Gott die Welt geliebt...“ Sein Angebot geht an alle ohne Ausnahme. Sein Missionsauftrag ist universal. Es mag auf unseren Missionsfesten noch so kleinbürgerlich zugehen – diese globale Ausrichtung des sich an alle richtenden Evangeliums werden wir nimmermehr verleugnen dürfen. Er will sie alle zu sich ziehen. Dieses den Christen und Nichtchristen zu sagen und vorzuleben, es ihnen auf mancherlei Weise zu bekunden und zu bezeugen, das ist unsere Aufgabe – hier und in Indien.

Und derselbe Herr, der seine Jünger hinausschickt, auf daß sie sein Werk tun, ist bereits mit seiner vom Tode errettenden Tat in dieser Welt am Werk! Daß wir noch leben, verdanken wir ihm, seien wir Christen oder Heiden. Natürlich kommt es in aller Missionsarbeit darauf an, Menschen zu Christus und in

seinen Machtbereich zu führen. Aber indem wir das tun, sollen wir die Menschen doch den Christus erkennen lassen, der sie schon lange erkannt hat und sie bis zur Stunde über tiefe Wasser hinweg und durch Stürme getragen und gehalten hat, ohne daß sie es bisher gewußt und erkannt hätten. Denn Jesus ist nicht nur das Haupt der Gemeinde, er ist auch der Herr der Welt.

Darum lasset uns in der Heimat und in der Ferne nicht vergessen:

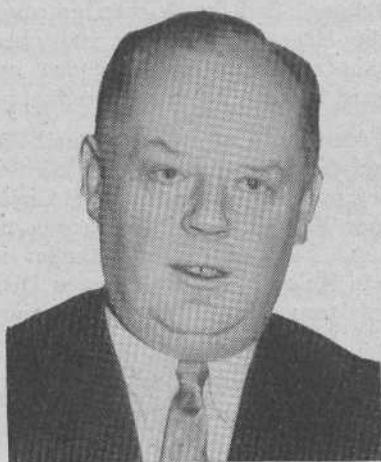
„.... und es waren mehr Schiffe bei ihm.“

Wir sind nicht alle auf einem Schiff, aber wir schweben alle in derselben Gefahr.

Was Jesus tut, erfahren nur wenige, aber auch den anderen kommen seine Taten zugute.

Der Herr bringt die Seinen ans andere Ufer, aber indem er das tut, zeigt er allen den Weg zum Leben.

Amen.



Aussendung von Dr. Junghans nach Indien

26. Juni 1960 in Berlin-Schöneberg

Ansprache von Kirchenrat Dr. Christian Berg, Berlin

Liebe Freunde!

Am Ende unseres Missionsfestes haben wir nun noch eine besondere und bewegende Freude: Die Aussendung von Herrn Dr. Junghans und seiner lieben Frau in den Dienst unserer Goßner-Kirche nach Indien vollziehen zu dürfen. Ich möchte sie stellen unter des Herrn Wort an Josua (Kap. 1, 9)

„Siehe, ich habe dir geboten, daß du getrost und freudig seist“.

Diese Stunde hat mancherlei Aspekte, die uns in etwa deutlich werden mögen.

1. Der erste ist der *persönliche*. Ihr wußtet Euch berufen, in den Dienst der Mission unseres Herrn Jesu Christi zu treten: Genauer, bereit zu sein, ihm im Dienst unserer lieben Schwester- oder Tochterkirche in Indien zur Verfügung zu stehen. Dies geheimnisvoll Große, von dem die Kirche Gottes auf Erden lebt, ist auch an Euch geschehen: Ihr wißt Euch berufen. Und nach Überwindung von vielerlei Schwierigkeiten, wie sie sich immer aufzutürmen pflegen, steht nun der Tag Eurer Ausreise in greifbarer Nähe.

Was Gott dem Nachfolger des großen Mose sagt, darf nun auch Euch gelten. Seid Eures Auftrags freudig und gewiß. Er kommt zweifellos nicht von Menschen, sondern von Ihm. Seid darum getrost in allem, was Euch widerfahren wird. Sein Ruf und die darauf liegende Verheißung können durch gar nichts zu nichte gemacht werden. Andere Menschen, anderes

Klima, ungewohnte Arbeitsbedingungen, gänzlich veränderte Lebensverhältnisse dort in Indien! *Sein Ruf ist die große Konstante*. Darum, nicht wegen Eurer Jugend, Arbeitsfreudigkeit, Eures Pioniergeistes – das kann alles in Frage gestellt werden – sollt Ihr „getrost und freudig“ sein.

Ja, Gott wählt eine sehr starke Form des Zuspruchs, und ich gebe ihn so weiter: „Ich habe Dir geboten“. Das ist mehr als ein Rat oder eine freundliche Anrede; Er spricht zu Euch in göttlicher, väterlicher Autorität. Er möchte Euch schützen davor, daß Stimmen Eures Herzens überhand nehmen, wenn Nöte und Lasten groß werden, daß Ihr nicht zweifelnd sprecht: Wären wir doch nicht dem Ruf gefolgt; wären wir doch in Deutschland geblieben, wir sind Träumen und Illusionen gefolgt und dem Ruf von Menschen, diesen Goßnerleuten.

Dagegen in dieser Stunde Gottes heilsame Verheißung: Ich habe Dir Getrostheit und Freudigkeit geboten. Er wird Euch auch Durchhilfe und Stärkung in Eurem Dienst zuteil werden lassen zugleich mit dem, was er Euch gebietet. Darum lassen auch wir Euch mit Freude und Hoffnung ziehen.

2. Aber nun ein anderes: Durch die Christenheit unseres Volkes geht wie in einer starken Unruhe das Bewußtsein, in der heutigen Weltenstunde den Bruder-Völkern in Asien und Afrika in besonderer Weise verpflichtet zu sein. Was unsere Väter als Ruf zur Mission getroffen hat, das bewegt sicher nicht genau

so, aber in verwandter Weise unsere Generation heute. Der Ruf „Brot für die Welt“ hat jedenfalls viele erreicht, die nicht zu den alten Freundeskreisen der „Äußeren Mission“ gehören.

So werden – weit über den Kreis der großen „Goßner“-Familie in Deutschland hinaus – viele Euren Weg nach Indien verfolgen – auf jenes Stück Land, dessen Entwicklung Euer Leben in den nächsten Jahren gewidmet sein soll. Dafür, daß dort eine bäuerliche Lehrfarm unter Eurer Leitung entsteht und daß aus den zu 75 Prozent bäuerlichen Gemeinden unserer Goßner-Kirche Jungen und Mädchen dort in die Lehre gehen können, dafür haben viele Christen mit Freuden geopfert. So seid Ihr von einem weiteren Kreis der Liebe und Hoffnung über die Goßner-Freunde hinaus in Eurem Tun umgeben. Es ist das nicht der letzte Grund für das Getrostsein und Freudigbleiben, aber es ist gut und stärkend zu wissen, daß hinter Euch viele Opfer stehen und viele Menschen empfinden, gerade der Dienst, den Ihr übernehmt, müsse getan werden.

3. Nun freilich unterscheidet Euch eins entscheidend von dem Strom der Techniker und Ärzte, der Arbeiter und Experten aller Art, die heute auch aus Deutschland in die Länder fern von Europa hinausziehen: Ihr kommt zu Freunden und Brüdern in der Gemeinschaft, die Jesus Christus über die Erde hingestiftet hat. Und Ihr tretet ein in den Segensstrom, der uns und jene Menschen dort um Ranchi herum verbindet. So kommt Ihr nicht zuerst als europäische Lehrer und Experten, die von ihrem überlegenen Können und Wissen mitteilen und die von dem

scheuen Respekt der Unwissenden umgeben sind; sondern Ihr kommt als die ersehnten und erbetenen Helfer und brüderlichen Mitarbeiter, denen viele Boten vor Euch die Offenheit der Herzen und die Aufnahme mit Freuden bereitet haben. Mit jenen Menschen anderer Sprache, Hautfarbe und Lebensgewohnheiten steht Ihr, Brüder unter Brüdern, im Dienst des einen gemeinsamen Herrn, der die Euch verliehenen Gaben zu seines Namens Ehre verwandt sehen möchte. Ihr zieht nicht zu Fremden in der Ferne, sondern zu Verwandten, ja zu Geschwistern im Glauben, in einer Welt, die in der Nähe und der Ferne des Herrn ist.

Deshalb auch zuletzt Ihr getrost und freudig hinausgehen, und wir lassen Euch in gleicher, von Gott gebotenen Gewißheit ziehen.

Gebet: Herr, Du Herrscher der Völker und Haupt Deiner Gemeinde! Laß Dich erbitten für den Weg und den Dienst der beiden, die Du gerufen hast. Rüste sie, wie Du verheißen hast, mit Freudigkeit und Getrosttheit aus! Füge zu Deinem Gebot täglich neu Deine Hilfe und Stärkung! Laß ihr Wirken gesegnet sein, öffne ihnen die Herzen in unserer indischen Brüderkirche, daß sie zusammen mit Freuden am Werk stehen, das sie in Deinem Namen angreifen.

Laß auf weitem Erdenrund Deine Zeugen und Boten, Deine Diener und Gehilfen getreulich im Dienste stehen, hier in unserem Land und in Indien. Teile aus die Gaben Deiner Vergebung und Befreiung zu brüderlicher Hilfe und friedvollem Miteinander in der Arbeit an Deinem Reiche. Herr, wir lassen Dich nicht, Du segnest uns denn; wir glauben, hilf unserem Unglauben.

Amen



Bischof Dr. MANIKAM berichtet über die Arbeit der Oekumenischen Kommission und der verfassunggebenden Synode der Goßner-Kirche in Indien

Liebe Freunde!

Ranchi, 13. Mai 1960

Die Synode der Goßner-Kirche (Mahasabha) kam am Montag, dem 2. Mai, um 2.30 Uhr, zu Ende. Nach sehr hartem Kampf in der vorbereitenden („oekumenischen“) Kommission und lang hingezogenen Debatten in der Synode wurde eine neue Verfassung einmütig angenommen. Während der Beratung in der Kommission kamen wir recht oft auf einen toten Punkt.

So war es eine glückliche Fügung, daß ich die Mitglieder der Kommission bei unserem Treffen im Oktober des vergangenen Jahres dazu gebracht hatte, zu beschließen, daß sie im Notfalle die Vorschläge derjenigen Mitglieder annehmen werde, die nicht Glieder der Goßner-Kirche sind. Dies rettete die Situa-

tion. So wurde in der Kommission eine Vorlage für die verfassunggebende Synode der Goßner-Kirche erarbeitet, der die ganze Kommission einmütig zustimmen konnte.

Präsident Kishi aus Japan hatte telegrafiert, daß ihm das Visum nach Indien verweigert sei. Der Grund ist mir unbekannt. Bischof Meyer hatte in seinem Antrag für ein Visum deutlich gesagt, er komme nach Indien, um an den Sitzungen unserer Kommission teilzunehmen, und hat das Visum bekommen.

Bischof Dr. Meyer und ich arbeiteten zusammen, allermeist einer Meinung in allen Fragen.

Die Synode sollte am 24. April anfangen, aber die Kommission kam mit ihrer Arbeit erst am 27. mit-

tags zu Ende; so begann die Synode am Nachmittag des 27., hatte Sitzungen auch noch am 30., und erst am 2. Mai in der Morgenfrühe kamen wir faktisch zum Abschluß.

Sie werden sich freuen, daß die Synode, mit unbedeutenden Änderungen an einzelnen Punkten, einmütig die Vorschläge der Kommission angenommen hat, obwohl über viele heftig debattiert wurde. Aber schließlich überwog ein guter Geist. Gott war mit uns und segnete unsere Bemühungen. Die Kirche ist unter einer fast ganz neuen Verfassung wieder ge-eint. Beide Parteien haben sie angenommen und wollen ihr Bestes tun, sie durchzuführen.

Ich bin jetzt dabei, den Text der neuen Verfassung herauszugeben. Ein Fortsetzungskomitee der Kommission, bestehend aus zwei Mitgliedern jeder Gruppe und mir als Vorsitzendem, ist gewählt worden, nicht nur um die Verfassung herauszugeben, sondern auch als Schiedsgericht für die Zwischenzeit zu dienen.

Alle Wahlen sollen bis zum 30. Juni getätigtert und die organisatorischen Einheiten der GELC (Goßner-Evangelisch-Lutherische Kirche) bis zu diesem Datum gebildet sein, so daß die neue Verfassung mit dem 1. Juli 1960 in Kraft tritt. Für die Durchführung der Wahlen sind 4 Leiter ernannt worden.

Was nun die neue Verfassung betrifft, so einigten wir uns über zwei Grundsätze:

- a) die Einheit der Goßner-Kirche um jeden Preis zu wahren,
- b) die Rechte der verschiedenen Gruppen innerhalb der Kirche zu schützen.

Beide Grundsätze friedlich miteinander zu verbinden, war eine schwere Aufgabe. Wir hoffen, daß wir sie gelöst haben.

Nach Schluß der Synode ging das Fortsetzungskomitee an die Aufgabe, den Wortlaut der Verfassung festzustellen. Eine volle Woche gingen wir die Verfassung sorgfältig durch, Paragraph für Paragraph, füllten Lücken aus, gaben manchen Artikeln die juristisch einwandfreie Form und machten sie druckfertig. Es war schwere Arbeit. Wir entdeckten, daß die bisherige Verfassung Vorkehrungen für Verbesserungen und Änderungen getroffen hatte. Bei den Verhandlungen in der Synode hatten wir diese Vorkehrungsbestimmungen außer acht gelassen, aber

glücklicherweise wurde am Ende der Sitzungen der umfassende Beschuß gefaßt, daß die neue Verfassung die alte mit allen ihren Bestimmungen als überholt außer Kraft setzen und die neue Verfassung am 1. Juli 1960 in Kraft treten solle. Hinsichtlich dieses Beschlusses haben wir einen pensionierten Richter um Rat gefragt und den Beschuß entsprechend formuliert. Sonst hätte die neue Verfassung erst den alten 16 Synoden der Goßner-Kirche zur Billigung vorgelegt und danach eine weitere Generalsynode einberufen werden müssen, um die Gutachten zu prüfen.

Am 10. und 11. Mai hatte ich eine Besprechung mit den vier von der Mahasabha bestimmten Wahlleitern für die neugebildeten 4 Kirchensprengel; der Wahlmodus wurde festgelegt. Ein Schreiben, unterzeichnet von dem gegenwärtigen Präsidenten der Goßner-Kirche und dem Leiter der kirchlichen Opposition („Nordzone“), wurde an alle Pastoren und Katechisten versandt mit der Aufforderung, sie sollten zusammenkommen und die Wahlen nach der neuen Verfassung vornehmen, sie sollten nicht mehr vom Gegensatz zwischen „Nordzone“ und Kirchenleitung (Church Council) reden, sondern nur von der geeinten Goßner-Kirche. Durch die neue Verfassung seien die Einheit der Kirche und zugleich auch die Rechte der verschiedenen Volksgruppen gewahrt.

Ich bin froh, daß ich nach Schluß der Synode noch einige Tage für Ranchi vorgesehen hatte. Täglich von 9 bis 1 Uhr und von 3 bis 7 Uhr hat das Verfassungs-Komitee acht Tage lang gearbeitet.

Ich kam am 18. April mit meiner Frau nach Ranchi, wir blieben bis 22. Mai, um unseren Brüdern behilflich zu sein.

Bischof Meyer reiste am 1. Mai nach Orissa und dann nach Europa ab. Pastor Kloss fuhr am 2. Mai auf Urlaub in die Kodaikanalberge. Wir wohnen jetzt im Haus von Pastor Kloss in Ranchi. Sobald die Verfassung mit ihren Anlagen gedruckt ist, werden wir sie versenden. Wir glauben, unser Bestes unter Gottes Leitung für die Goßner-Kirche getan zu haben. Jetzt kommt es auf die Führer der Kirche selber an, sich auf den Boden der Verfassung, die sie einmütig angenommen haben, zu stellen und sie in Treue zu verwirklichen.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr

Raja B. Manikam,
Vorsitzender der LWF (Luth. Weltbund) Commission

Die neue Verfassung der Evangelisch-Lutherischen Goßner-Kirche von Chotanagpur und Assam

Die Goßner-Kirche in Indien hat sich in ihrer letzten Generalsynode, die vom 27. 4. bis 1. 5. ds. Jrs. tagte, eine neue Verfassung gegeben. Am 1. Juli 1960 trat sie in Kraft.

Ihre Struktur im ganzen und ihre Formulierungen im einzelnen gehen weithin auf die Anregungen der beiden ökumenischen Mitarbeiter, Bischof Dr. Manikam von der Tamulenkirche in Südinien und im besonderen Bischof Dr. Meyer-Lübeck, zurück.

Was an dieser neuen Verfassung der Goßner-Kirche auffällt, ist ihr indischer Charakter. Alle nichtindischen Bezeichnungen sind verschwunden (z. B. die bisher üblichen englischen Ausdrücke „President“

oder „Church Council“ usw.); an ihre Stelle sind typisch indische Benennungen getreten. Nur das eine Wort „Synode“ konnte nicht in ein gleichwertiges indisches übersetzt werden.

Die Verfassung der Goßner-Kirche stellt zuerst die Glaubens- und Lehrgrundlagen der Kirche fest: die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments, die Ökumenischen Bekenntnisse und Lutherischen Bekenntnisschriften.

Als Hauptgrundsatz für die Leitung und den Dienst der Goßner-Kirche wird die Tatsache herausgestellt, daß alle Autorität in der Kirche ausschließlich „unserem Herrn und Erlöser Jesus Christus, dem Haupt

der Kirche“, zusteht. Alle Leitungsbefugnisse der Kirche sind so zu verstehen, daß die Kirche sie als die Dienerin Jesu Christi zur Förderung des Reiches Gottes durch Wort und Sakrament ausübt. Ihre vordringlichste Aufgabe ist darum – Mission. Mit derselben Eindringlichkeit weist die Verfassung auf die Aufgabe der Kirche hin, die Einheit im Glauben und in der Liebe zueinander zu verwirklichen und festzuhalten.

Die Zugehörigkeit zu einem Stamme oder zu einer Kaste kann niemals kirchenbegründetes Prinzip, wohl aber ein Verwaltungsprinzip in der Kirche sein. Daraum wird die Goßner-Kirche, die in 5 verschiedenen Staaten ihre Gemeinden hat, ganz neu aufgeteilt. Es werden 4 große Sprengel (auf indisch: Anschal) gebildet, bei denen man auf die rassenmäßige Zusammensetzung der Bevölkerung Rücksicht nimmt. Bei dem einen Sprengel (Südwest-Sprengel) ist der Stamm der Mundas, bei dem anderen (Nordwest-Sprengel) der der Uraons in der Mehrheit. Einen besonderen Sprengel bildet das Industriegebiet in Orissa und den letzten vierten das Auswanderungsgebiet im Nordosten Indiens: Assam.

An der Spitze eines jeden Sprengels steht ein leitender Geistlicher. Sein neuer indischer Name lautet: Adhyaksh.

Jeder Sprengel verwaltet seine inneren Angelegenheiten selbstständig. Er wählt auch in einem ganz bestimmten Wahlvorgang seinen Leiter. In dem Augenblick, in dem alle vier Sprengel ihren Leiter gewählt haben, sind auch alle in der Kirche nur denkbaren Wahlvorgänge abgeschlossen. Jetzt wählen die Leiter der vier Sprengel aus ihrer eigenen Mitte den Leiter der gesamten Goßner-Kirche: auf indisch den „Pra-



Das Gebiet der Goßner-Kirche verteilt sich auf die Staaten: 3 (Bihar), 16 (West-Bengalen), 2 (Assam), 11 (Orissa) und 9 (Madhya Pradesh)

mukh Adhyaksh“. Gleichzeitig wird sein Stellvertreter benannt, der ihn nach 3 Jahren in der Leitung der Kirche ablöst – es sei denn, daß der Erstgewählte auf einmütigen Wunsch sein Amt weiterführt (längstens 12 Jahre). Der Leiter der gesamten Goßner-Kirche (Pramukh Adhyaksh) hat geistliche und verwaltungsmäßige Funktionen, bei deren Ausübung ihm das sog. „Ministerium“ (die Gesamtheit aller Pastoren) und ein „Konsistorium“ (als Verwaltungsbehörde) zur Seite stehen. Diese Zentralbehörde ist für vier zentrale Arbeitsgebiete der Kirche direkt verantwortlich: 1. Evangelisation und Literatur, 2. Verwaltung des Kircheneigentums, 3. Erziehung, 4. Theologische Ausbildung.

Der Leiter der Gesamtkirche ist gleichzeitig Hauptpastor und Seelsorger der Gemeinde in Ranchi. Unmittelbar der zentralen Verwaltungsbehörde unterstellt ist ferner ein Sondergebiet, in dem der Kharia-Stamm vorherrscht, das aber größtmäßig zu klein ist, um einen eigenen Sprengel zu bilden: Khutitoli.

Endlich noch ein Wort über die Generalsynode der Goßner-Kirche, die in den früheren Zeiten eine entscheidende Rolle spielte. Hier wurden die wichtigsten Wahlen vollzogen, hier wurden alle Kirchengesetze verabschiedet. Hier war aber auch bisher immer der Ort, an dem sich die Kämpfe zwischen den kleineren und größeren Gruppen in der Kirche entzündeten. Diese alte Generalsynode der Goßner-Kirche gibt es in der neuen Verfassung nicht mehr. Sie ist in einen Kirchentag umgestaltet worden, der nur alle 6 Jahre zusammenkommt und lediglich Arbeitsberichte aus den verschiedenen Sprengeln entgegennimmt und seinerseits der Kirchenleitung Anregungen gibt.

Zur Vermeidung aller Ungerechtigkeiten, die gerade den kleineren Gruppen durch Mehrheitsbeschlüsse zugefügt werden könnten, sind in allen Gliederungen der Kirche, angefangen von der Einzelgemeinde, bis hin zur obersten Kirchenleitung, „Aufsichtsräte zum Schutz der Minderheiten“ eingerichtet worden. Sie haben darüber zu wachen, daß in Zukunft keine Gruppe durch die andere überfahren wird.

In dem Verhältnis der Goßner-Kirche zur Goßner-Mission hat sich durch die neue Verfassung nichts geändert. Der Wortlaut des Paragraphen, der sich mit dieser Frage befaßt, heißt: „Die Evangelisch-Lutherische Goßner-Kirche von Chotanagpur und Assam steht zum Goßner-Kuratorium in Berlin im Verhältnis von Tochter und Mutter.“

Lokies

Miss.-Dir. Lokies im Gespräch mit Bischof Dr. Meyer





Der Eingang
zur Tabitaschule
in Govindpur

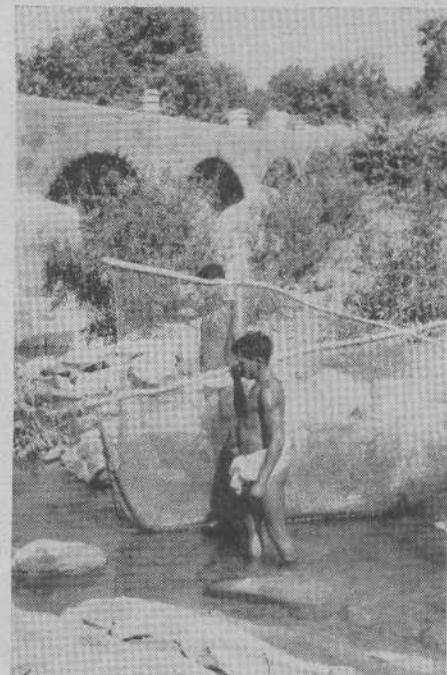
Abschied von Indien

Nach Jahrzehntelanger Missionsarbeit in Indien kehren die beiden Missionsschwestern Anny Diller und Hedwig Schmidt nach Deutschland zurück. Sie haben die Mädchen-Bibelschule der Goßner-Kirche, die Tabita-Schule in Govindpur, gegründet und geleitet. Inzwischen sind 4 indische Lehrerinnen in der MBK-Schule in Bad Salzuflen ausgebildet worden, deren Aufgabe es ist, nach ihrer Rückkehr der eigenen indischen Bibelschule zu dienen.

Da wir auch in Ranchi zweimal verabschiedet worden waren, so wollten wir nicht mehr dorthin, sondern fuhren mit dem Auto um Ranchi herum, über Namkom nach Muri. Der Zug sollte erst am Abend dort abgehen. Wir wollten unterwegs von Chotanagpur und seinen Bergen, vom lieben, alten Dschangel Abschied nehmen. Wir dachten es uns sehr schön, irgendwo auszusteigen und dann für eine Weile still dort zu sitzen, zu sinnen, zu erinnern und zu danken. Aber es kam anders, als wir es geplant hätten. Kaum waren wir aus Namkom heraus, da säumten marschierende Soldaten die Straße meilenweit! – also mußte irgendwo in den Bergen großes Manöver sein. Wir fuhren an den marschierenden Kolonnen vorüber, und als die Straße still wurde, ließen wir das Auto halten und kletterten ein wenig den Berg hinan, um uns im Dschangel still hinzusetzen. Kaum saßen wir, als in unserer unmittelbaren Nähe ein Maschinengewehr losknatterte! – ein zweites antwortete aus einiger Entfernung. Wo war die Stille des Dschangels? – wo war das alte Chotanagpur? Wir eilten zu unserem Wagen zurück und fuhren eine ganze Strecke weiter, bis wir wieder den Wagen anhalten ließen, hoffend, daß wir endlich aus dem Manövergebiet heraus wären. Wieder kletterten wir über einen kleinen Hügel, wo wir auf der anderen Seite ein typisches Bild von Chotanagpur hatten: Bergzüge säumten den Horizont, bewaldet mit Gestrüpp und

Bäumen, wie es hier in Chotanagpur üblich ist. Schwarze Felsen ragten zwischendurch heraus. Davor lagen die friedlichen Felder, stufenweise zu den Bergen ansteigend, und hie und da träumte ein Dorf. Kurz, es war das Bild, das uns vor der Seele schwebte, als wir meinten, von Chotanagpur für immer Abschied zu nehmen. Es war das Bild, wie wir es zuerst sahen, als ich vor 33 Jahren und Schwester Hedwig vor 24 Jahren Indien, Chotanagpur, zum ersten Mal betrat. So saßen wir still und ließen alte und jüngste Zeit vor unseren Augen vorübergleiten. Wir hatten keine 10 Minuten gesessen, als plötzlich aus heiterem Himmel vier „Jetfighters“ über unseren Köpfen wie Riesenraubvögel aus höchster Höhe herunterfuhren und nach dem Manövergebiet dahinschossen. Wieder und wieder kamen sie zurück und fuhren über unsere Köpfe hinweg mit ohrenbetäubendem Lärm. Deutlicher konnte uns die ungeheure Veränderung, die Chotanagpur in den letzten Jahren erleben mußte, nicht vor Augen geführt werden. Ich schreibe absichtlich erleben „mußte“. Es ist erschütternd zu sehen und zu erleben, wie die neue Zeit rücksichtlos und eisern über Länder und Menschen dahinfährt, die am liebsten nichts von alledem wissen möchten – wie der Strom der Zeit erbarmungslos die Menschen dahinreißt, die noch mit allen Fasern ihres Herzens am „Alten“ hängen. Das „Alte“ war ihnen bis jetzt innerer und äußerer Halt, verankert in guten Sitten und Gebräuchen, im Zusammenschluß und Rückhalt der Sippe. Und nun diese rücksichtslose, hektische Veränderung! Ranchi selbst verändert sich von Woche zu Woche sichtbar. In zwei Jahren soll Ranchi noch größer sein als Rourkela. Die neue von Sowjetrußland geplante Fabrik, die bei Ranchi entstehen wird, soll die größte in ganz Indien werden. Und das in dem stillen, bisher von aller Zivilisation ziemlich unberührten Chotanagpur-Plateau. Das Landvolk steht allem Neuen sehr skeptisch gegenüber. Der gewaltige Umbruch wird auf der ganzen Linie schwere Folgen auch für die christlichen Gemeinden haben. Gott gebe, daß die Goßner-Kirche Frieden und Einigkeit bewahrt, damit sie die Aufgabe, die sie als Kirche hat, erfüllen kann.

Anny Diller



Flußübergang im indischen Dschangel
Fischer aus dem Stamme der Mundas

Die Leiterinnen der Tabitaschule. Schwester Anny Diller (links),
Schwester Hedwig Schmidt



Ein Gruß von unsren beiden Schwestern Ursula von Lingen und Maria Schatz aus der Sprachschule in Kodaikanal (Südindien)

Anmerkung: Wie wir in der letzten Nummer unseres Missionsblattes mitteilten, sind unsere Schwestern Ursula von Lingen und Maria Schatz, ehe sie mit ihrer Arbeit im Missionshospital Amgaon beginnen konnten, zunächst zu einem Sprachkursus nach der Sprachschule „Coolbourne“ in Kodaikanal gefahren, um dort Oriya zu lernen. Der Sprachkursus ist Ende Juni zu Ende gegangen. Im folgenden bringen wir einen Auszug aus dem Rundbrief von Schwester Ursula von Lingen, den sie am 14. 5. 1960 an einen Freundeskreis geschrieben hat.

Zugleich teilen wir unsren Lesern mit, daß Schwester Maria Schatz im letzten Monat des Sprachkurses an Amöben erkrankte, sich in ein benachbartes Missionshospital in Kotagiri begab und dort — wie sie schreibt — eine sehr anstrengende, aber wirksame Kur durchmachen muß. Wir bitten alle unsere Freunde, ihrer in Treue zu gedenken.

Aus dem Brief von Schwester Ursula von Lingen: „Und nun will ich Euch wieder ein wenig aus meinem Leben erzählen, um Euch die neue Welt, in der wir hier leben, wieder ein Stückchen näher zu bringen. In der Sprachschule heißt es weiterhin fleißig lernen, aber langsam sieht man doch ein paar Fortschritte. Das Lesen geht schon viel fließender und nicht mehr wie bei einem ABC-Schützen im ersten Schuljahr. Auch die Diktate sind schon oft fehlerfrei. Wir haben jetzt angefangen, das Lukasevangelium in Oriya zu lesen. Daß man da täglich 50–60 neue Worte herausschreibt und dann unmöglich alle im Kopf behalten kann, das könnt Ihr Euch sicher vorstellen. — An meinem Geburtstag habe ich aber meine Bücher ein wenig beiseite gelegt und am Abend etwas gefeiert: mit Dr. Mollat und seiner Frau (von der Breklumer Mission in Nowrangapur, mit denen wir hier viel zusammen sind, da sie auch mit uns die

Sprachschule besuchen), dazu Fräulein Janke und Schwester Magdalene Keding (beide auch von der Breklumer Mission), die jetzt hier in Kodaikanal im Urlaub sind, und natürlich Maria Schatz. Es war sehr festlich mit Kerzen und Tischkarten beim Abendbrot (mit deutschem Knäckebrot sogar — wohlgehüteter Schatz aus meinem Gepäck!!) und sehr fröhlich mit Spielen hinterher.

Von einem Erlebnis der letzten Zeit muß ich Euch auch noch erzählen. Durch Vermittlung von Mollats wurden Maria und ich am Sonnabend, dem 30. 4., von einer indischen Ärztin auf eine Tour 60 Meilen (90 km) um Kodaikanal herum in ihrem Sanitätsauto mitgenommen. Sie besucht die abgelegenen Dörfer in den Bergen, die sonst gar keine ärztliche Hilfe haben.

Um 9 Uhr morgens stehen wir startbereit am Hospital, von wo das Auto abfährt. Außer dem Fahrer, der Ärztin (Dr. Samuel) und uns fahren noch ein Krankenpfleger mit und hinten im Auto eine Menge Medikamente, Salben, Verbandszeug und nicht zu vergessen ein Kasten mit Keksen und eine große Tüte mit Milchpulver. — Die Sonne scheint, aber es ist nicht zu heiß. Zunächst geht es auf Serpentinenwegen immer höher hinauf in die Berge, bis über 7500 Fuß hoch. Wir haben eine herrliche Sicht hinunter in die Täler und hinüber zu den anderen Bergen um uns herum. Nach etwa $\frac{1}{2}$ Stunde Fahrt kommen wir zu einer kleinen Siedlung von Wald- und Straßenarbeitern. Nur etwa 25 Familien wohnen hier, aber ganz abgelegen und einsam, fast ohne Verbindung zur Außenwelt. Die Kinder gehen nicht zur Schule, denn sie haben keinen Lehrer und sind außerdem zu arm, um Tafeln und Bücher zu kaufen. Sobald das Auto in Sicht kommt, laufen Kinder und Er-

Freudige Aufregung im Dorf



Das Sanitätsauto ist da



wachsene herbei; sie wissen genau, an welchen Tagen Dr. Samuel zu ihnen kommt. Die Erwachsenen sammeln sich vorne am Auto, wo Dr. Samuel die Kranken anschaut, und die Kinder drängen sich hinten ums Auto, wo ihnen Kekse und Trockenmilch ausgeteilt werden. Wie abgerissen und mager sehen diese kleinen Gestalten aus, die meistens nur eine Mahlzeit am Tage bekommen; aber wie strahlen die kleinen Gesichter, wenn in die ausgestreckten schmutzigen Händchen 1-2 Kekse gelegt werden und in den hingehaltenen Napf Milchpulver gefüllt wird! Zwar sind einige der Kleinen zunächst bange vor der weißen Frau, die sich da am Austeilen der Kekse beteiligt, aber das Verlangen überwindet doch die Scheu, und die Kekse schmecken auch aus weißer Hand. Welch ein Fest ist doch dieser Tag, wenn das Auto kommt! — — Dann geht es weiter in die Berge, vorbei an einem kleinen See. Wir sind von soviel Schönheit in der Natur überwältigt. Nach längerer Fahrt kommen wir an einen Platz, an dem sich die Leute aus 4-5 umliegenden Dörfern eingefunden haben, weil die Wege zu schlecht sind, als daß ein Auto in die Dörfer fahren könnte. So bringen sie ihre Kranken hierher, und unter freiem Himmel oder unter dem Schatten eines großen Baumes werden die Patienten angesehen, Medikamente ausgegeben, Spritzen verabreicht und wieder Kinder mit Keksen und Milch erfreut.

Gegen 12 Uhr machen wir an einem hübschen Platz Halt zur Mittagspause. Dabei erzählt uns Dr. Samuel etwas aus ihrer Arbeit. Sie ist im christlichen Medical College in Vellore ausgebildet und ist Christin. Das Auto und die Anfangsmittel zu dieser Arbeit wurden von einer Amerikanerin gestiftet, die so beeindruckt war von der großen Not dieser Menschen. Schon seit 12 Jahren macht nun das Auto diese Touren, steht aber jetzt im Staatsdienst.

Nach kurzer Rast geht es weiter. Noch 2-3 mal wiederholt sich dasselbe: Behandeln von Patienten und drängelnde Kinderscharen. — Von einem Platz aus sehen wir ein buntes Gewimmel entlang an einem Fluß, der sich durchs Tal schlängelt. Es ist ein bestimmtes Fest, zu dem die Leute aus den Dörfern an den Fluß hinausziehen, dort baden, ihre Kleider waschen und dann eine Festmahlzeit halten. Überall sieht man Feuerstellen, auf denen der Reis gekocht wird. Sobald das Auto hält, kommen Leute zu uns gelaufen, um uns zum Mahl einzuladen. Aber Dr. Samuel hat noch mehr zu tun, und so müssen wir weiterfahren.

Gegen 3 Uhr nachmittags kommen wir in das letzte Dorf. Hier ist eine kleine Poliklinik, die von einer indischen Schwester und zweimal in der Woche von Dr. Samuel betreut wird. Zunächst schauen wir ein wenig bei der Arbeit zu, aber dann gehe ich auf Erkundigungsreisen durchs Dorf. Überall hocken Menschen vor den Hütten, vor allen Dingen Frauen mit kleinen Kindern, die so aussehen, als hätten sie gar nichts zu tun. Hier und da aber sieht man Frauen beim Reisstampfen. Sie tun das mit langen, schweren Stangen, die sie in im Zementboden eingelassene Lö-



Schwester Ursula von Lingen verteilt Kekse, Milchpulver und Medikamente

cher stoßen. Dort sammelt eine Frau mit ihren Händen Kuhmist zusammen, wahrscheinlich fürs Feuer, und ab und zu kommen Frauen und Kinder mit schweren Holzlasten auf dem Kopf aus dem Wald zurück. — — Überall lächelt man mir freundlich zu und fordert mich durch Gebärden auf, doch weiter zu kommen; denn ich verstehe natürlich nicht, was sie sagen. Je weiter ich aber durchs Dorf gehe, umso länger und größer wird der Schwanz der Kinder, der mir folgt. Einige schreiten mutig voran, andere etwas ängstlich hinterher. Sobald ich mich aber umdrehe, bleiben sie wie auf ein Kommando stehen oder treten einige Schritte zurück. Zweimal allerdings geschieht es, daß ein kleiner Junge, dem ich mich nähern will, laut schreiend davonläuft, was natürlich ein lautes Hohngelächter bei der Horde der größeren Kinder hervorruft. Ich komme mir vor wie der Rattenfänger von Hameln — mit bald 20 Kindern als Schwanz — und atme doch auf, als ich mich in den Schutz des Autos zurückziehen kann. Dabei empfinde ich es wie einen Schmerz, daß niemand da ist, der diesen Kindern und allen diesen Menschen hier das Evangelium bringt: die Botschaft von der großen Liebe Gottes zu uns, die auch diesen Kindern gilt und auch diesen armen Gestalten in ihrem Schmutz, ihren Lumpen, mit den ungekämmten Haaren und in der Armut, die ihnen aus den Augen spricht. Sie wissen es nicht, daß ein Vater im Himmel da ist, der auch sie lieb hat. „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter“. Und so rufe ich auch Euch allen zu: „Bittet den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in Seine Ernte sende!“

Gegen 5 Uhr sind wir wieder in Kodaikanal, aber das Erleben dieses Tages geht mir noch lange nach. Wie sehne ich mich danach, in Amgaon mit unserer Arbeit beginnen zu können. Aber bis dahin ist noch ein langer Weg. Zuerst müssen wir wirklich die Sprache beherrschen, um mit den Menschen reden zu können. Und das erfordert noch etwas Zeit, Kraft und Geduld. Ich danke Euch allen, daß Ihr mir auch darin mit Eurer Fürbitte helft.“

Eure Ursula von Lingen“

Aussendung der Geschwister Thiel in Wolfsburg

Am Sonntag, dem 3. Juli, fanden in Wolfsburg die Einführung von Pastor Dohrmann als Sozialpfarrer für das Volkswagenwerk und die Aussendung von Bruder Werner Thiel und Frau nach Indien in einem gemeinsamen Gottesdienst statt. Um dieser Gemeinsamkeit willen war der Aussendetermin sehr plötzlich vorverlegt worden, und aus diesem Grunde war es dem Missionsdirektor nicht möglich, selbst an der Feier in Wolfsburg teilzunehmen. Ich wurde kurzfristig beauftragt, das Kuratorium der Goßnermission bei der Aussendung zu vertreten und traf in der Nacht zum Sonntag auf dem Flugplatz Hannover ein, von wo mich Bruder Thiel mit demselben Wagen abholte, mit dem er zusammen mit seiner Frau quer durch Indien nach Ranchi zu fahren gedenkt.

Der sehr festlich verlaufene Gottesdienst wurde in der schönen Kreuzkirche gehalten. Pastor Dohrmann und Bruder Thiel und Frau traten gleichzeitig vor den Altar, von wo aus Superintendent Grote-Fallersleben eine zusammenfassende Ansprache an sie richtete. Bei der Aussendung überbrachte ich die Grüße und Segenswünsche des Kuratorium der Goßnermission und wies darauf hin, daß Bruder Thiel und Frau mit einem anderen Auftrag nach Indien gehen als es früher üblich war. Da durch das Emporschließen industrieller Werke mitten im indischen Urwald das alte Sozialgefüge zerbricht, muß in Indien neben die Verkündigung des Evangeliums die praktische Hilfe für die Glieder der Goßnerkirche treten. Aber auch technische Unterweisung und Ratschlag in den Fragen des industriellen Lebens können im Auftrage der Mission nur im Geiste Jesu Christi geschehen. Ich gab darum Bruder Thiel und Frau das Wort des Apostel Paulus aus dem dritten Kapitel des Kolosserbriefes mit auf den Weg:

Während der Nachfeier: Bauingenieur Thiel mit Frau und Tochter, rechts Dr. Kandeler



„Alles, was ihr tut mit Wörtern oder mit Werken, das tut alles im Namen des Herrn Jesu und dankt Gott dem Vater durch ihn“

und fügte das Bekenntnis des Propheten Nahum hinzu:

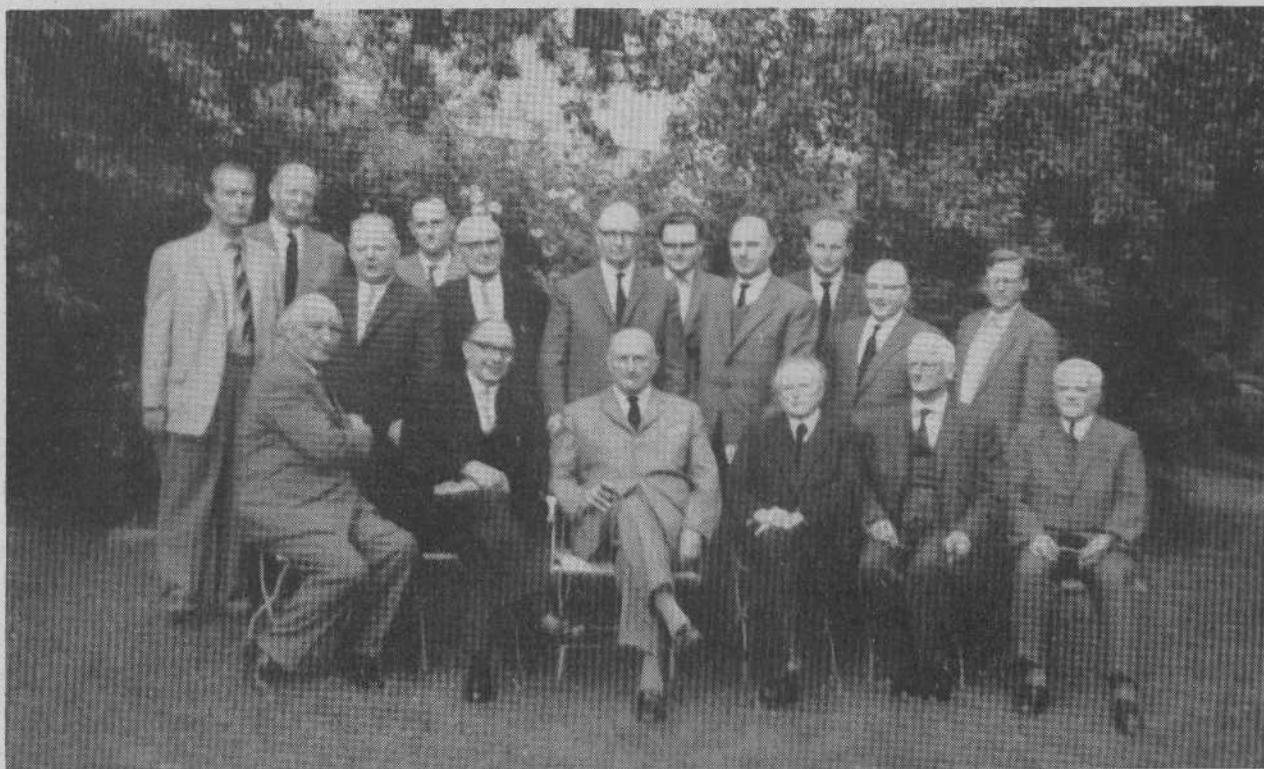
„Der Herr ist gütig und eine Feste zur Zeit der Not und kennt die, so auf ihn trauen.“

Im Anschluß an den Gottesdienst versammelte sich die Gemeinde im Gemeindesaal der Kreuzkirche zu geselligem Zusammensein. Oberlandeskirchenrat Bartels von der Landeskirche Hannover begründete bei dieser Gelegenheit überzeugend den Entschluß, neben der unaufgebbaren Wirksamkeit der Ortsgemeinde durch den Sozialpfarrer die Menschen in der Fabrik, am Ort ihrer Arbeit, aufzusuchen und vom Worte Gottes her anzusprechen. Ich konnte darauf hinweisen, daß die Goßnermission auch mit der Industriearbeit in Deutschland durch die Zweigstelle in Mainz-Kastel eng verbunden ist und Bruder Dohrmann selbst seine Ausbildung als Sozialpfarrer dort gefunden hat. Im übrigen berichtete ich darüber, daß in diesem Jahr außer Bruder Thiel eine ganze Reihe anderer Laien nach Indien gehen, um das verkündete Wort durch die Tat helfender Liebe zu ergänzen. Oberlandeskirchenrat Dr. Dreyssel dankte Bruder Thiel für seine aufopfernde Arbeit bei der Ausgestaltung der kirchlichen Verwaltung in der schnell wachsenden Gemeinde Wolfsburg. Auch aus den Reihen der Gemeindeglieder konnte Bruder Thiel viele Zeichen dankbarer Verbundenheit entgegennehmen.

Hermann Kandeler

Pastor Dohrmann und Frau nehmen nach der Abordnungsfeier die Glückwünsche der Gemeinde entgegen





Mitglieder und Gäste des Kuratoriums in seiner Sitzung vom 7. 7. 1960.
Von links nach rechts, sitzend: Miss.-Dir. Lokies, Bischof Dr. Meyer, Präs. Dr. Moeller, Präs. Lic. Stosch, Pastor Linnemann, Pastor Hentschel
stehend: Pastor Dzubba, Dr. Kandeler, Kirchenrat Dr. Berg, Diakon Weißinger, Pastor Dr. Augustat, Pastor Dr. Hoerle, Prediger Schottstädt, Pastor Dr. Heß, Pastor Dohrmann, Pastor Borutta, Pastor Starbuck

Nachrichten FÜR UNSEREN FREUNDESKREIS

1. Eine denkwürdige Kuratoriumssitzung

Am 7. Juli trat das Kuratorium der Goßner-Mission im Missionshaus Berlin-Friedenau zu einer besonderen Sitzung zusammen. Die zwei wichtigsten Punkte der Tagesordnung waren:

Der Bericht von Bischof Dr. Meyer-Lübeck über die Arbeit der Ökumenischen Kommission und die letzte Generalsynode der Goßner-Kirche in Indien; ferner der Wechsel im Vorsitz des Kuratoriums der Goßner-Mission und die Neuwahl von Kuratoriumsmitgliedern.

Nach dem Bericht von Dr. Meyer (s. S. 8) war der Anfang der Verhandlungen in der Goßnerkirche entmutigend. In Ranchi, Jamshedpur und in dem nördlichsten, zahlenmäßig kleinsten Gebiet der Goßnerkirche, den Duars, gab es noch getrennte Gottesdienste. Die Spannung zwischen den beiden gegnerischen Gruppen trat gelegentlich noch stark in Erscheinung. Aber durch den Besuch von Missionsdirektor Lokies war in den Gemeinden die Bereitschaft geweckt, auf Gottes Wort zu hören.

Auch hatte die von ihm berufene Synode (2.—5. März 1959) ausdrücklich den Beschuß gefaßt, den Lutherischen Weltbund um die Einsetzung einer Ökumenischen Kommission zu bitten, deren Beschlüsse sie anerkennen wolle. Als einen entscheidenden Schritt auf dem Wege zur Einheit bezeichnete Bischof Dr. Meyer die Konstituierung der Ökumenischen Kommission durch Bischof Dr. Manikam (s. Seite 6)

im Oktober 1959. Damals wurde der Beschuß gefaßt, daß die Ökumenische Kommission für den Fall, daß keine Einigung unter ihren Mitgliedern zustande kommen sollte, bereit sei, die Vorschläge der Kommissionsmitglieder anzunehmen, die nicht zur Goßner-Kirche gehören (d. h. also der vom Lutherischen Weltbund aus anderen Kirchen delegierten Mitglieder: Bischof Dr. Manikam von der Tamulenkirche in Südinien und Bischof Dr. Meyer aus Deutschland).

In einem Augenblick, als die Verhandlungen in der Ökumenischen Kommission in die schwierigste Krise gerieten, griffen die beiden Bischöfe auf den damaligen Beschuß zurück. Jedes einzelne Kommissionsmitglied mußte für sich persönlich nochmals die Erklärung abgeben, ob es zu ihm stehe oder nicht. Als alle Mitglieder der Kommission (die meisten willig, aber einige wenige, darunter auch der frühere Präsident der Goßner-Kirche, P. Joel Lakra, mit innerem Widerstreben) „Ja“ gesagt hatten, war der Weg zu einem guten Ergebnis freigelegt.

Es wurde eine fast völlig neue Verfassung für die Goßner-Kirche erarbeitet. Die Hauptlast dieser Arbeit, die Tage und Nächte in Anspruch nahm, lag im besonderen auf den Schultern von Bischof Dr. Meyer. Es war ein besonderes Gottesgeschenk, daß zwischen ihm und Bischof Dr. Manikam, dem Vorsitzenden der Kommission, in allen Punkten völlige Einmütigkeit bestand. Der Kommission selbst rühmte



Präses Dr. Moeller

Bischof Dr. Meyer nach, daß sie — nachdem einmal die Spannungen in ihrer eigenen Mitte überwunden waren — dann während den Verhandlungen in der Synode fest zusammenstand. Der Geist in der Synode war erfreulich gut. So kam es in der Morgenfrühe des 1. Mai zu der einmütigen Annahme der neuen Verfassung, die die Einheit und den Frieden in der Goßner-Kirche sichern soll.

Mit besonderer Anerkennung gedachte Bischof Dr. Meyer der sogenannten „Jungen Mannschaft“ der Goßner-Kirche, d. h. der jungen indischen Pastoren, die in Deutschland und Amerika studiert haben. Sie legten Bischof Dr. Meyer gleich nach seiner Ankunft in Ranchi einen Verfassungsentwurf vor, aus dem ganze Partien in die neue Verfassung übernommen worden sind. „Es lohnt sich“, stellte der Berichterstatter fest, „die Theologiestudenten aus den Jungen Kirchen zum Studium nach Deutschland und Amerika zu holen!“ Mit Erstaunen habe er beobachtet, daß diese Studenten gerade in der volkskirchlichen Situation Deutschlands eines gelernt hätten: die Bedeutung der Mission. Daß wir in der „alten Kirche“ Mission treiben nicht nur draußen, sondern gerade auch daheim, an uns selber, ist ihnen zu einem starken missionarischen Impuls für die „Junge Kirche“ geworden.

Was die missionarische Haltung der Goßner-Kirche betrifft, so stellte Bischof Dr. Meyer fest, daß die Missionsarbeit der Kirche in der Zeit der Spaltung nicht nur nicht gelitten, sondern an Intensität gewonnen habe. „Wenn aber die Kirche auch weiterhin missionarische Kirche sein will, wird es um ihres Zeugnisses willen notwendig sein, daß sie eine Kirche bleibt.“

Dem ganzen Streit in der Goßner-Kirche sowie seiner Beendigung sprach Bischof Dr. Meyer eine besondere Bedeutung zu: Der sogenannte „Kommunalismus“ (Aufspaltung in Gruppen) ist für Indien eine große Versuchung. Nehru bezeichnet ihn geradezu als „die Lebensgefahr“ seines Landes. Dazu kommt die Auflösung der bisherigen sozialen Ordnung in Indien, z. B. der Kaste, im besonderen in Gebieten räuberischer Industrialisierung. Das gilt gerade auch für den Raum der Goßner-Kirche. In dieser Situation ist es nach der Deutung von Bischof Dr. Meyer vorzugsweise die Aufgabe der christlichen Kirche, die sich auflösende gesellschaftliche Ordnung über die Grenzen aller Rassen, Stämme, Kasten und Gruppen hinweg durch eine neue Gemeinschaft zu ersetzen. Dadurch

bekommt die durch die neue Verfassung herbeigeführte Einigung der Goßner-Kirche eine Bedeutung weit über die Grenzen der Goßner-Kirche hinaus: im besonderen für die lutherischen Kirchen Indiens.

Im zweiten wichtigen Punkt seiner Tagesordnung beschäftigte sich das Kuratorium mit der Frage der Verabschiedung seines bisherigen Vorsitzenden, Präses Dr. Moeller, und der Amtsübernahme durch den neuen Vorsitzenden, Kirchenrat Dr. Berg. (s. Seite 5)

Dr. Reinhard Moeller, Direktor des Berliner Stadt-synodalverbandes und langjähriger Präs des Provinzialsynode Berlin-Brandenburg, hatte wiederholt den Wunsch geäußert, aus Gründen der Arbeitsüberlastung von seinen Verpflichtungen als Vorsitzender des Goßner-Kuratoriums entbunden zu werden. In der letzten Kuratoriumssitzung (13. Mai 1960) trug er sein Anliegen offiziell vor. So sah sich das Kuratorium vor die Aufgabe gestellt, einen neuen Vorsitzenden zu wählen: Kirchenrat Dr. Christian Berg, Leiter des Hilfswerks der Evangelischen Kirche in Deutschland (Berliner Stelle). Präses Dr. Moeller wurde zugleich gebeten, den Ehrenvorsitz zu übernehmen und das Kuratorium in Abwesenheit seines neuen Vorsitzenden zu leiten. In der Sitzung vom 7. Juli d. J. sprachen Präses Lic. Stosch im Namen der Goßner-Mission und der Goßner-Kirche in Indien sowie Missionsdirektor D. Lokies im Namen der Berufsarbeiter der Goßner-Mission Präses Dr. Moeller den Dank für die langjährige treue Mitarbeit und brüderliche Leitung aus. Präses Dr. Moeller hatte den Vorsitz des Kuratoriums in einer Zeit übernommen (9. Juni 1942), als sich die Goßner-Mission durch Krieg und Kirchenkampf in schwerster Bedrängnis befand. Auch er persönlich gehörte zu den Bedrängten und Verfolgten jener Tage. Umso dankbarer darf die Goßner-Mission dafür sein, daß er in jener fast aussichtslosen Situation im Vertrauen auf Gottes Hilfe die Leitung des Kuratoriums übernahm und durch 18 wechselvolle und ereignisreiche Jahre ausübte.

Es war vor 10 Jahren (4. Mai 1950), als Präses Dr. Moeller Kirchenrat Dr. Berg als Mitglied des Kuratoriums der Goßner-Mission begrüßte und einführt. Während dieses Jahrzehnts, das im Zeichen des Wiederaufbaus stand — daheim und draußen — haben sich die Goßner-Mission und Kirchenrat Dr. Berg, der aus dem Mecklenburgischen Raum und das heißt dem Heimatgebiet der Leipziger Mission herkommt, durch persönlichen Kontakt und gemeinsame Aufgaben zusammengefunden. Jetzt übernahm er auf Bitten des Kuratoriums das Amt des Vorsitzenden. In seiner zum Teil programmatischen Ansprache wies er selbst auf die persönlichen und sachlichen Beziehungen hin, die ihn mit der Goßner-Mission verbinden. Was ihn zur Goßner-Mission hingezogen habe, sei ihr Mut zu neuartigen Wegen sowohl in Indien wie auch im missionarischen Einsatz daheim.

Unter der Leitung des neuen Vorsitzenden beschloß darauf das Kuratorium, folgende Mitglieder neu hinzuzu wählen:

Dr. Julius Rieger (s. Seite 4) als Superintendent des Berliner Kirchenkreises, zu dem die Goßner-Mission gehört; den Sozialpfarrer der Volkswagenstadt Wolfsburg Pastor Rudolf Dohrmann (s. Seite 12) zur verantwortlichen Mitarbeit in der Entwicklungsbearbeitung der Goßner-Mission und die beiden früheren Goßner-Missionare, Pfarrer Johannes Klimkeit in



Schwester Ilse Martin berichtet über ihre Arbeit in Amgaon auf dem Jahresmissionsfest im Goßnersaal Berlin

Bierde ü. Lahde (Westf.) und Pfarrer Helmut Borrutta, Logabirum/Ostfriesland, als Vertreter der jüngeren Missionarsgeneration.

2. Aussendungen

Die Goßner-Mission steht in diesem Jahr vor der größten Aussendung seit Kriegsende. Bekanntlich flohen die beiden Krankenschwestern Ursula von Lingen und Maria Schatz aus Gründen der Dringlichkeit bereits am 13. Januar nach Indien ab. Folgende Ausreisen erfolgen in den beiden nächsten Monaten:

Dr. Junghans und Frau mit MS „Schelde“ 19. Juli ab Rotterdam — Ankunft Calcutta am 25. August. Bau-Ingenieur Thiel und Frau mit Schiff „Viktoria“ 30. Juli ab Genua — Ankunft Bombay am 13. August. Dr. med. Gründler mit Frau und Tochter mit Schiff „Frauenfels“ 26. August ab Genua — Ankunft Bombay am 20. September.

Die beiden indischen Lehrerinnen Seteng Hapadgara und Bahalen Bage mit Schiff „Wartensels“ am 4. September ab Rotterdam — Ankunft Calcutta etwa 10. Oktober.

Wir dürfen unseren Freunden mitteilen, daß unsere beiden indischen Schwestern nach 2½jährigem Aufenthalt in Deutschland ein abschließendes Examen an der Bibelschule Salzuflen gut bestanden haben und nun nach Indien zurückkehren, um ihre Erziehungsarbeit an der Tabitaschule in Govindpur wieder aufzunehmen.

Für unsere nach Indien hinausgehenden Mitarbeiter standen die letzten Monate im Zeichen des Abschiednehmens. So wurden die Brüder Thiel und Junghans auf dem diesjährigen Goßnertag in Riepe (15. 6.) von unserem ostfriesischen Freundeskreis verabschiedet. Eine große Anzahl ostfriesischer Pastoren erfuhr wie alljährlich durch Pastor Janßen und seine Frau im Riepster Pfarrhaus und in der Gemeinde gastliche Aufnahme. Im Abendgottesdienst, zu dem sich ganz Riepe eingefunden hatte, predigte Landessuperintendent i. R. Theodor Elster. Er war es auch, der am Schluß des Gottesdienstes die beiden Ehepaare Thiel und Junghans unter der Fürbitte der Gemeinde mit einem Schriftwort grüßte und zu ihrer Arbeit in Indien aussegnete.

Es versteht sich von selbst, daß Dr. Junghans sich nicht nur in Berlin und Riepe, sondern auch im Goßnerhaus in Mainz-Kastel, mit dem er in einer besonderen Arbeitsverbindung steht, verabschiedete. Das geschah in einer Feier am 3. August, in der Pastor

Horst Symanowski und Pastor Dr. Holger Samson eine Predigt zu zweit hielten. Wir werden ihren Wortlaut in der nächsten Nummer unseres Missionsblattes veröffentlichen.

Dr. Junghans nimmt als Fracht die Ausrüstung für eine ganze landwirtschaftliche Lehrfarm mit, die die Goßner-Mission aus ihren laufenden Einnahmen nicht hätte beschaffen können. Sie ist dankbar dafür, daß sie für diesen Zweck mit Mitteln aus der Sammlung „BROT FÜR DIE WELT“ reichlich bedacht worden ist. Es steht zu erwarten, daß sie eine entsprechende Zuteilung auch für die Hospitalarbeit in Amgaon erhält.

3. Die Deutsche Evangelische Aussatzhilfe, Tübingen, Paul-Lechlerstraße 24, hat der Goßner-Mission für ihre Arbeit unter den Aussätzigen zum zweiten Mal eine größere Spende gewährt. Wir möchten ihr an dieser Stelle unseren Dank ausdrücklich aussprechen und zugleich die Gemeinden und Arbeitskreise, die mit uns verbunden sind, auf dieses wichtige Werk aufmerksam machen. Die Evang. Aussatzhilfe bittet darum, die von ihr betriebenen Aussatzwerke im besonderen im Arbeitsgebiet der evangelischen Missionen nicht zu vergessen, sondern „im Tun, Sagen und Beten mit zu unterstützen.“

4. Persönliches

Missionsdirektor D. Hans Lokies, der seit 1945 zugleich Leiter der Kirchlichen Erziehungskammer Berlin ist, hat mit Zustimmung und auf Beschuß des Kuratoriums der Goßner-Mission bei der Leitung der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg den Antrag gestellt, von seinem Doppelamt entbunden und in dem Augenblick in den Ruhestand versetzt zu werden, in dem ein neuer Leiter der Kirchlichen Erziehungskammer Berlin berufen ist. Zugleich erteilt das Kuratorium der Goßner-Mission Missionsdirektor Lokies den Auftrag, sein Amt als Missionsdirektor solange fortzuführen, bis sich auch für diesen Dienst ein geeigneter Nachfolger gefunden hat.

Besetzung einer 2. Pfarrstelle in Mainz-Kastel

Die Kirchenleitung der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau hat den langjährigen Japanmissionar Pfarrer Theodor Jaeckel mit dem 1. Juli d. J. probeweise in ihren Dienst übernommen und ihm einen Beschäftigungsauftrag erteilt. Es ist in Aussicht genommen, ihn nach einem Probejahr in eine 2. Pfarrstelle der Goßner-Mission in Mainz-Kastel zu berufen. Pfarrer Jaeckel besucht gegenwärtig auf seiner

Schwester Auguste Fritz mit den beiden indischen Lehrerinnen Seteng Hapadgara und Bahalen Bage



Heimreise die Goßner-Kirche in Indien und nimmt an einer Konferenz von indischen christlichen Sozialarbeitern in Jamshedpur teil, die neben anderem die Aufgabe hat, die soziale und wirtschaftliche Lage der Goßner-Kirche zu prüfen und ein Hilfsprogramm auszuarbeiten.

Pastor Robert Starbuck (s. Seite 3) ist mit seiner Frau und seinem Söhnchen von Mainz-Kastel nach Berlin übergesiedelt, um als „fraternal-worker“ (ökum. Mitarbeiter) 1–2 Jahre mit der Goßner-Mission in West- und Ostberlin zusammenzuarbeiten. Er hat von seiner Heimatkirche, der Church of Christ in den USA, den Auftrag, sich im besonderen mit den gegenwärtigen soziologischen Problemen der Kirche zu beschäftigen.

Schwestern auf Heimaturlaub

Gegenwärtig befinden sich unsere Schwestern Ilse Martin vom Missionshospital Amgaon, die als erste eintraf (19. Mai), sowie Anny Diller und Hedwig Schmidt, (s. Seite 9), die langjährigen Leiterinnen unserer Tabitaschule in Goyindpur (eingetroffen am 30. Mai), wieder in Deutschland auf Heimaturlaub.

Gedenktage

Schwester Auguste Fritz, die ihr ganzes Leben im Dienste der Goßner-Mission daheim und draußen gestanden hat, feierte am 13. Juni im Goßnerhaus Mainz-Kastel, wo sie eine Heimat gefunden hat, ihren 75. Geburtstag. In den Gemeinden in Indien ist ihr Dienst unvergessen. Das Kuratorium weiß um Schwester Augustes angefochtene Gesundheit und befiehlt sie täglich der helfenden Kraft und Güte unseres Gottes.

Am 26. Juli 1960 feierte unser Kuratoriumsmitglied, Superintendent Karl Schaf-Wittmund, seinen 65. Geburtstag. Wir gedenken seiner und seiner Frau Ruth, die beide die Arbeit der Goßner-Mission durch lange Jahre mitgetragen und viel Zeit und Kraft für sie geopfert haben, in Dankbarkeit und Fürbitte.

Wir schließen in unsere Fürbitte auch Superintendent i. R. Ibo Kortmann-Norden ein, der am 28. August d. J. 80 Jahre alt wird. Auch seiner treuen Mitarbeit haben wir es mit zu danken, daß die Goßner-Mission in Ostfriesland eine Heimat hat.

Lokies

BUCHHANDLUNG DER GOßNER MISSION

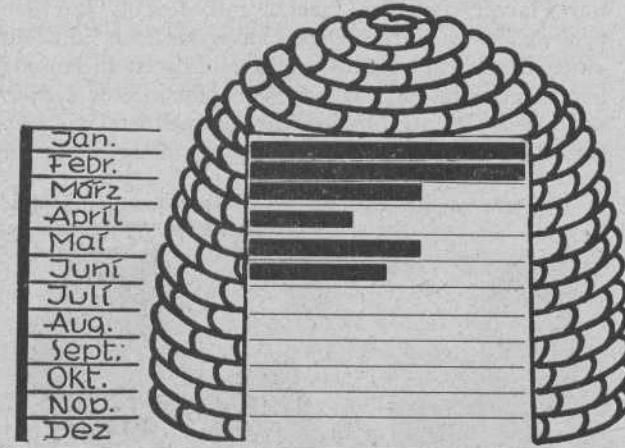
erfüllt Ihre Bücherwünsche

Auch Spruchkarten und Kunstkarten in großer Auswahl

Wir empfehlen als Neuerscheinungen

Gerhart Pohl, Wanderungen auf dem Athos DM 12,80
Heinrich Waggerl, Die grünen Freunde DM 3,80

BERLIN-FRIEDENAU, HANDJERYSTR. 19-20



Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 30. Juni 1960
betragen 150000,— DM
sie beträgt 106999,— DM

Wir haben zu wenig
gesammelt 43001,— DM

Unser Gabenkonto:

Goßnersche Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 52050 beim Postscheckamt Berlin-West für Goßnersche Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 108305 beim Postscheckamt Hannover für Goßnersche Missionsgesellschaft Mainz-Kastel

Gossner Missionenblatt



Berlin, September 1960 (Nr. 4)

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Gegründet 1834



Adivasi-Mutter



Die letzte, verfassunggebende Generalsynode der Goßner-Kirche

Pastor Hermann Kloss-Ranchi

berichtet darüber in Wort und Bild

Pastor Kloss mit seiner Frau

„Die Generalsynode (Mahasabha) der Goßner-Kirche tagte vom 27. April bis zur Morgenfrühe des 1. Mai in der Christuskirche in Ranchi, nachdem die Verfassung (mehr formell) eine Stunde in den verschiedenen Kirchengruppen besprochen worden war. Es wurde kein Besucher zugelassen, ausgenommen am ersten Abend. Präsident *Tiga* hatte den Vorsitz. Der Geist der Mahasabha war gut. Es galt, das Neue „so klar zu verstehen, wie es die Kommission verstand“.

Ein letztes Mal drohte dem neuen Weg der Kirche eine Gefahr, als sich ein gewisser Kreis von Kharia-Leuten unter Führung von Pastor P. D. *Soreng* zusammenscharte und eine eigene Antschal (Synode) für Khutitoli haben wollte, wo die Kharias eine der größeren Gruppen bilden. Es kostete auch hier wieder einige Mühe, diese Synodalen davon zu überzeugen, daß sie nicht in letzter Minute noch in die Fußstapfen der Opposition treten könnten, daß Khutitoli viel zu klein sei für eine Antschal und daß keine Antschal nach Gruppen-Gesichtspunkten gebildet sei.

Am Morgen des 1. Mai kam die Mahasabha zum Abschluß. Präsident *Tiga* stellte den gesamten Entwurf zur Abstimmung; die Verfassung wurde nun auch als Ganzes einstimmig angenommen.

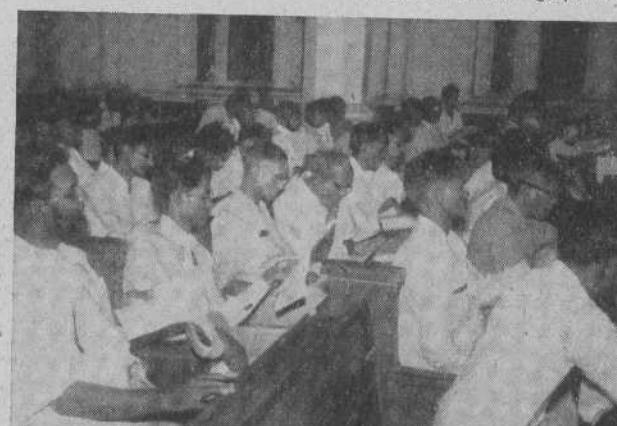
Das Bild wäre nicht vollkommen, wenn ich einen stillen, besorgten Beobachter und Beter unerwähnt ließe: den Bischof der anglikanischen Kirche, Dilbar *Hans* – aus dem Stamme der Mundas. Immer wieder suchte er unser Haus auf, um sich nach dem Stand der Dinge zu erkundigen. Einmal stellte er in seiner feinen, ruhigen Art eine bestimmte Frage. Sie war mehr als eine kirchenpolitische Bemerkung; denn aus seiner Stimme klang das tiefe, ehrliche Verlangen nach dem *einen* Herrn und dem *einen* Hirten: „Und wie, wenn ich mit die Hand auflege, wenn eure Bischöfe in ihr Amt eingeführt werden? Wären wir dann nicht eins?“ Ich dankte ihm und antwortete, daß noch ein Weiteres dazu notwendig sei: Das Gespräch an dem runden Tisch mit dem aufgeschlagenen Wort Gottes. – Bischof *Hans* befaßt sich zur Zeit mit dem Studium der deutschen Sprache. Die Einladung der beiden lutherischen Bischöfe Dr. *Mannikam* und Dr. *Meyer* in sein Haus war mehr als eine Formalität.

Könnte die neue Verfassung mit ihrem Antschal-System nicht ein gutes Instrument der Kircheneinigung in Nordindien werden? Bischof *Meyers* erste Worte über die Kommissionsarbeit waren: „Was wir hier vorhaben, kann für ganz Indien und vielleicht auch darüber hinaus von Bedeutung sein. Denn die Goßner-Kirche geht durch eine Krisis hindurch, durch die mehr oder weniger alle Jungen Kirchen ihren Weg nehmen müssen. Dann wird man auf euch schauen, um zu sehen, welchen Weg ihr eingeschlagen habt.“

Ing. B. D. Panna (links) und Pastor Tete führen Protokoll



Die Synodalen hören gespannt zu



*Bilder zu dem
nebenstehenden Bericht
von der Generalsynode*



Es wird abgestimmt

Die Stimmen werden gezählt



Einige Synodale sind auch uns in Deutschland bekannt:
Dr. Marsallan Bage, P. Saban Surin, Ing. P. D. Kandulna
▼ ▼ ▼



Es melden sich auch die Geister des Widerspruchs,
links P. Joel Lakra, rechts P. Soreng, Kuthitoll



Der Secretary der Kirche, N. Horo (rechts) hat eine kritische Frage,
Bischof Dr. Meyer antwortet darauf



Bischof Dr. Meyer spricht zur Synode, P. Saban Surin übersetzt
(vorne rechts Präsident J. Tiga, dahinter Bischof Dr. Manikam)



Bischof Dr. Meyer zieht um



Versuch einer Predigt zu zweit

Diese Predigt wurde von Pastor Horst Symanowski und Pastor Holger Samson gemeinsam in einem Gemeindegottesdienst in Mainz-Kastel gehalten – anlässlich der Begrüßung von Schwester Ilse Martin in Deutschland und der Verabschiedung von Dr. Junghans und seiner Frau nach Indien. Der Gottesdienst fand am 3. Sonntag nach Trinitatis, dem 3. 7. 1960, statt. Predigttext: Apostelgeschichte 3, 1–16.

1. Petrus aber und Johannes gingen miteinander hinauf in den Tempel um die neunte Stunde, da man pflegt zu beten.

2. Und es war ein Mann, Lahm von Mutterleibe, der ließ sich tragen; und sie setzten ihn täglich vor des Tempels Tür, die da heißt die schöne, daß er bettelte das Almosen von denen, die in den Tempel gingen.

3. Da er nun sah Petrus und Johannes, daß sie wollten zum Tempel hineingehen, bat er um ein Almosen.

4. Petrus aber sah ihn an mit Johannes und sprach: Sieh uns an!

5. Und er sah sie an, wartete, daß er etwas von ihnen empfinge.

6. Petrus aber sprach: Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi von Nazareth stehe auf und wandle!

7. Und griff ihn bei der rechten Hand und richtete ihn auf. Alsobald standen seine Schenkel und Knöchel fest;

8. Sprang auf, konnte gehen und stehen und ging mit ihnen in den Tempel, wandelte und sprang und lobte Gott.

9. Und es sah ihn alles Volk wandeln und Gott loben.

10. Sie kannten ihn auch, daß er's war, der um Almosen gesessen hatte vor der schönen Tür des Tempels; und sie wurden voll Wundern und Entsetzens über das, was ihm widerfahren war.

11. Als aber dieser Lahme, der nun gesund war, sich zu Petrus und Johannes hielt, lief alles Volks zu ihnen in die Halle, die da heißt Salomos, und wunderten sich

12. Als Petrus das sah, antwortete er dem Volk: Ihr Männer von Israel, was wundert ihr euch darüber, oder was

sehet ihr auf uns, als hätten wir diesen wandeln gemacht durch unsre eigene Kraft oder Verdienst?

13. Der Gott Abrahams und Isaaks und Jakobs, der Gott unsrer Väter, hat seinen Knecht Jesus verklärt, welchen ihr überantwortet und verleugnet habt vor Pilatus, da der urteilte ihn loszulassen.

14. Ihr aber verleugnetet den Heiligen und Gerechten und batet, daß man euch den Mörder schenkt;

15. Aber den Fürsten des Lebens habt ihr getötet. Den hat Gott auferweckt von den Toten; des sind wir Zeugen.

16. Und durch den Glauben an seinen Namen hat diesen, den ihr sehet und kennet, sein Name stark gemacht, und der Glaube durch ihn hat diesem gegeben diese Gesundheit vor euren Augen.



Pastor Symanowski

► Wir haben vorher die Geschichte der Heilung des Lahmen im Tempel zu Jerusalem gehört, und nun möchten wir zu zweit, nämlich Dr. Holger Samson, der seit über einem Jahr in der Industrie arbeitet und Mitarbeiter bei der Goßner-Kirche ist, und ich Ihnen diesen Text auslegen.

Bevor von der Heilung des Lahmen erzählt wird, ist hier in der Apostelgeschichte die Gemeinde in Jerusalem beschrieben, eine Gemeinde, die wohl unserem Idealbild entspricht. So mögen wir von einer Gemeinde träumen: Sie versammelt sich täglich in den Häusern, man betet miteinander, bricht das Brot hin und her in den Häusern, d. h. man hält zusammen das Abendmahl, man hat Gemeinschaft untereinander, und zwar solch eine Gemeinschaft, in der man sogar alles untereinander teilt; ja man wahrt auch sogar die Tradition, es wird berichtet, daß die Gemeinde sich täglich im alten Tempel versammelt, in dem schönen Tempel in Jerusalem. Man hat die alten Sitten nicht abgeschafft, und auch die beiden Apostel Petrus und Johannes gehen jetzt am Nachmittag um 3 Uhr zur gewohnten Zeit in den Tempel, um zu beten. Dieses Gebet wird hinter der schönen Pforte im Tempel zu Jerusalem gehalten. Aber da wird in dieser Geschichte mit einemmal etwas gar nicht Schönes berichtet. Es gibt eine Störung.

► Denn draußen vor der Tür, vor der schönen Tür des Tempels, sitzt ein Lahmer, der an dieser lebendigen Gemeinde keinen Anteil hat. Da sitzt ein Lahmer, der keine Funktion hat „hin und her in den Häusern“, weder in der Kirche noch in der Gesellschaft. Da liegt einer, der nur von der Wohltätigkeit der Kirchgänger lebt.

Es ist der Lahme auch unserer Tage, der etwa aus Gnade und Barmherzigkeit in ein Büro gesetzt wird, der aber nicht ernstgenommen wird als Mitarbeiter, der nur wie ein Sklave auf das Klingelzeichen seines Chefs zu warten hat.

Draußen vor der Tür leben heute zigeausende von Fremdarbeitern – Italiener, Griechen, Spanier – die keinen Kontakt finden mit der deutschen Bevölkerung und sich deshalb in den Bars herumdrücken.

Draußen vor den Toren des christlichen Abendlandes, in dem sich der Wohlstand konzentriert, lagern die hungernden Völker Asiens ohne Arbeit und Brot. Viele unter ihnen können sich nicht einmal eine Hand voll Reis am Tag verdienen.

Dieser Lahme ist immer im Blickfeld einer lebendigen Gemeinde. Es gibt keinen Ort, an dem wir als Gemeinde ganz intern verkehren können. Denn wo dieser Lahme außerhalb unserer Perspektive ist, da haben wir unsere Zelte am falschen



Pastor Samson

Platz aufgeschlagen, da leben wir in einem heilosen Raum – denn Jesus Christus ist bei den Krüppeln und bei den Lahmen, er ist nur dort, wo sie dann auch aus der Anonymität auftauchen, er ist bei den Menschen, von denen wir uns aus weltanschaulichen oder moralischen Gründen fernhalten. Er ist bei den Hungernden, vor denen wir unser Gewissen mit einer Spende erleichtern – oder auch mit der Meinung, sie seien selber an ihrem Elend schuld: Warum setzen sie soviel Kinder in die Welt! In Wirklichkeit ist das ja nur ein Vorwand, sie sich ihrem Schicksal selber zu überlassen.

Aber in dieser Geschichte von der Heilung des Lahmen wird berichtet, daß der Kranke nicht allein ist. Denn die Kirchgänger, die dort zum Tempel gehen, die tragen ihn jedesmal zur Stunde des Gebets zur schönen Pforte. Er findet Mitführende, Mildtätige, Wohltäter. Aber das Eigenartige ist, Petrus und Johannes ordnen sich nicht ein in die Reihe dieser Mildtägigen und Barmherzigen. Sie stehen eigentlich hilflos da, ja sie bekennen es auch und sagen als erstes diesem Lahmen gegenüber: wir haben nichts.

Als wir uns über diesen Text unterhielten, da fiel uns ein, was Schwester Ilse so oft hier nach Deutschland geschrieben hat und was wir in unseren Missionsblättern dann auch immer wieder veröffentlichten: wie sie im Grunde auch hilflos den wartenden Scharen der Kranken gegenüberstanden. Wie sollte sie helfen? Manchmal fehlten die Medikamente, es fehlte der Arzt, ja und im Grunde genommen gehen Sie, Bruder Junghans, mit Ihrer Frau ebenso hilflos hinaus. Denken Sie doch mal an diese Situation in der Welt: pro Sekunde sterben 2 Menschen auf unserer Erde, und in jeder Sekunde werden 3 Menschen geboren, d. h. in jeder Sekunde sitzt ein Mensch mehr am Tisch der Welt. Oder denken Sie, wie das in Indien aussieht. In diesem Volk von 400 Millionen Menschen gibt es in jedem Jahr 5 Millionen Menschen mehr, in 10 Jahren sind es 50 Millionen mehr, in 20 Jahren werden es insgesamt 500 Millionen Inder sein, und was ist da nun ein Traktor! Was sind da schon 50 ha Land! Ist das nicht auch nur ein Almosen? Ist das nicht ein bißchen Mitleid, ein wenig Wohltheit, ein Tropfen auf den heißen Stein gegenüber brennendem Hunger, der Krankheit, dem Siechtum, dem Sterben.



Pastor Symanowski

Eines ist uns also dabei klar geworden: Als Gründer eines Wohltätigkeitsver eins kann Bruder Junghans dort in Indien nicht auftreten. Stellen wir uns nur einmal vor, er wollte mit dem Geld, das hier gesammelt worden ist, Reis kaufen und ihn unter die Millionen von hungernden Indern verteilen. Das wäre sinnlos und verantwortungslos! Wir sind doch in dieser Beziehung in derselben Situation wie die Apostel. Wir haben weder Gold noch Silber genug, um diese große Not zu lindern. Wir haben ebenso auch keine Machtmittel in der Hand, um dort mit Gewalt eine Änderung herbeizuführen. Wir können nur als eine ganz kleine Gruppe beginnen, an einer Zelle zu arbeiten in der Hoffnung, daß Gott hier etwas wachsen läßt – daß diesem ersten Traktor andere Traktoren folgen und so überkommene Gewohnheiten und veraltete Methoden überwunden werden. Neue produktivere Formen gemeinsamen Arbeitens müssen sich gestalten, damit die Menschen dort Arbeit und Brot finden.

Wo dieser Wandel geschieht, wo Menschen aus den Lähmungen der Funktionslosigkeit und der Hoffnungslosigkeit herausgerissen werden – da ereignet sich Auferstehung! Was ist der Glaube der Apostel anderes, als daß sie den Lahmen ganz massiv anpacken und ihn aufrichten – ihn auferwecken, wie es im Urtext heißt – so daß seine Füße und Knöchel fest werden. „Basis“ ist das griechische Wort für die Füße, das hier gebraucht wird. Die Apostel schaffen für den Lahmen ein neues Fundament, eine neue Basis. Jetzt kann er selber laufen und springen, mittun und mitarbeiten.

So soll es auch dort in Indien sein. Junghans wird den Indern helfen, selber produktiv mitzuarbeiten. Und seine eigentliche Aufgabe wird es sein, sich mit seiner Arbeit möglichst schnell überflüssig zu machen, indem die Inder selber das Heft in die Hand nehmen, um selber ein Neues zu pflügen. Das ist das Zeichen der Herrschaft Gottes in dieser Welt: Die Blinden sehen, die Lahmen gehen.



Pastor Samson

So gehört denn auch die Arbeit von Schwester Ilse Martin in Amgaon, die es tatsächlich mit den Augenkranken, mit Blinden, mit Lahmen zu tun gehabt hat, genauso wie die Arbeit von Junghans, die er dort anfangen wird, zu den Zeichen, daß Jesus am Werk ist. Zu diesen Zeichen gehören die festen Füße der Inder, daß sie wieder Fleisch um die Knochen bekommen, daß ihre Muskeln fest werden, und dazu gehört, wie Sie schon sagten, Bruder Samson, daß sie neue Methoden der Bearbeitung anwenden, und das bedeutet auch, daß alte Vorstellungen zerbrechen, daß alte Tabus, d. h. doch alte Anschauungen, die unveränderlich zu sein schienen, zerbrechen, daß Trennungswände abgebaut werden, religiöse Anschauungen verschwinden, von denen man meint, daß sie vielleicht ewig sind.



Pastor Symanowski

Also darum geht es, genauso wie bei dieser Geschichte aus der Apostelgeschichte. Die Almosengeber, die gingen immer wieder vorbei in der Meinung, der Mensch ist ja nun schon von Kind an krank, seit 40 Jahren gelähmt, da ändert sich nichts mehr, da wird nichts Neues mehr. Aber darum geht es, daß im Glauben an den Namen Jesu Christi das Neue geschieht, der alte Aberglauben abgebaut wird, daß die Welt nicht mehr so bleibt wie sie ist. Wir können nicht sagen, es gab immer Armut, und deshalb wird immer Armut in der Welt sein; es gab immer Hunger, und deshalb werden auch immer wieder heute Hungrige in der Welt sein; es gab von jeher Streit, und deshalb wird es auch weiter Streit und Kriege geben. Nein, wir glauben an die Auferstehung, das Alte ist wirklich vergangen, siehe, Neues ist geworden. Rechnet nicht mehr mit dem Alten, rechnet nicht mit den lähmenden Gesetzen dieser Welt, sondern rechnet mit der neuen Ordnung Jesu Christi! Eine neue Basis, sagte vorher Bruder Samson, ist durch die Auferstehung Jesu Christi gegeben, darum geht im Glauben an diese neue Welt, an die neue Basis nach Indien, packt zu, spannt den Traktor vor die Pflugscharen, schafft auf dieser neuen Basis; denn Gott hat sie längst geschaffen, er hat sie uns allen unter die Füße gegeben seit der Auferstehung seines Sohnes. Seitdem leben wir in dieser neuen Welt, auf dieser neuen Basis.



Pastor Samson

► Das Zeichen der Auferstehung unter uns ist auch in Europa lebendig. Wir haben jetzt immer nur von der Arbeit in Indien gesprochen, und es schien so, als ob das etwas ist, was in der Ferne isoliert von uns geschieht, an der wir keinen Anteil haben. Aber im Grunde stehen wir ja in der genau gleichen Situation. Auch wir leben unter den lähmenden Gesetzen unserer Zeit und haben nicht den Mut und haben nicht den Glauben, daß diese Gesetze zerbrochen werden können. Auch wir haben hier solche lebendigen Zellen nötig inmitten der Lähmungen und Tabus unserer zivilisierten Welt. Wir wissen von dem Problem des Verhältnisses der Generationen untereinander, die sich nicht mehr verstehen. Eltern und Kinder leben in ganz verschiedenen Welten und haben oft keine echten Beziehungen mehr zueinander; die Eltern resignieren und meinen, daß sei das Gesetz unserer Zeit. Die Fronten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern im großen und im kleinen haben sich verhärtet. Man ist sehr oft nicht mehr imstande, sachlich miteinander zu reden. Und unsere ganze Politik scheint sich immer mehr in ein Ost-West-Schema zu pressen. Unser ganzes politisches Denken läuft dahin hinaus, daß wir den anderen gar nicht mehr zu hören imstande sind.

Und nun wollen wir im großen Bogen an diesen Lähmungen und Gesetzen der Zeit vorbei zum Tempel, zum Gottesdienst gehen. Denn hier wollen wir einmal von alledem nichts hören, sondern uns auf eine glückliche Insel begeben.



Pastor Symanowski

► Aber auf einer Insel kann es auch langweilig werden. Auf einer Insel leben, könnte sehr schnell zur Inzucht führen. Abgeschlossen auf einer Insel zu leben, kann heißen Trägheit, Langweiligkeit, Müdigkeit, Resignation und vielleicht ist all dieses heute ein wenig das Kennzeichen unserer Kirche, weil wir nicht mehr den Lahmen und die Lähmungen unserer Zeit hineinnehmen in unsere Kirche. Was kommt aber mit einemmal für ein Schwung, für ein Leben in diese traditionelle, feierliche Gebetsstunde im Tempel, als der Lahme umherzuspringen beginnt, wie er das Lob Gottes ganz neu ausruft, ja, wie er mit seinen neuen, gesunden Gliedmaßen nun gleichsam das Lob Gottes selbst darstellt, Zeuge der Auferstehung Jesu Christi und selbst ein Zeichen der neuen Welt Gottes ist. Die Kirche Jesu Christi, wir, müssen diese geringsten Brüder unseres Herrn mit hineinnehmen in unser Leben. Sonst kann die Kirche nicht existieren. Und wenn Ihr jetzt nach Indien geht, dann nehmt Ihr dort diese Brüder und Schwestern mit hinein in die Gemeinde Jesu Christi. Wir werden wohl nun zu warten haben, wir werden die Hände dafür falten müssen, ob nicht Gott gerade dort sein Lob groß macht, so daß es uns hier in den Ohren klingt, daß wir etwas von diesem Lob verspüren. Wenn wir es nicht heute, so werden wir es spätestens am Jüngsten Tag vernehmen. Gott schenke Euch aber, daß Ihr es jetzt schon hören mögt, damit Ihr immer wieder Kraft und Mut zur Arbeit bekommt.

Ein neues Lob Gottes, ein neues Lied, das unser aller Staunen erregt, wie einst das Springen und Singen des Lahmen im Tempel, wird dann die alte müde Christenheit auch heute aufwecken. Darum: „Nun freut Euch lieben Christengemein und laßt uns fröhlich springen, daß wir getrost und all in ein mit Lust und Liebe singen, was Gott an uns gewendet hat und seine süße Wundertat, gar teur hat er's erworben.“ Amen.



Pastor Theodor Jaekel
Kobe / Japan

Der Beitrag der Christen in Indiens sozialem Umbruch

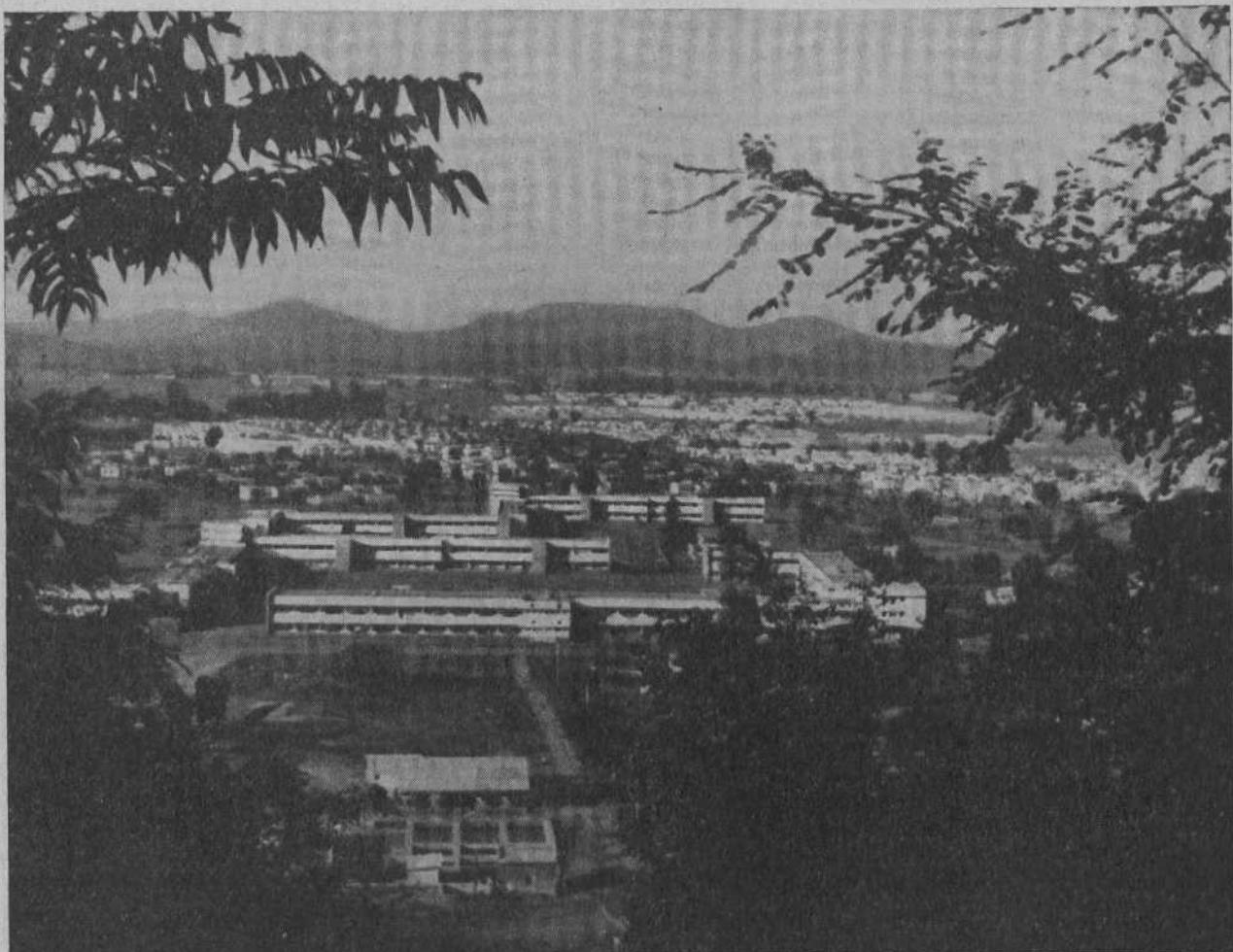
Bericht von Theodor Jaekel

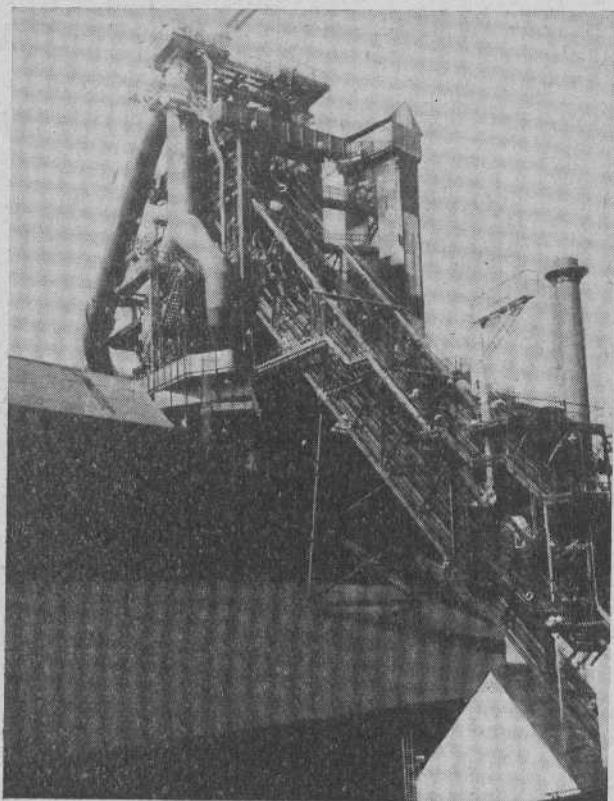
Ich kam nach Indien als Pessimist, und ich habe es einen Monat später als Optimist verlassen. Ich wußte aus der Statistik, daß Indiens Bevölkerung in jüngster Zeit schneller zunimmt als seine Produktion an Nahrungsmitteln und Gebrauchsgütern. Der Einzelne erhält im Durchschnitt weniger zum Leben und wird ärmer. Das erfüllte mich mit Sorge. Denn wenn Menschen ärmer werden, werden sie auch anfällig für eine diktatorische Staatsform.

Zunächst sah ich in Indien auch manches, was diese Sorge bestätigte. Von Japan kommend, wo jedes

Fleckchen landwirtschaftlich nutzbaren Bodens kultiviert wird und man durch Züchtung widerstandsfähigen Saatgutes kältere Gegenden neu erschließt, wo Kunstdünger und Bewässerungsanlagen die Reisfelder in strotzendem Grün dastehen lassen, wo gleich nach der Ernte oder schon vorher zwischen die Furchen eine andere Frucht gepflanzt wird, um mindestens zwei, wenn nicht drei Ernten im Jahr zu erzielen, tat es mir weh, Land völlig ungenutzt oder monatelang brach liegen zu sehen. Das ist Sünde gegen den Schöpfer, der will, daß wir uns die Erde untertan-

Eisenhüttenwerk Rourkela: Blick auf die zum Werk gehörende Bungalowstadt der Angestellten und Arbeiter





Eisenhüttenwerk Bhilai (unter sowjetrussischer Leitung),
Blick auf den Hochofen Nr. 2

machen. — Ich wurde an einen prächtigen, neu gebauten Staudamm geführt, der zur landwirtschaftlichen Bewässerung gebaut war, und erfuhr, daß die mit ihm gebotenen Möglichkeiten von den Bauern nicht in dem erwarteten Maße genutzt werden. — Ich besuchte bei Rourkela die Goßner-Gemeinde des Dorfes Zadakudar und durfte den führenden Christen dort einige Fragen stellen. Eine Frage — an einen Lehrer — lautete: „Was ist der Wunsch deines Herzens?“ Antwort: „Ich möchte Land besitzen.“ „Warum?“ „Dann brauche ich als Bauer nur einige Monate und nicht das ganze Jahr über zu arbeiten.“ — Eine andre Frage war: „Worin unterscheiden sich die Christen von den Nichtchristen im praktischen Leben?“ Ich erfuhr daraufhin allerlei Interessantes: „Die Christen sind frei vom Aberglauben; sie sind nicht gebunden an religiöse Verbote, die das gottgeschaffene Leben behindern; im Ganzen streiten sie sich weniger als Nichtchristen, u. a.“ Weil wir durch kümmerlich bestellte Reisfelder gingen, fragte ich weiter: „Und wie ist es mit der Arbeit? Zeichnen sich die Christen vor den andern durch landwirtschaftliche Tüchtigkeit und Eifer aus?“ Antwort: „Nein, in der Feldbestellung sind sie allen Indern gleich.“ Diese Unbeweglichkeit, dies Beharren in der von den Vorfahren überkommenen Trägheit bekümmerte mich.

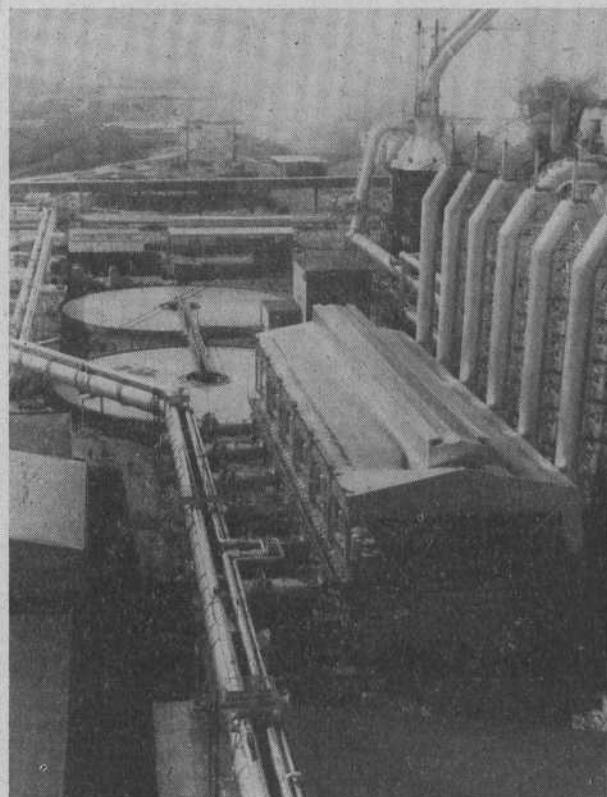
Aber dann half mir ein Doppeltes zu optimistischer Zuversicht für Indiens Zukunft. Ich hatte gerade Formosa und Korea besucht. Beides sind Länder, deren Wirtschaft von Amerika mit großen Summen unterstützt wird. Über die Hälfte des koreanischen Staats-

haushaltes wird von Amerika bezahlt. Und während Amerika seine Unterstützungsgelder in diesem Jahr für die meisten Länder gekürzt hat, hat es sie für Formosa erhöht. Der wirtschaftliche Aufbau schreitet in diesen Ländern auch voran; und doch ist die allgemeine Volksstimmung dort nicht hoffnungsvoll. Die Frage: „Was wird politisch aus uns, die wir den großen, stark werdenden Nachbarn China neben uns haben?“ steht drohend hinter allem, was sie wirtschaftlich unternehmen. Sie schaffen ohne die Hoffnung auf eine politisch offene Zukunft. Viele Menschen denken dort: Lasset uns heute essen und trinken, denn wir wissen nicht, was morgen sein wird. Das ist in Indien ganz anders. Indiens politisches Hauptproblem ist gelöst. Es hat seine Unabhängigkeit errungen. Die politische Zukunft ist geklärt.

Auf dieser Basis kann Indien wirtschaftlich aufbauen. Das Problem der zu schnell wachsenden Bevölkerung ist gewiß noch da. Aber die Dörfler, aus denen Indiens Bevölkerung zu 80 Prozent besteht, sind in ihrem Lebensgefühl noch so unkompliziert, daß sie die zunehmende Armut als Schicksal hinzunehmen bereit sind. (Das gilt wenigstens vorläufig, und falls Nehrus Rede vom Wohlfahrtsstaat, den er aufbauen will, nicht zu schnell anspruchsvoll macht). Inzwischen geht der Staat Nehrus zügig an den wirtschaftlichen Aufbau.

Indien hat bereits neun Jahre geplanten Wirtschaftsaufbaues hinter sich. Zunächst muß viel Kraft in neue Produktionsstätten gesteckt werden. Bis der Erfolg sich bemerkbar macht, dauert es einige Zeit.

Eisenhüttenwerk Rourkela:
Die dem Hochofen vorgesetzte Gichtgasreinigungsanlage in Rourkela



Aber er ist zu erwarten. So hat Japan 1959 ein Viertel mehr produziert als 1958. (Das ist eine ungeheure Leistung; dies Wachstum der Produktion ist etwa vier mal so stark wie das der Bundesrepublik im gleichen Jahre.) Dazu konnte es nur kommen, weil Japan in den Jahren vorher viel investiert, d. h. Kraft in den industriellen Aufbau gesteckt hatte. Jetzt erntet es die Früchte. Auch Indien investiert augenblicklich stark in Landwirtschaft, Schwerindustrie, Kleinindustrie, Erziehung und Transportwesen. Es wird darum nach einiger Zeit auch wirtschaftliche Früchte ernnten, und die Bevölkerung wird dann mehr zu essen haben. Man darf erwarten, daß die industrielle und landwirtschaftliche Produktion dann mit dem Bevölkerungszuwachs Schritt halten und ihn auffangen wird. Weil ich etwas von diesem wirtschaftlichen Aufbau habe sehen dürfen, habe ich Indien mit Zuversicht für seine Zukunft verlassen.

In Indien wird heute etwas getan! Ich habe Indiens ältestes Eisenhüttenwerk in Jamshedpur gesehen. Es erinnerte mich stark an das zur gleichen Zeit vor 55 Jahren gebaute, flott arbeitende japanische Werk in Yawata, unter dessen Arbeitern ich drei Jahre tätig war. Dann besuchte ich jedes der drei neu entstehenden Hüttenwerke: Durgapur (englisch), Bilhai (russisch) und schließlich das von Deutschen erbaute Rourkela, wo Dr. Peusch ist und – dies sei eingeflochten – in ganz unkonventioneller Weise Christus verkündet und erstaunliche Bekehrungsfrüchte erleben darf. Ich sprach dort mit einigen leitenden Ingenieuren, die mir erzählten, daß Indien heute bereits eigenen Stahl ausführt, um Devisen für andere Güter zu erwerben.

In Ranchi kroch ich mit Pastor Kloß, der in seiner ruhigen Art gerade der rechte Mann für die zurückhaltenden Menschen seines Gebietes ist und seinen Auftrag sichtbar durchsetzt, in Schuster- und Schreiner-Genossenschaftswerkstätten herum und besuchte regierungsgeförderte Stickerei- und Schneider-schulen. Wir ließen uns von den Leitern der staatlichen Kleinindustrie-Förderung zu ihren neu entstehenden, sauberen Genossenschaftsbetrieben für Maschinenbau, Drahtseilherstellung, Spielwaren u. a. führen und freuten uns an dem Geist neuer Initiative, geplanten Vorwärtsschreitens und dem Erwachen des Sinnes für gesunden Wettbewerb. Menschen erwachen aus ihrer Lähmung und werden durch genossenschaftliches Zusammenwirken zu zielfüller Arbeit erzogen.

Wir besuchten in Ranchi eine Forschungs- und Ausbildungsstätte für die Förderung der primitiven Stämme. (Ich habe einen Katechisten der Goßner-Kirche getroffen, der mit Pfeil und Bogen gerade auf Vogeljagd ging.) Wir gerieten dort in eine Unterrichtsstunde, in der die staatlichen Funktionäre, die den Bauern ergiebigere Methoden der Landwirtschaft beibringen sollen, im Umgang mit den primitiven Stammsmenschen unterwiesen wurden. Es war eine Freude, diese Funktionäre kennen zu lernen. Sie sind von ihrer Aufgabe erfüllt; sie sind erstaunlich intelligent;

und sie wissen, daß sie mit ihrer Erziehungsarbeit ganz unten anfangen müssen, wenn sie bleibenden Erfolg haben wollen. Sie wissen, daß sie den zweiten Schritt nicht vor dem ersten tun dürfen, daß sie sich Zeit nehmen müssen. Würden sie mit dem Traktor anfangen, bevor diese Halb-Primitiven dafür gerüstet sind und ihn von sich aus haben wollen, so würde der Traktor bald verrostet, nachdem die Unterweiser ins nächste Gebiet weitergezogen sind. – In Kalkutta besuchte ich im Indischen Amt für Statistik, wo die grundlegende Voraarbeit für die wirtschaftlichen Fünfjahrespläne geleistet wird, einen der führenden Männer, einen Professor der Anthropologie und Soziologie, der sich daraum müht, der Regierung Fehlinvestitionen zu ersparen. Er opferte mir eine Stunde und gab mir eine Privatvorlesung über die Möglichkeiten, solche Fehler, wie sie mit der Errichtung des Bewässerungsdamms, dessen Wasser dann nicht von den Bauern benutzt wird, gemacht worden sind, zu vermeiden oder zu berichtigen. Es war faszinierend, in dieses Schaffen und Mühen von Nehrus Mitarbeitern Einblick zu gewinnen. Ein Kontinent erhebt sich von jahrhundertelangem Schlaf und nimmt seine Zukunft bewußt in die Hand. Indien plant seinen Weg, überwindet den Schlendrian und wird arbeiten.

Die Frage erhebt sich: Welches ist die Aufgabe der christlichen Gemeinde in dieser Wendezzeit der indischen Geschichte? Welches ist an diesem Wendepunkt des indischen Volkslebens die Aufgabe der Goßner-Kirche, die bisher unter Stämmen, die nicht zu den verantwortlichen Trägern des indischen Lebens gehören, das Evangelium verkündet hat? Hierüber verhandelten wir in Jamshedpur auf einer dreitägigen Konferenz für Industrievangelisation. Sie war vom Komitee des Nationalen Christenrates für Industrievangelisation vorbereitet worden. Die Goßner-Mission trug die Kosten. Sie wurde besucht von Kirchenvertretern aus Indiens Süden, Westen und besonders dem industriellen Nordosten. Da sie im Gebiet der Goßner-Kirche stattfand, waren deren Pfarrer und Laien stark vertreten.

Wir standen vor zwei Fragen. Ist die heutige Kirche in der Lage, im augenblicklichen Ringen Indiens Christus dem Volke verständlich und als für dies Ringen bedeutungsvoll darzustellen? Und: was hat zur Erfüllung dieser Aufgabe zu geschehen? Die Frage der Geeignetheit der Goßner-Kirche für Industrievangelisation ist dadurch akut geworden, daß in ihrem bis vor kurzem dörflichen Gebiet Rourkela, das Eisenhüttenwerk, just an der Stelle ihres Kirchgebäudes errichtet wurde. Das Kirchlein mußte weichen, und die Gemeinde muß sich nun darüber klar werden, ob sie am Rande des neuen Industriewerkes ihr bisher von bewegtem geschichtlichen Leben abgeschnittenes Dasein wieder aufbauen will. Dann würde sie – wie auch die Gemeinde der Anglikaner, die das gleiche Geschick wie die Goßner-Kirche getroffen hat – für die neu aus allen Teilen Indiens zusammenströmenden Menschen keine Bedeutung haben, sondern zu einem Zeugnis einer vergehenden Zeit werden. Wenn die ehemals dörflich orientierten Kirchen Rour-

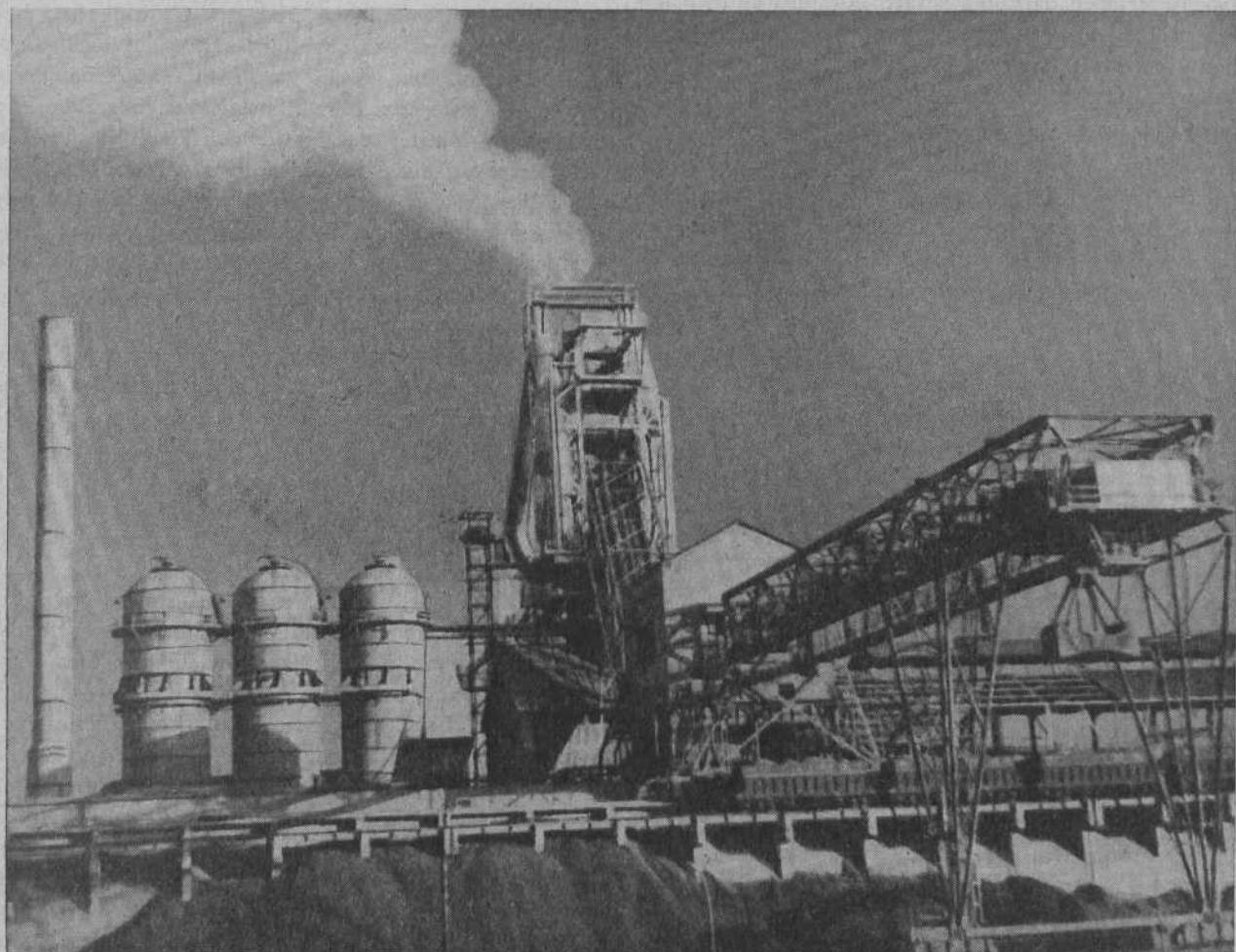
kelas für Industriearbeiter mit ihren neuen Problemen Christus bedeutungsvoll darstellen wollen, müssen sie zunächst vor allem als Einheit und nicht als Konkurrenten auftreten. Es ging auf der Konferenz darum, ob sich diese Einsicht gemeinsam bei Luthe-ranern und Anglikanern durchsetzte. Nur dann ist im Zentrum des Stahlwerkgebietes ein Kirchgrundstück für die Protestanten vom Staat käuflich zu erwerben. Die Zugkraft alter, lieb gewordener Gewohnheiten stand der Forderung eines von Gott gegebenen neuen Tages gegenüber. Wird das Verlangen jeder der beiden Kirchgruppen, über die andre zu herrschen, stark bleiben oder wird das Gewicht der Aufgabe sich durchsetzen? Wird der Mensch oder wird Christus siegen? Das Ringen ist noch nicht abgeschlossen. Eine neue Zusammenkunft in Rourkela, wo die beteiligten Gemeinden selber mitreden können, wurde beschlossen. Es schien, als wenn zur sachlichen Lösung der Frage neue Amtsträger – Inder oder Missionare – von außen nötig sind. Wenn der Ruf der Stunde überhört wird, wird sich Christus wohl der römisch-katholischen Kirche zur Erfüllung seines Dienstes unter den Industriearbeitern Rourkelas bedienen.

Auch die Frage nach dem Inhalt unserer christlichen Botschaft für die neu heraufkommende Industriegesellschaft beschäftigte uns. Wir fragten nach

dem besonderen Beitrag der Christen in Indiens sozialem Umbruch. Uns war klar, daß wir, wie jeder Bürger, zur Mitarbeit an der staatlichen Planung gerufen sind. Unser besonderer Dienst ist aber die Bezeugung des Kreuzes und der Auferstehung Christi inmitten dieses Umbruchs mit seinen sozialen Spannungen.

Da Gott uns durch das Kreuz Christi mit sich versöhnt und uns das Amt der Versöhnung gegeben hat, sind wir in der Lage, unserm Gegner im sozialen Ringen zu vergeben. Wir müssen nun sagen, was „Vergebung“ in der Auseinandersetzung zwischen Arbeiter und Unternehmer bedeutet. Gerade während der Konferenz waren Post und Bahn in ganz Indien durch einen einwöchigen Streik weitgehend lahmgelegt. Bedeutet „Vergebung“ in dieser Lage, daß ich sage, mein Gegner hat Recht, wenn ich ehrlich überzeugt bin, daß er Unrecht hat? Nein. Wenn der Schöpfer mir genug Verstand gegeben hat, das Unrecht meines Gegners zu erkennen, bin ich vor Gott verpflichtet, das auch zu sagen. „Vergebung“ bedeutet vielmehr, daß ich willens bin, auf meinen Gegner zu hören. Ich bin wirklich daran interessiert, seine Gründe zu verstehen. Ich bin erlöst von der Furcht, anderer Meinung als meine Gruppe zu sein. Ich möchte die Wahrheit, die Gott mich durch die Stimme meines Geg-

Eisenhüttenwerk Rourkela: Blick auf die Hochofenanlage mit der Erzverladevorrichtung



ners lehren will, vernehmen. Gottes Stimme erreicht mich gewöhnlich nicht, wenn meine eigne Ansicht anerkannt und gerechtfertigt wird, sondern eher, wenn sie in Zweifel gezogen wird. Das führt mich zur Buße, zum Sterben des Ich und zu dem neuen Leben, das Christus für mich bereithält. Das Kreuz Christi hat mich erlöst von der Fessel der Furcht und von der Blindheit, in der ich mich meist befindet, wenn ich mich nach dem Rat meiner eigenen Gruppe richte. Als Christ bin ich dazu frei gemacht worden, die Wahrheit nicht nur bei mir und meiner Einsicht, sondern auch in der meines Gegners zu finden. Wenn ich seinen Standpunkt verstanden habe und mich dann noch verpflichtet fühle, ihn zu bekämpfen, kann ich es mit Überzeugung und ohne bitteren Haß tun.

Nichtchristen können das gewöhnlich nicht, da sie durch die jeweilige Gruppe, der sie angehören, und durch das, was dort gilt, gebunden sind. Der Nichtchrist begegnet dem Gegner mit Furcht und hat nicht den Mut oder die Geduld, auf ihn zu hören. Hinter allem, was von der anderen Seite kommt, wittert er Feindschaft und darum Gefahr für seine Gruppe. So wird er selten mehr als ein Vertreter seiner Gruppe. Nichts Ursprüngliches ist um ihn. Ihm wird keine schöpferische Kraft zuteil.

Das Ringen der verschiedenen sozialen Gruppen um die Macht übereinander gehört zur Welt, wie wir sie – mit Gottes Genehmigung – erleben. Man kann diesen Kampf in scharfer oder in abgemildeter Form führen; aber man kann ihn nicht beseitigen, wegdiskutieren oder ungestraft übersehen. Der Beitrag der Christen in dieser Auseinandersetzung ist die aus dem Kreuzesglauben geborene Geduld, die auf das, was die Gegenseite sagt, zu hören vermag, weil sie in dieser Rede die Anrede Gottes vernimmt. Dadurch wird schöpferische Kraft freigesetzt, welche sonst durch die unfruchtbare Erstarrung im gegenseitigen Rechtsbehaltenwollen gebunden bleibt.

Der zweite christliche Beitrag im sozialen Machtkampf wurzelt im Glauben an Christi Auferstehung. Er ist die Bezeugung der Kraft der Auferstehung. Es ist klar, daß wir, wie jeder Mensch guten Willens und mit einem für die Bedrückten schlagenden Herzen für das, was wir als unser Ziel in dieser Auseinandersetzung erkannt haben, einstehen und kämpfen müssen. Wenn ein Christ aber seinen Platz, z. B. in der Arbeiterbewegung eingenommen hat, bleiben ihm Enttäuschungen und Rückschläge nicht erspart. Sie lassen sich auf die menschliche Schwäche und Ichsucht zurückführen. Oft bleibt gerade unser bestes Mühen erfolglos. Die Menschen und ihre Welt offenbaren sich uns in ihrer Hohlheit und Treulosigkeit. Es kommt der Tag, wo uns unser Einsatz als sinnlos erscheint.

Wie reagiert der Nichtchrist gewöhnlich auf diese Erkenntnis? Zwei Wege stehen ihm offen. Er verzweifelt und verzichtet. Kein Ideal lockt ihn mehr. Mögen andere sich Selbsttäuschungen hingeben, er selber rechnet nüchtern nur mit der gegebenen Wirk-

lichkeit. Ihn kümmert in Zukunft nur sein eignes Wohl und das seiner Familie. Der andre Weg, der sich anbietet, wenn Ideale zerbrechen, ist zynischer Radikalismus. Wenn der Welt nicht auf offene und ehrliche Weise zu helfen ist, sondern sie betrogen werden will, dann läßt uns die Leute mit zugkräftigen Parolen betören. Wir füttern sie mit der für unsere Zeit passenden Ideologie und machen aus ihnen blindgläubige Anhänger. Wir ergreifen die Macht, die sich uns bietet und herrschen!

Der Christ braucht in der Stunde der Enttäuschung seine Zuflucht zu keinem dieser Wege, die in Wirklichkeit keine Auswege sind, zu nehmen. Er vermag seinem als recht erkannten Ziel treu zu bleiben; er kämpft weiter, auch wenn er Niederlagen erlebt, in Verachtung fällt und sich seine Freunde als Erfolgsanbeter enthüllen. Er weiß, daß Christus lebt; und er vernimmt den Ruf, am Leben Christi gerade dann, wenn er geschlagen und schwach ist, teilzugewinnen. Die Auferstehung Christi gibt ihm die Gewißheit, daß wir siegen, wenn wir verlieren, daß wir Frucht bringen, wenn wir wie das Weizenkorn in die Erde fallen und ersterben. Bevor er nach einem Tag solchen Ersterbens sich zur Ruhe legt, befiehlt er seine Dinge, sein Wollen und Versagen, in Christi Hände und erhebt sich an nächsten Morgen als freier Mann; der Kraft hat weiterzukämpfen. Die Antwort des Christen, der seine Schlacht verloren hat, ist weder Resignation – Verzicht, noch Radikalismus – Maßlosigkeit. Seine Antwort ist das Dennoch des Glaubens. Er hat die Kraft durchzuhalten, denn er ruht in der Kraft des Auferstandenen. Dies ist der zweite wesentliche Beitrag, zu dem die indischen Christen in der sozialen Auseinandersetzung, die jetzt über Indien kommt, aufgerufen sind. Das ist ein entscheidender Beruf, für den sie Gott preisen dürfen.

Mit diesem Ton schloß die Konferenz in Jamshedpur. Drei Wochen später sitze ich, mit meiner Familie wieder vereint, in Kastel bei Horst Symanski, F. Weissinger und ihren Mitarbeitern, nehme an Tagen über die Probleme der industriellen Arbeitswelt in Deutschland teil, treffe Laien und Theologen, Deutsche, Amerikaner, Enländer und – Inder; und ich entdecke, daß die Fragen hier – in anderm Gewande – die gleichen sind wie in Indien und wie in Japan. Darum ist auch die Antwort die gleiche. Meine Tätigkeit in der Heimat vollzieht sich zwar in anderer Form als in Asien, aber sie ist inhaltlich die gleiche wie in den letzten zwanzig Jahren draußen. Überall wo die Maschine hinkommt, um die Menschen von Armut und Krankheit zu befreien, bringt sie auch die gleichen sozialen Spannungen und Aufgaben. Wenn wir diese hier in Deutschland erkennen und hier unsern christlichen Beitrag dazu leisten, helfen wir damit zugleich auch unsern Brüdern in Indien und Japan, ihren Christenweg zu finden. Dafür sind wir Gott dankbar.

Eine Bischofs-Visitation im Mundaland



Der Bischof der Anglikanischen Kirche Dilbar Hans und seine Frau

Meine Lieben!

Fast 2 Jahre leben wir im Wunderlande Indien und fühlen uns schon recht zu Hause darin. Mir scheint, das „Wunder“ liegt nicht in dieser oder jener Erscheinung dieses Landes, seien es die primitiven oder höheren Religionen, in denen das Grausame und oft Grauenhafte mystisch verklärt ist, seien es die verschiedenen Sadhus, Fakire und andere mehr oder weniger ernstzunehmenden Gottsucher oder auch die Überfülle und immer neue überraschende Vielfalt in der Pflanzen- und Tierwelt. All das ist wunderbar und rätselvoll, und doch ist das eigentliche und bedeutsamste Wunder Indiens der Mensch.

Sicher, jeder Mensch ist ein „Wunder“, nicht auf Grund seiner oft selbsterdachten Kompliziertheit oder bemerkenswerten Eigenschaft, sondern nur als Schöpfung Gottes. Wie Gott den Menschen zu der Freiheit geschaffen hat, sich in Unfreiheit und Sünde zu verstricken oder sich Gottes Führung allein anzutrauen: das ist wohl das größte Geheimnis und Wunder. Dem auch unter so ganz anders gearteten Menschen nachzuspüren und auch hier die gleiche Schöfferhand Gottes zu fühlen, ist eine beglückende Aufgabe.

Ich hatte dazu in letzter Zeit reichlich Gelegenheit. Bischof *Dilbar Hans*, Bischof der anglikanischen Kirche, und seine Frau luden mich zu einer Dörfer-Rundfahrt ein. Es waren fast ausschließlich Mundadörfer, und die Menschen sprachen kein Hindi, sondern Mundari und Gauwari (Hindi-Platt).

Bischof *Hans* ist selbst ein Munda. „*Hans*“ ist ein Mundari-Wort und heißt „Schwan“.

Überall wurden wir am Dorfeingang mit Trommeln und Gesang empfangen. Frauen wuschen uns die Hände und besprengten uns mit Wasser. Das ist nach der Fahrt auf staubigen Landstraßen sehr angenehm. Je nach der Anzahl der aus grünen Zweigen errichteten Empfangstore mehrte sich das Gewicht der Girlanden, bis wir uns unter Anstrengung und viel Gelächter davon zu befreien suchten. Unser erstes Dorf war „Kander“. Es ist nicht weit von Ranchi entfernt und liegt mitten im Dschangel. Alte schöne Mangobäume breiteten ihre Zweige weit über die kleinen Lehmhäuser. Das einzige Steinhaus war die Kirche, eine sauber geweihte Halle in der Mitte des Dorfes. Auf dem Platz davor tanzten Jungen und Mädchen die alten, schönen Mundatänze. Für die Nacht wurde uns hier wie überall das Schulhaus zur Verfügung gestellt, das meist aus zwei, manchmal auch nur aus einem Raum bestand. Bischof *Hans* gab mir sein Feldbett, in das er sich hätte dreifach legen können, während meine Beine durchaus der Länge angemessen waren. Die Betten, die wir bekamen, waren mir zu kurz. Wegen der großen und mühsamen Vorbereitung gab es das Abendessen gegen Mitternacht. Wir saßen unter freiem Himmel auf Matten, zusammen mit dem Pastor, Lehrer und den Bauern und aßen mit der Hand von riesigen, schweren Messingtellern. Es ist einfach sagenhaft, welche Mengen Reis diese kleinen,

Bei der Begrüßung werden dem Bischof Blumengirlanden umgehängt



schmalen Mundaleute vertilgen können. Ich wurde öfter gefragt, wie ich von so wenig Reis so groß werden könne, denn ich schaffte selbst bei aller Anstrengung nur ein Viertel ihrer Menge. Man fragte mich überhaupt Vieles: Z. B., wie weit Deutschland entfernt sei, ob es dort auch Dschangel und Flüsse und Berge gäbe, und ob alle Deutschen weiß seien. Ich erzählte, so gut ich konnte, in Hindi, Bischof *Hans* übersetzte es ins Mundari, und die Bauern, die alten wie die jungen, hörten zu wie Kinder mit großen, leuchtenden Augen, neugierig und bereit, beim kleinsten Scherz in schallendes Gelächter auszubrechen. Ein herrliches Völkchen, diese Mundas.

Am nächsten Morgen sahen wir uns das Dorf an. Christen und Nichtchristen wohnen hier zusammen, und hin und wieder kommt es zu Schlägereien oder anderen Handgreiflichkeiten zwischen ihnen. Jede Lehmhütte hat mindestens zwei Räume und einen korridorähnlichen Gang. Ein Raum ist die Vorratskammer, hier stehen die großen oder kleinen Säcke mit Reis und Dal (einer Linsenart). Davon ernähren sie sich fast ausschließlich. Will man wissen, wie wohlhabend oder arm die Familie ist, so muß man sich die Vorratskammer ansehen, die Kleidung verrät gar nichts. In einer Ecke steht der hölzerne Pflug, mit dem der Bauer schon seit Urzeiten den harten, indischen Boden pflügt. Auf der kleinen Veranda befindet sich das wichtigste Gerät der Hausfrau. Ein langer Balken liegt auf dem Boden, der nur in der Mitte befestigt ist. Die Enden schweben frei, so wie eine „Schwebe“ für Kinder. An beiden Enden des Balkens ist im Boden ein Loch. In eins der Löcher wird der unenthüllte Reis getan und mit Hilfe eines am Balken angebrachten Stampfers und den Füßen der Hausfrau enthüllt. Eine sehr mühsame und langwierige Arbeit.

Herrlich waren die Fahrten von einem Dorf ins andere. Chota Nagpur ist durchzogen von Hügeln und Wald. Es ist teilweise ein sehr dünner Urwald (Dschangel), der durch Abholzung und durch mutwillige Brände mehr und mehr zurücktritt.

Bischof *Hans*, seine Frau und ich machten herrliche Wanderungen. Meist erklimmen wir den höchsten Hügel im Umkreis und hatten bezaubernde Ausblicke nach allen vier Himmelsrichtungen. Sal- und Mangobäume standen in voller Blüte. Die weißen, sternförmigen Blüten des Mangobaumes leuchteten kerzenleich durch das sehr dunkle Blattgrün. Weithin brannte das helle Rot der „Flamme des Waldes“, ein Baum, der alle Abend- und Morgensonnenenglut zurückstrahlt. Betäubend war der Duft der Salblüte, und glaubhaft schien mir hier die Legende von dem Blütenbaum, der tödlich wird für den, der unter ihm einschläft.

Eine heidnische Adivasi - Frau
raucht vor ihrer Hütte
die Wasserpfeife



Wenn es die Zeit erlaubte, saßen wir bis nach Sonnenuntergang auf unserem Hügel und gingen zurück ins Dorf, wenn das glühende Abendrot in den Baumwipfeln erlosch. Wir scheuchten dann jedesmal Scharen kleiner, am Boden schlafender Vögel auf, die noch kurz zuvor mit melodischem Trillern ihr Abendlied gesungen hatten. Überall im Dorf waren Feuer angezündet, denn noch waren die Abende kühl. Männer, Frauen und Kinder saßen eingehüllt in warme, bunte Tücher und warteten auf das Abendessen oder rauchten ihre „Hukkah“ (Wasserpfeife). Sie plauderten oder sangen ihre schönen Bhajans (geistliche Volkslieder). Es sind schlichte, meist fröhliche Melodien mit sehr einfachen Texten. Man spürt in diesen Liedern das Staunen über den wachsenden Reis, den singenden Vogel und Gottes große Liebe, die sich in den kleinsten Dingen zeigt.

Bischof *Hans* war eigentlich auf einer Dienstreise, er konfirmierte Schulkinder. Am Abend vorher hielt er jedesmal eine Prüfung, der ich leider nie beiwohnen konnte. Die Kinder hätten sich dann mehr für mich als für die Fragen interessiert, erklärte mir Bischof *Hans*. Oft mußte die Konfirmation in einem Dorf um ein Jahr verschoben werden, weil die Kinder nichts verstanden hatten. Ein Junge antwortete ihm auf die Frage: „Was ist die Kirche?“ „Die Kirche ist eine Gemeinschaft von „bhuts“ (Geistern, Teufeln).

Am nächsten Morgen fuhren wir in ein winziges Dorf, in dem gerade Bazar war. Während Bischof *Hans* konfirmierte, sahen Frau Hans und ich uns den Bazar an. Ich weiß nicht mehr, was es zu kaufen gab, mich fesselten die Menschen. Die alten Männer und Frauen gleichen mit ihren dunklen, verwitterten Gesichtern und dünnen Gliedern der Scholle, auf der sie ihr Leben lang gearbeitet haben. Die Mädchen haben oft schon so abgearbeitete Hände, im Gegensatz zu so jungen Gesichtern – und blicken doch aus wunderbar kindlichen, klaren Augen. Die Nichtchristen sind

reich geschmückt. In den Ohren tragen sie dicke Stöckchen oder kleine Spiegel und an Arm- und Fußgelenken schwere Silberreifen. Es ist gar nicht leicht, einen Jungen vom Mädchen zu unterscheiden. Er trägt oft lange lockige Haare, bunte Halsketten und Arm- und Nasenringe. Ich wollte recht viel Bilder aufnehmen; wenn ich aber meinen Apparat erhob, lief alles fort. Der nichtchristliche Adivasi glaubt, daß, wer sein Abbild besitzt, Macht über ihn gewinnt. Er fürchtet sich vor bösem Zauber. Einige Male glückte mir doch ein Bild.

Wir besuchten auch das Dorf, in dem Bischof *Hans* geboren war. Schon vor dem Dorf war ein großes grünes Tor errichtet, und eine Gruppe nichtchristlicher, halbnackter Mundas tanzte zu wildem Trommelschlag. Bis auf einen waren sie alle angetrunken, und mir wurde etwas unheimlich, als sie sich mit Girlanden und Wassergefäßen auf uns stürzten. Wir hatten Mühe, von ihnen loszukommen. Sie rissen uns beinahe die Hände ab und badeten uns förmlich in Begrüßungswasser. Am nächsten Morgen tanzte die gleiche Gruppe nicht weit vom Schulhaus entfernt, in dem wir wohnten. Wieder waren sie angetrunken – außer einem jungen Mann, aus dessen Augen eine fast ekstatische Hingabe an die leidenschaftlichen Rhythmen des Tanzes leuchtete. Er trommelte und tanzte, ohne einen Menschen zu sehen. Es war, als lausche er nach innen, und jeder seiner meisterhaften Sprünge und Bewegungen waren überselige Juchzer.

Überall wurden wir von den Christen sehr herzlich begrüßt. Bischof *Hans* erzählte immer wieder, daß die deutschen Missionare einst das Evangelium nach Chota Nagpur gebracht hatten.

Besonders die Kinder ließen nicht eine Sekunde ihre großen Augen von mir. Dichtgedrängt standen sie überall an Fenstern und Türen. Sobald ich aber meinen Apparat zückte, waren sie wie weggeblasen. Ich hatte mir den Satz: „Wie heißt du“ in Mundari eingeprägt, so fragte ich diesen oder jenen. Meist guckten sie dann sehr scheu und verdutzt, liefen weg oder lachten über meinen zweifellos komischen Akzent. Einmal gelang es mir, eine Schar süßer, kleiner Schmutzfinken zu fotografieren. Schmutzig und abgerissen sind sie ja immer. Ein vielleicht dreijähriger Junge trug ein Hemd bis zum Bauchnabel, das aber mehr aus Löchern als aus Stoff bestand. Ein kleines Mädchen hatte große Flechten unter der Nase, Nasenputzen und Taschentücher sind so gut wie unbekannt. Nachdem die Kleinen sich so willig hatten aufnehmen lassen, wollte ich ihnen gern etwas geben. Alle Bonbons waren schon verteilt. Wir hatten nur noch eine Popaia, eine große melonenartige Frucht, die Bischof *Hans* nach der Kirche essen wollte. In winzigen Stückchen gab ich sie den Kleinen, die mit strahlenden Augen diese Kostbarkeit verspeisten. In



Töpfer bringen Ihre Waren zum Basar



Frauen verkaufen ihren Reis auf dem Basar

den Dörfern gibt es kaum Obst. Der Boden ist schlecht, und der Bauer weiß nicht, wie er ihn richtig zu kultivieren hat. Hinzu kommt die Hitze, die nicht gerade zu großen Taten anregt. Frau *Hans* und ich mußten nun einen Ersatz für die verschwundene Popaia finden. Das war nicht einfach. Doch wir hatten Glück. Auf der Fahrt ins nächste Dorf begleitete uns der Gemeindepriester, der ein leidenschaftlicher Jäger war. Er schoß uns drei Rebhühner, auf die sich sofort ein Geier stürzen wollte. Unser Priester nahm seine langen Beine in die Hand, um unser Abendbrot zu sichern. Wir aßen sie dann auch gebraten am Abend.

In Murhu besuchten wir den Mundamaler *Marcus Topno*, der vielleicht vielen aus dem Buch: „Die Kunst der jungen Kirchen“ bekannt ist. Seit seinem 17. Lebensjahr ist er gelähmt und kann sich nur im Rollstuhl fortbewegen. Seine Gemeinde hat ihm eine Auffahrt zur Kirche gebaut, so daß er mit seinem Stuhl hineinfahren kann. Er konnte mir nicht viel von seinen Arbeiten zeigen, da er aus Geldgründen nur arbeitet, wenn er einen Auftrag und das nötige Material bekommt. Er ist sehr begabt, nur hat die indische Kirche noch nicht gelernt, die Kunst in den Dienst der Verkündigung zu stellen.

Herzliche Grüße von Ihrer

Rita Kloß

Die Stellung des ausländischen Missionars in den Kirchen Indiens

Bericht von einer Konferenz des Indischen Nationalen Christenrates

Die Konferenz des Indischen Nationalen Christenrates, die im Juni 1959 in Bangalore stattfand, beschäftigte sich in grundsätzlicher Weise mit der Frage nach der Stellung ausländischer Missionare in der indischen Kirche von heute und nach ihrer Ausbildung zu Hause und in Indien. Zu den Beratungen, an denen 35 Delegierte teilnahmen, waren alle Kirchen und Missionsleitungen in Südinien eingeladen, die an dieser Frage interessiert sind. Den Vorsitz führte R. D. Manikam. Die Aufgabe der kirchlichen Mission in Indien wurde in zweifacher Weise umschrieben, einmal als Aufbau des geistlichen Lebens und Stärkung des Zeugnisses der christlichen Gemeinde, zum andern als Evangelisation unter denen, die außerhalb der Kirche stehen. Die indische Kirche möchte deshalb missionarische Unterstützung von überseeischen Kirchen nur als Ergänzung, aber keineswegs als Ersatz verstanden wissen für das, was sie als Kirche selbst zu tun verpflichtet ist. Vor allem wurde vor der Versuchung gewarnt, sich durch den Missionar der finanziellen Hilfe der jeweiligen Missionsgesellschaft zu versichern. Die Konferenz gab unmißverständlich der Meinung Ausdruck, daß der ausländische Missionar einen festen Platz sowohl innerhalb des Lebens der indischen Kirche als auch in ihrem missionarischen Dienst behalten muß, und zwar einmal um das Bewußtsein wachzuhalten, daß die Evangelisation die wichtigste Aufgabe der empfangenden und der sendenden Kirchen bleibt, und zum andern um der Ökumenizität der Kirche konkreten Ausdruck zu verleihen. Die Konferenz betonte allerdings, daß der Verkehr sich in beiden Richtungen bewegen müsse, daß also immer mehr Missionare aus Indien von anderen Ländern eingeladen werden sollten.

Die Frage, ob die indische Kirche aus dem Stadium herausgewachsen sei, in dem sie ausländische Missionare brauche, wurde von der Konferenz bestont mit NEIN beantwortet.

Im Blick auf die Größe der Aufgabe, in Indien das Evangelium zu verkünden, und im Blick auf den Mangel an Personal und Mitteln in der einheimischen Kirche sei es klar, daß die Aufgabe den gemeinsamen Einsatz der Kirche in vielen Ländern erfordert. Die einladende Kirche müsse selbst entscheiden, welche Art von Missionaren sie braucht. Wichtig sei es jedoch, daß diese Missionare sich ganz mit der indischen Kirche identifizieren. Über die Frage, ob die Missionare durch die lokale Kirche besoldet werden sollten oder aber direkt von der sendenden Kirche, wie es bis jetzt meistens der Fall ist, waren die Meinungen geteilt. Die Hauptqualifikation sei jedoch, daß es sich um Menschen Gottes handele, hingeben in seinen Willen und bereit, jede Arbeit zu tun, für die sie

die Kirche braucht. Im Hinblick auf neue Missionen in Indien wurde gesagt, daß es zwar ein weites Betätigungsgebiet in unevangelisierten Gebieten gebe, es müsse aber vermieden werden, daß solche neuen Missionen in Konkurrenz zu bereits bestehenden Missionen in demselben Gebiet treten; vielmehr sollte man bei der Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden zusammenarbeiten.

Die Konferenz sprach sich dafür aus, daß sich die sendenden Kirchen um eine sorgfältige Auslese wirklich fähiger Missionare bemühen sollten. Es wurde vorgeschlagen, daß Missionare etwa 2 Jahre in ihrem eigenen Land arbeiten sollten, möglicherweise unter der Aufsicht eines sorgfältig ausgesuchten Betreuers, um berufliche Sachkenntnis und Reife zu erlangen. Das gilt für Lehrer, Ärzte, Pflegerinnen, Pastoren usw. Die Konferenz war der Meinung, daß der größte Teil der mehr spezialisierten Ausbildung am besten in Indien geschehen könne und daß die Studienpläne in den Heimatländern darauf zeitlich abgestimmt werden sollten. In Indien sollten Missionare während des ersten Jahres die kurzen, aber intensiven Orientierungskurse besuchen, die von der Ford-Stiftung veranstaltet werden. Auch die Möglichkeit, einige Zeit in geeigneten christlichen Häusern zu verbringen, sollte ins Auge gefaßt werden. Von großer Wichtigkeit sei ein ernsthaftes Studium einer indischen Sprache, so daß ein Missionar sich auch in rechter Weise mit gebildeten Indern unterhalten könne. Eine Zusammenarbeit mit indischen Universitäten in intensiven Kursen nach modernen Grundsätzen sollte ausprobiert werden. Die Missionsgesellschaften sollten von allen Missionaren die Teilnahme an einem Orientierungskursus nach ihrer Ankunft in Indien verlangen. Der Nationale Christenrat wird aufgefordert, mit der Regierung dahingehend zu verhandeln, daß die Gewährung von Visa zeitig genug geschieht, damit die Missionare ein volles Jahr Zeit für Sprachstudien und allgemeine Orientierung gewinnen, bevor sie ihre reguläre Arbeit aufnehmen. Weiterhin sollte von allen Missionaren verlangt werden, daß sie innerhalb von zwei Jahren nach ihrer Ankunft an einem Kursus über Hinduismus und bzw. oder Islam teilnehmen. Es wurde empfohlen, im Jahre 1960 einen Probekursus unter der Leitung von Bischof Hollis abzuhalten, um den Kirchen und Missionsgesellschaften die Art der vorgeschlagenen Orientierung zu demonstrieren. Die Konferenz vertraut darauf, daß die Missionsgesellschaften bereit sein werden, für diese Arbeit Personal und Mittel beizusteuern und ihre Missionare zu solchen Kursen zu entsenden.

Dieser Bericht stützt sich auf eine Veröffentlichung in der Zeitschrift *The South India Churchman*, Sept. 1959, S. 5.



P. Horst Dzubba

Von der Hoffnung

Wenn Mose und die Propheten von Hoffnung reden, dann haben sie immer das Stück Erdland, den Lebensraum vor Augen, in dem sie mit Gott dem Herrn und also ihres Glaubens leben können. Sprechen sie vom Hoffen, so erwarten sie, dort wo sie leben, Befreiung aus der Bedrängnis. Denn sie kennen Gott den Herrn nur als den, der inmitten des Erdlands vom Himmel her Befreiungen wirkt. Und sich selbst wissen sie den bedrängenden Mächten von Hunger, Krankheit und Todfeindschaft je und dann und immer wieder ausgeliefert.

Und was ist Gegenstand unserer Hoffnung heute? Pflegen wir nicht auf das Medikament, die Kur, den Urlaub, ein neues Kleid oder das schöne Wetter unsere Hoffnung zu setzen? Nun, schon jetzt dürfte deutlich sein, daß die biblische Hoffnung nicht unserem Herzen entspringt, sondern selbstständig und aus eigenem Antrieb auf uns zukommt. Und sie kommt! Sie kommt jeden Tag. Sie ist es, die uns in unserem irdischen Leben davor bewahrt, hoffnungslos dahinzusinken, wenn uns Trübsale einengen und bedrängen. Der biblische Mensch ist außerstande, wo und wie er sich auch befinden möchte, ohne Hoffnung zu leben. Er ist ihrer zwar nicht mächtig, aber sie bemächtigt sich seiner immer wieder aufs neue. So wird er durch nichts und von niemand verführt oder gezwungen werden können, „alle Hoffnung fahren zu lassen“. Denn der Tod ist für ihn „entstachelt“ und alle Mächte des „Gruftreiches“ sind besiegt!

Nun aber ist dies, daß man dort, wo man lebt, wo man seines Glaubens leben kann und also auch täglich auf die Ausschaltung jener höllisch bedrängender Mächte hoffen darf, noch nicht das Letzte, was wir in der biblischen Rede und Geschichte von Hoffnung und Hoffen zu hören bekommen. Unsere Hoffnung ist Gott, und sein Name heißt Jesus Christus. Wenn die Evangelisten und Apostel von Hoffnung und Hoffen reden, dann sprechen sie immer von dem, „der da kommt, zu richten die Lebendigen und die Toten“, und also „von der Auferstehung des Fleisches“.

Man gebe sich aber angesichts dieser Hoffnung keinen trügerischen Selbsttäuschungen hin! Denn „hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir bejammernswerter als alle anderen Menschen“ (1. Kor. 15, 19). Tatsächlich, in diesem Leben allein auf Jesus Christus zu hoffen, ist etwas Furchtbare. Denn hier wird klar, daß wir unter der Herrschaft der Sünde stehen und daß alle zeitlichen Größen hinfällig sind. Das auf den Herrn hoffende Israel und die auf eben denselben Herrn hoffende Kirche sind ein sprechendes Beispiel für den eben genannten Satz des Apostel Paulus. Als auf den Herrn hoffend, waren und sind sie „in diesem Leben“ immer erbärmlicher dran als alle anderen Menschen! Aber eben, in und von dieser Hoffnung lebend, werden sie zugleich auch geprüft. Das ist ein langer, durch ein weites Feld laufender Weg. Da blüht die Lüge verwirrend, betäubend und auch vergiftend auf. Wie leicht ist man dazu geneigt, aus lauter guten Gründen natürlich, diese „erbärmliche Hoffnung“ wenn auch nicht aufzugeben, so doch wenigstens aufzubessern und gesellschaftsfähig zu machen. Ist man nicht allzu schnell dabei, in irgend einem Ereignis oder in einem der vielen durch Versprechungen verführenden Menschen christliche Hoffnung zu entdecken!? Hier gilt es, wachsam zu sein! Unter dem Schafspelz muß der Wolf entdeckt werden! ER, unsere Hoffnung, naht sich uns bloß und unverkleidet! Wir sehen: hoffen wir allein in unserem Leben auf Christus, so haben wir all' diese Möglichkeiten nicht mehr. All' *unsere* Wünsche, all' *unsere* Hoffnungen, sie sind durch IHN *ausgeschlossen*. ER aber – als unsere Hoffnung – schließt nicht nur unser Leben, sondern auch unser Sterben *ein*. „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn“. Nicht der Tod ist das Ende unseres Lebens, sondern der Herr. Die Toten werden auferstehen, wenn ER kommt. Und die dann gerade Lebenden werden verwandelt werden, IHM entgegen. Und beide, die Auferweckten und die Verandelten, werden bei IHM sein. Wo wir die Hoffnung auf die Auferstehung ausschließen, da machen wir unser ganzes christliches Leben zur Torheit.

Es gibt die Hoffnung auf den Lebensraum, wo man seines Glaubens leben und auf Befreiung aus Bedrängnis hoffen darf, *nur als Schule zur Einübung jener Hoffnung, die der kommende Herr selbst ist*. ER ist wohl allezeit in unserer Mitte; wir aber wissen uns nur je und dann gesichert in IHM. Was wir nun aber hoffen dürfen und also auch hoffen sollen, ist dies, daß auch *wir allezeit* bei IHM sein werden.

Horst Dzubba

Goßner-Dienst in der DDR



P. Bruno Schottstädt

Berichtet von Bruno Schottstädt

Wenn Christen im Alltagsleben auffallen, dann beginnt immer ein Gespräch mit und unter den Arbeitskollegen. Die Themen, die diskutiert werden, haben alle das Gleiche zum Inhalt: Wo ist unser Gott? Sind Christen andere Menschen als wir? Hilft das Christsein im modernen Leben? Läßt die Naturwissenschaft nicht alle Glaubensvorstellungen hinter sich? — Hat die Kirche jemals Kriege verhindern können? — Was hat das Leben für einen Sinn? — Was ist eure Hoffnung? —

Es wäre nicht schwer, mehr solcher Fragen an die Christen zusammenzutragen. Es ist die Erfahrung derjenigen, die den Weg in der Nachfolge Jesu gehen, daß sie von ihren Arbeitskollegen ständig solche und ähnliche Fragen gestellt bekommen. Es ist auch die Erfahrung der Goßner-Brüder in der DDR, besonders der Theologen, die als Arbeiter tätig sind. Wir finden, das ist ein neuer Anfang: die Kirche — Jesu Botenschar — wird wieder gefragt. Manchmal sah es schon so aus, als ob kaum noch ein Mensch Fragen an die Kirche hätte. Der Anfang des Gespräches, die Herausforderung, geschieht jedoch durch ein Stück munter gelebtes Christenleben. Um Menschen herauszufordern und mit ihnen sprechen zu können über die Taten unseres Gottes, bedarf es dieses ersten Schrittes.

Während des Monats Juli 1960 haben 5 Pastoren und eine Vikarin für 3 Wochen diesen Schritt in einem relativ kleinen Dorf im Bezirk Magdeburg gewagt. Sie kamen auf Einladung der Goßner-Mission

in ein *Pastoren-Arbeitslager*, um gemeinsam zu leben, gemeinsam und sichtbar vor vieler Augen körperlich zu arbeiten, gemeinsam Gottesdienste und Gemeindeabende vorzubereiten und mit der Gemeinde zu feiern. Das Ziel war, einige Gemeindeglieder zur Zusammenarbeit mit dem Ortsfarrer zu ermuntern. Körpliche Arbeit bringt Menschen schneller zusammen als geistvolle Diskussionen! Das war die Erfahrung der Pastoren-Lager in den letzten Jahren, und das ist die Erfahrung vieler arbeitenden Menschen. Täglich haben darum die Sechs auf der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft des Dorfes gearbeitet. Pünktlich um 7 Uhr morgens waren sie zur Stelle, um die Arbeitsgeräte in Empfang zu nehmen und sich für die Feldarbeit einzuteilen zu lassen. Sie arbeiteten bis zum Mittag. Nachmittags wurden die Gottesdienste und die Gemeindeabende vorbereitet. Der Leiter der Gruppe, Pastor Martin Ziegler, schreibt in seinem Bericht: „Die Anteilnahme der Gemeinde an unserem Lager war sehr gut, was sich an den überreichen Naturalspenden zeigte wie auch daran, daß Tag für Tag Glieder der Gemeinde ins Pfarrhaus kamen, um die Mahlzeiten vorzubereiten. Die Gottesdienste und Gemeindeabende waren gut besucht (im Gottesdienst durchschnittlich 50, im Gemeindeabend ca. 80–100 bei ca. 1000 Einwohnern in der Gesamtgemeinde). Die Anteilnahme besonders an den Gemeindeabenden war sehr rege.“

Es hat sich bei diesem Lager gezeigt, daß eine kleine Arbeitsgruppe in einer übersichtlichen Dorfgemeinde eine breite Wirkungsmöglichkeit hat. Ferner konnte gerade in diesem Lager die Gemeinschaft der Teilnehmer untereinander besonders gepflegt werden. Neben der Bereicherung durch die gemeinsame Arbeit und Vorbereitung von Gemeindeveranstaltungen, die ein Einzelner sonst nie so durchführen kann, bringt solches gemeinsame Leben für einen jeden neuen Aufschwung und eine nicht zu unterschätzende Auflockerung. Diese Arbeit sollte darum auf jeden Fall weitergeführt werden.“

Familienrüste in Buckow.
Propst Fleischhack mit Frau und Sohn



Familienrüste in Buckow.
Gespräch zwischen zwei Lehrerinnen und einem Käthe





Pastoren bei der Arbeit



Pastor Ziegler, der Leiter des Pastorenarbeitslagers

„Die Laien sind die Missionare unsres Jahrhunderts“, so wird es heute oft gesagt. Eine unserer Hauptaufgaben besteht darum darin, Nichttheologen zu helfen, ihr Leben im Geiste Jesu Christi zu gestalten. Damit sie in der Welt Zeugnis geben können, müssen sie in Gemeinschaft diesen Zeugendienst üben. Aus diesem Grunde hatten wir eine Gruppe von 40 Erwachsenen – Arbeiter aus volkseigenen Betrieben, Kraftfahrer, Kleinunternehmer, Wissenschaftler, Ärzte, Lehrer – und 16 Kinder über Pfingsten in Buckow (Märk. Schweiz) zu einer Familienrüste beieinander. Wir übten uns in Gesprächsgruppen von je Zweien. Jeder sollte seinen Beitrag bringen und sein Mündigkeit in seiner Meinung kundtun. „Was bedeuten uns Gottesdienst und Taufe?“ Das waren die Fragen unserer Gespräche. Neben solchen Übungen lasen wir gemeinsam die Bibel unter Anleitung von Propst *Fleischhack*, Magdeburg, und diskutierten seine Predigt, die er am 2. Pfingstag in der Kirche zu Buckow hielt. Propst *Fleischhack* hat uns einen guten Dienst getan, indem er uns herausforderte, über den Aufbau der Gemeinde von den Gaben der einzelnen Glieder her nachzudenken.

Das gemeinsame Wandern, Spielen, Baden und Singen war nicht nur „Begleitmusik“, es half die Freude in der Gemeinschaft zu entdecken. Am Schluß des Beisammenseins versuchten eine Frau und drei Männer unsere gemeinsame Erkenntnis in Arbeitsthesen zusammenzufassen. Zwei der Thesen lauteten: „Der Heilige Geist stellt seiner Gemeinde ständig neue Aufgaben, und wir vertrauen darauf, daß ER die Kraft zum Durchhalten gibt. – Lebendige Gemeinde ist nicht Organisation, sondern Organismus.“ –

Alle Arbeit, die von uns in der DDR getan wird, soll dazu mithelfen, daß die Christengemeinden missionierende Gemeinden werden. *Johannes Goßner*s Satz steht uns ständig vor Augen:

„Hören wir auf, Missionare zu sein, dann hören wir auf, Christen zu sein.“

Eine Kirche kann nur Kirche bleiben, wenn sie ihr Wesen in der Mission begreift. Aus diesem Grunde reisen alle Mitarbeiter in viele Gemeinden, um Missionsfeste und Vortragswochen durchzuführen. Zusammen mit der Reisekretärin *Eva Heinecke* habe ich z. B. im Monat Juli in einem Kurort eine Missionswoche durchgeführt. Die Vortragsthemen waren:

1. „Die heidnischen Religionen und die Kirche Jesu Christi in Indien.“
2. Industrielle Entwicklung und christliches Leben in Indien.
3. Botschafter Gottes mit Pickel und Schaufel.
4. Rollende Kirche zwischen Oder und Elbe.
5. Zu Besuch bei den Evangeliumschristen-Baptisten in der UdSSR.
6. Die Maschinen laufen auch ohne Gott.“

Zu allen Vorträgen wurden Farblichtbilder gezeigt und Tonbänder gespielt. Es ist uns selbstverständlich, daß die indische Goßner-Kirche und die Missionsarbeit in Indien einen breiten Raum einnehmen. Mit solchen Berichten gilt es, die Gemeinde herauszufordern, sie über den Auftrag unseres Herrn Christus ins Gespräch zu bringen und sie mit in die Aktion hineinzunehmen.

Bruno Schottstädt

Familie Dr. Gründler mit Schwester Ilse Martin (im Vordergrund)



Ein Arzt geht in den Dschangel

Er übernimmt Hospital —
Patengemeinden sammelten 14000 DM

Auf große Fahrt begibt sich Missionsarzt Dr. Christoph Gründler mit seiner Familie. In Amgaon in Indien wird er die Leitung eines Missionshospitals übernehmen. Für dieses Hospital hat der Kirchenkreis Zehlendorf die Patenschaft übernommen.

Mitten im Dschangel am Brahmani-Fluß liegt Amgaon. Der 65 Jahre alte Arzt weiß, daß ihn dort keine leichte Arbeit erwartet. Das Hospital besteht zur Zeit aus mehreren kleinen weißen Bungalows mit insgesamt 30 Betten. Leiterin ist gegenwärtig eine Berliner Krankenschwester, die pro Tag bis zu 150 Patienten behandeln muß.

Dr. Gründler hat schon genaue Vorstellungen von seiner neuen Heimat, er weiß was fehlt und was ihn erwartet: „Zunächst will ich für das Hospital ein Hauptgebäude mit je einer Männer-, Frauen-, Kinder- und Entbindungsstation bauen lassen“, berichtet er. Später soll noch eine Europäerstation hinzukommen. Damit nicht genug: an das Hospital will der Arzt ein Kinderheim für die in Indien besonders zahlreichen elternlosen Kinder anschließen. Außerdem wird er junge Inderinnen in einer Schwesternschule, die auch diesem Krankenhaus der Goßner-Kirche angegliedert werden soll, auf den Pflegeberuf vorbereiten. Drei deutsche Krankenschwestern werden dem Tropenfacharzt, der zugleich Chirurg, Nervenarzt und Facharzt für Inneres ist, in Amgaon helfen. Tochter Marlies, die mit ihren 33 Jahren als medizinisch-technische Assistentin schon im Ausland Erfahrung gesammelt hat, wird ihren Vater tatkräftig unterstützen.

Für das Hospital im Dschangel haben die Kirchengemeinden in Zehlendorf die Patenschaft übernommen. Insgesamt 14 000 Mark wurden bisher schon gesammelt. Die Arbeit in Amgaon ist für Gründler nicht die erste Missionstätigkeit. Er hat bereits sechs Jahre lang als Arzt in Afrika gelebt. *Berliner Morgenpost*



Familie Gründler vor der indischen Landkarte

MITTEILUNGEN

Die Abordnung von Dr. Gründler, seiner Frau und seiner Tochter nach Indien fand am 14. August in der Johanniskirche in Schlachtensee statt. Sie wurde durch Superintendent Hildebrand vollzogen, während die Predigt Missionsdirektor D. Lokies hielt (über Apostelgeschichte 17). Schwester Ilse Martin überbrachte dem Kirchenkreis Zehlendorf die Dankesgrüße des Hospitals Amgaon. Am Schluß des Gottesdienstes überreichte Sup. Hildebrand im Namen des Kirchenkreises Zehlendorf eine weitere Spende für die Hospitalarbeit dem nach Indien hinausgehenden Missionsarzt, der sich mit Worten des Dankes von der versammelten Missionsgemeinde verabschiedete.

Unser Geburtstagskalender

ist durcheinander geraten. Wir haben erschrocken festgestellt, daß die Goßner-Geburtstagsuhr um Monate nachgeht. In der letzten »Biene« teilten wir unserem Freundekreis mit, daß unser treuer Freund und Mitarbeiter, Superintendent Kortmann in Norden/Ostfriesland, am 28. August d. J. 80 Jahre alt wird. Er hat aber seinen 80. Geburtstag schon am 8. Mai d. J. gefeiert. Wir bitten für diese Falschmeldung aufrichtigst um Verzeihung.

Nachdem wir nun unsere Geburtstagsuhr wieder auf normal gestellt haben, dürfen wir — diesmal zuverlässig — mitteilen, daß Herr I. und Frau F. Kortmann am 6. 9. d. J. das Fest ihrer Goldenen Hochzeit begangen haben. Wir haben dieses Erntedankfest ihres Lebens hier in der Goßner-Mission mit Lob und Dank gegen Gott mitgefiebert. *Lokies*

Nach der Abordnung (links Superintendent Hildebrand)



Erntedankfest – Tag der ökumenischen Diakonie

Weltweiter Dienst der Kirche an der Welt: das ist nicht nur die Übersetzung des Wortes „ökumenische Diakonie“ in schlichtes Deutsch, sondern zugleich Sinn, Inhalt und Zielsetzung dieses Dienstes, für den wir am Erntedankfest beten und opfern wollen.

Erstaunlich, Welch ein Echo dieser Ruf zur ökumenischen Diakonie in den Gemeinden gefunden hat! Solange wir am Erntedankfest für die Nöte in unseren eigenen Reihen sammelten, war das Erntedankopfer der Gemeinde so groß oder so klein wie jede andere Festkollekte auch. Aber in dem Augenblick, als die Sammlung am Erntedankfest für die Hungernden in aller Welt und die Notstände unter allen Völkern bestimmt wurde, wuchs sie um das fünf-, ja, hier und da sogar um das zehnfache. Das ist eins der wenigen verheißungsvollen Zeichen unserer Zeit. Irgend etwas Unfaßbares, Zukunftsträchtiges scheint in der Luft zu liegen; irgend etwas hat sich unmerkbar in unserem inneren Verhältnis zu der Völkerwelt da draußen verändert.

Bisher hatte Europa von Asien und Afrika immer nur genommen und genommen. Und wenn es einmal gab, dann doch nur, um alles wieder mit Gewinn zurückzuerhalten. Aber geben, ohne dafür etwas zu erwarten, geben – wie der Franzose sagt: à fonds perdu, d. h. auf Nimmerwiedersehen: das gab es vielleicht nur in der Mission; aber so, wie es heute ganz allgemein in Erscheinung tritt – auch außerhalb der Kirche, das ist etwas völlig Neues. Da kann es vorkommen, daß eine ganz schlichte Frau von ihrem Geld Lebensmittel und Kleidungsstücke kauft und damit höchstpersönlich nach Indien fährt, um die Gaben zu verteilen. Wir schütteln unsren Kopf über ein solches treuherzig-töriches Unternehmen.

Aber scheint nicht heute ganz Europa so töricht zu handeln: es will geben und immer wieder geben, helfen und immer wieder helfen, ob ein sichtbarer Vorteil dabei herausspringt oder nicht. Vielleicht will Europa an Afrika und Asien wieder gutmachen, was es in Jahrhunderten versäumt hat. Im letzten Augenblick, ehe es zu spät ist!

Es ist aber nie zu spät, um etwas Gutes zu tun. Und vielleicht ist dies wirklich der einzige Ausweg

aus der heute so hoffnungslos verfahrenen Weltlage. Vielleicht kann nur auf diese „törichte“ Weise der Krampf von Terror, Furcht und Haß gelöst werden, von dem die politische Welt geschüttelt wird. Das Weltgewitter, das drohend am Horizont steht, kann jeden Augenblick ausbrechen. Keine Gipfelkonferenz hat Weisheit und innere Autorität genug, um die Weltgefahr abzuwenden. Soll denn nun der Krieg wirklich unausweichlich und die Atombombe die letzte Antwort sein?

Wir sagen dazu nein und abermals nein! Wie aber kommen wir aus dieser Teufelszange von Furcht und Haß heraus?

Das Erntedankfest zeigt uns den Weg. Es ruft uns zur ökumenischen Diakonie, zum selbstlosen Helfen, wo Hilfe not ist – in der ganzen Welt – und gleichviel, ob es sich dabei um Christen oder Nichtchristen handelt. Auch der barmherzige Samariter fragte den Mann, der unter die Räuber gefallen war, nicht erst nach seiner Religionszugehörigkeit. Helfen, überall wo Not ist – wie Christus, der barmherzige Samariter, allen half, die zu ihm kamen in Leibes- und Seelennot: das ist das Gebot der Stunde.

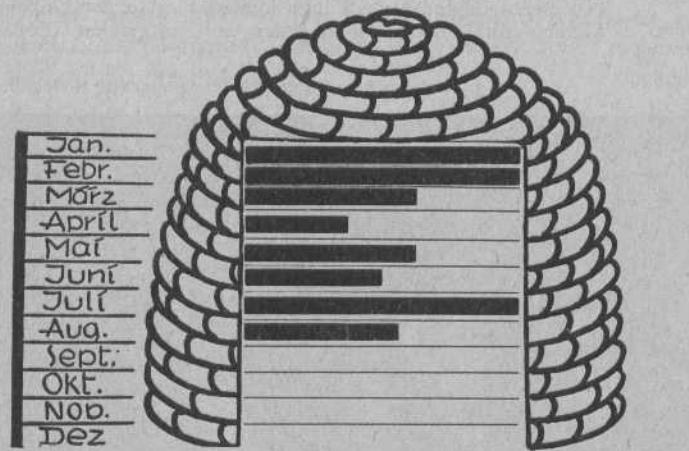
Zu einem Opfer für solche Hilfe rufen wir am Erntedankfeste, dem Tag der ökumenischen Diakonie, auch unsere Leser auf. Möge Gott unser aller Opfer annehmen, den teuflischen Haß in Liebe, die tödliche Furcht in Hoffnung verwandeln und so der ganzen Welt die Tür zu einer neuen Zukunft auf tun. Das ist unser Gebet.

Hans Lokies

UNSER MISSIONSBASAR

Wir möchten schon heute darauf aufmerksam machen, daß unser diesjähriger Missionsbasar am 3. Dezember stattfindet. Als Spenden sind sehr erwünscht: *Handarbeiten jeder Art und Lebensmittel in Form von Dauerwaren*. Wir bitten herzlich, alle Spenden bis zum 26. November an das Goßnerhaus, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19/20, zu schicken. Lebensmittel werden auch noch bis zum 2. Dezember entgegengenommen.

Elisabeth Lokies



Unser Gabenkonto:

Gössnerische Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 52050 beim Postscheckamt Berlin-West für Gössnerische Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Gössnerische Missionsgesellschaft Mainz-Kastel

Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 31. August 1960
betragen 200000,— DM
sie beträgt 152826,82 DM

Wir haben zu wenig
gesammelt 47173,18 DM

Gössner Missionenblatt



Berlin, Dezember 1960 (Nr. 5)

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Gegründet 1834



„Gestiefelt
und bereit,
zu treiben
das Evangelium
des Friedens“

HORST SYMANOWSKI

Menschlichkeit

Eine Betrachtung zum Weihnachtsfest

Viele Worte werden in diesen Tagen geredet und viele Lieder gesungen, die alle ein Thema haben: die Menschwerdung Gottes im Stall zu Bethlehem. Das heißt: Gott setzt unten an, wird selbst ein Wandernder, ein Unbehauster, ein Flüchtling, ein Deklassierter. So tief setzt er an, um zu verhindern, daß ein Mensch glaubt, den anderen verachten zu können. Seit diesem ersten Weihnachten ist Menschenverachtung im Grunde genommen unmöglich. Denn eher ließ Gott sich verachten als einen, der unten steht, als daß er die Menschen von oben herab behandeln wollte. Wo jemand heute einen Menschen verachtet, da hat er noch niemals Weihnachten verstanden, da hat er noch nichts von der Menschwerdung Gottes begriffen. Mit seiner Menschwerdung adelt er das ganze Menschen geschlecht, verbindet jeden, der Menschenantlitz trägt, mit sich – ohne Ausnahme: jeden. Das gilt für den Atheisten genauso wie für den Freireligiösen, den Buddhisten wie für den Christen, das gilt für alle Hautfarben und Rassen.

Es ist eine gute Sache, daß die Aktion „Brot für die Welt“ gerade in der Weihnachtszeit gestartet wurde. Das ist kein Trick, weil die Menschen bei uns in dieser Zeit besonders ansprechbar sind. Nein, hier wird die Möglichkeit gezeigt, wie wir heute zum Ausdruck bringen können, daß die Menschwerdung Gottes unsere eigene Menschlichkeit schafft. Vielleicht ist die Zeit für die Christenheit da, in der sie ohne vieles Reden zeigen muß, daß Christsein heute heißt: wahrer Mensch sein und wahre Menschlichkeit bewahren. Wir werden schamrot, wenn dieser Maßstab bei uns angelegt wird. Wir können weder mit unserer völkischen noch mit unserer kirchlichen Geschichte

bestehen. Und doch haben wir Weihnachten mit frecher Stirn als das ‚deutscheste‘ und darüber hinaus als das christlichste aller Feste feiern können – trotz himmelschreiender Unmenschlichkeit mitten unter uns, um uns und wohl auch in uns! Hören wir auf, Entschuldigungen zu stammeln und uns über die Unmenschlichkeiten *heute* mit unchristlicher Sentimentalität hinwegzutäuschen. Es gibt unvorstellbares Elend, millionenfaches Leiden und frühzeitigstes Sterben in der Welt – in unserer Welt. Und gleichzeitig gibt es zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit die Möglichkeit, mit Hilfe der Technik die klassischen Feinde der Menschen zu besiegen: Armut und Hunger. Sie brauchen nicht mehr zu sein. Wir sind in diesem Prozeß schon weit vorangekommen. So weit sind aber Millionen noch nicht. Haben wir das Recht, von unserer Stufe der Industrialisierung und von unserem Lebensstandard auf sie herabzublicken? Sind hier Ausreden und Ratschläge am Platze: viel ist noch im eigenen Land zu tun, die anderen sollen für sich selbst sorgen, mögen sie doch nicht so viele Kinder zeugen, ihren alten Aberglauben ablegen, so fleißig wie wir werden... So drücken wir uns an der Weihnachtsbotschaft vorbei, die uns auf die Menschen zu in Bewegung setzen will, die heute unten sind. Sicher gibt es solche Menschen auch heute noch bei uns, und wir dürfen an ihnen nicht vorübergehen. Aber ‚unten‘ im Weltmaßstab heißt: schreiender Hunger, in seinem Gefolge Seuche und Pest, millionenfaches Sterben von Kindern. Unter diesen Kindern sollten wir *das Kind* suchen, das in Lumpen gehüllt, in der Ecke einer Lehm- oder Bambushütte liegend, auf die Henkersknechte Hunger und Krankheit wartet. Dort ist

Nach dem Gottesdienst

Babalen Bage

Pastor Symanowski

Seteng Hapadara



der Ort, an dem wir zeigen können, was für uns der Glaube an die Menschwerdung Gottes heißt. Ange-sichts unseres eigenen Weihnachtstisches und unserer Weihnachtstafel wird es kaum noch gelingen, das „Kind in der Krippe“ zu finden.

Wie können wir heute Menschlichkeit praktizieren? Indem wir den Menschen auch in anderen Erdteilen und Völkern helfen, mit den Problemen der Überbevölkerung, des Hungers und der Seuchen fertigzuwerden. Das ist ebensowenig mit Almosen möglich, wie wir auch für die Ernährung und die Ausbildung unserer eigenen Kinder uns nicht allein mit Almosen begnügen. Nur Opfer werden wirksam helfen. Und diese müssen umgesetzt werden in Eisen und Stahl, damit bei den hungernden Völkern Fabriken, Staumäme und Kraftwerke errichtet werden. „Nur Mechanisierung schafft Brot“ hieß es in einem Aufruf der letzten Wochen. Das ist richtig, denn die bisherigen primitiven Methoden des Ackerbaus reichen nicht mehr aus, um die rapid anwachsende Bevölkerung zu ernähren. Die Spendenaktion „Traktor für Indien“ in Mainz-Kastel, war ein Zeichen dafür, daß wir zu begreifen beginnen, wie sich Verantwortung und Nächstenliebe heute in Eisen und Stahl ausdrücken können. In riesigem Ausmaß haben wir Stahl und Eisen in den Kriegen als Mittel gebraucht, um Menschenleben zu zerstören. In *nicht geringerem* Maß haben wir sie heute einzusetzen, um Menschenleben zu erhalten. Werden wir es tun?

Christliche Liebe muß auch noch eine andere Form annehmen: die Bereitschaft, Menschen teilnehmen zu lassen an unseren Erfahrungen, an unserem Wissen. Sonst können Stahl und Eisen auch nur ein Geschäft bedeuten. Andere Menschen in der Welt aber fähig zu machen, selbst Maschinen zu konstruieren – und nicht nur die unseren zu gebrauchen –, selbst die gewaltigen Schätze ihrer Länder zu nutzen und ihre Rohprodukte auch selbst zu verarbeiten – anstatt wie

in der Vergangenheit sie nur zu liefern – all' das gehört heute konsequenter Weise zur Achtung des Menschen, zur Nächstenliebe: zu Weihnachten. So sollten wir die vielen andersfarbigen Studenten an unseren Universitäten und die Praktikanten in den Fabriken ansehen. Sie sind nicht Objekte unseres Geschäftsgebärens, sondern sie sind die lebendige Frage in unserer Mitte, ob wir von der Menschenliebe Gottes und der Christen nur sentimental zu reden wissen, oder ob wir bereit sind, sie nüchtern und in Formen unserer Zeit, auch unter Opfern zu realisieren.

Mehr und mehr rücken die Kontinente zusammen, werden die Fernen die Nahen, die Menschen der anderen Hemisphäre unsere Nächsten, werden ihre Probleme unsere Probleme. Wir gehen auf die *eine* Welt und auf die *eine* Menschheit zu. Ob sich in ihr der Klassenkampf – nun aber im Weltmaßstab – wiederholt, ob diese *eine* Welt von Klage und Anklage erfüllt in den Abgrund neuer Kriege taumelt – denn Hunger sucht sich schließlich das Brot, wo er es findet –, hängt nicht von den Ereignissen einer ungewissen Zukunft ab, sondern davon, was *wir heute* zu tun bereit sind! Die Weihnachtsbotschaft »... und Friede auf Erden« ist weder ein schönes Märchen noch eine Vertröstung auf ungewisse Zeiten, sondern der Aufruf, *unsere Erde* ernstzunehmen. Das hat Gott getan, als er in der Gestalt des Zimmermannssohnes – des Arbeitersohnes – auf dieser Erde ganz unten anfing und so jedem Hochmut und jeder Überheblichkeit, aller Sattheit und Selbstzufriedenheit den Kampf ansagte.

Wenn zur Weihnacht die Menschwerdung Gottes gepredigt wird, dann kann das für uns heute nur heißen:

*Achtung vor jedem Menschen,
die Unmöglichkeit jeder Menschenverachtung,
Grund und Verpflichtung für unsere eigene
Menschlichkeit.*

STIMME DER JUNGEN GENERATION

Aus dem Ergebnisbericht der Ökumenischen Jugendkonferenz in Lausanne (Juli 1960)

Wir sind uns darüber einig geworden, daß es notwendig ist:

- daß die *Europäer* entschlossener auf dem Weg von der Herrschaft über die Welt zum Dienst an der Welt voranschreiten müssen. Was wir dazu tun können ist gering, aber wichtig. Wir können nach und nach die öffentliche Meinung in unseren Kirchengemeinden und Kirchen und vielleicht in unseren Ländern umwandeln, durch Appell und Protest, durch Mitarbeit in den politischen Körperschaften, durch verantwortliche Benutzung unseres Wahlrechtes und vor allem durch persönliches Beispiel.
- daß in Europa der Konsumegoismus zunehmend durch die Disziplin der *Nächstenliebe* ersetzt werden muß, auch dann, wenn damit persönliche Opfer und eine Minderung unseres Lebensstandards verbunden sind.

Wir stimmen überein:

- daß *Mission* eine Angelegenheit der *ganzen* Kirche ist und ein vereintes Zeugnis fordert. Wir sollten deshalb an unsere Kirchen appellieren, ihre Missionsgesellschaften in ihr Leben hineinzunehmen und einzugliedern.
- daß die Träger der Mission in den Ländern Asiens und Afrikas heute in erster Linie die Kirchen dieser Länder selbst sein müssen ...
- daß die *Glaubwürdigkeit* des Zeugnisses der asiatischen und afrikanischen Kirchen aufs engste mit dem Beispiel jener Europäer und Afrikaner verbunden ist, die in die Länder raschen sozialen Umbruchs nicht als Missionare und Missionshelfer, sondern als Techniker, Ingenieure, Landwirtschaftsfachleute usw. gehen. Ob diese Weißen sich als Christen verstehen und benehmen oder nicht, sie erscheinen in der nichtchristlichen Umwelt als Repräsentanten des christlichen Glaubens. Das bedeutet, daß es für die Weltchristenheit lebenswichtig ist, ob in diesen Funktionen solche Menschen nach Übersee gehen, die bewußt diesen missionarischen Charakter der technischen Hilfe annehmen und erfüllen.

(Aus »Evangelische Welt«, Nr. 16, vom 16.8.1960)

Drei Jahre Rourkela

Ein Rechenschaftsbericht von Dr. Peusch



Pastor Dr. Peusch besucht ein Advasi-Dorf

Sieht man von der Zeit ab, in der das Projekt Rourkela vorbereitet wurde, so kann die Großbauanstalt nunmehr auf eine dreijährige Geschichte zurückblicken: die Kokerei, die Hochöfen, das Stahlwerk, die Graugießerei, das Kraftwerk und die ersten Abschnitte des Walzwerkes, wie auch die chemische Anlage haben den Betrieb aufgenommen.

Es ist schon Geschichte geworden, daß die großen Kräne aus dem unbebauten Gelände emporragten und die Werk'anlage in einen undurchdringlichen Staub gehüllt war. Geschichte ist auch die erste Pionierzeit mit dem Lebensstil der »Goldgräber« geworden. Das zweite Jahr brachte dann den Wettkauf mit dem russischen Unternehmen in Bhilai: ein Wettkauf, an dem das englische Eisenhüttenwerk Durgapur in souveräner Weise nicht teilnehmen wollte oder konnte. Alle Maßnahmen schienen in Rourkela von dem Seitenblick auf Bhilai begleitet zu sein, hervorgerufen durch eine Reihe von Artikeln wie: »Gewinnt Deutschland in Indien die Stahlschlacht gegen Rußland?« (Bunte Deutsche Illustrierte vom 27. 6. 1959) – »Verliert Deutschland die Stahlschlacht in Indien?« (Stuttgarter Nachrichten vom 4. 7. 59), wie denn auch der »Monat« ähnliche Gedanken aus der linkischen Feder des Eidgenossen Peter Schmid behandelte. Auch die »Life international« (vom 6. 7. 59) beschäftigte sich zwischen den Zeilen ihres Artikels »Schlachtfeld in Indiens Ebenen und an den Ufern des Nils« von E. Cranksbew mit dem gleichen Problem. Und dann wurde uns endlich die Antwort von J. Heldt und R. Gillhausen im »Stern« (Nr. 46 vom 14. 11. 59) zuteil, wo in einem rasanten Bericht über den »Wettkauf zwischen West und Ost um die Gunst des neutralen Indiens« festgestellt wurde: die Russen verstehen es besser!

Ahnliches hatte schon vor ihnen in Indien »The Guardian« vom 25. 9. 59 bzw. der »Statesman« vom folgenden Tage geschrieben. Selbst die »Chotanagpur Times« vom 6. 11. 59 prangerte die Deutschen an, daß sie nur Sinn für Geschäftemachen hätten. Nachdem die Russen nun schon einmal am Siegen waren, hieß es dann in dem ominösen Artikel des »Spiegel« vom 30. 3. 60: »Rourkela, das Tajmahal (Grabmal) der deutschen Industrie«, wenngleich auch der Wettkauf in drei von vier Disziplinen von den Deutschen gewonnen wurde, wenn dazu auch Bhilai eine weit bessere Produktionsziffer aufzuweisen hatte.

Die konstruktiven und sachlichen Artikel, die vor oder nach dem Spiegelartikel in Deutschland erschienen (»Frankfurter Allgemeine Zeitung« vom 20. 2. 60 – »Christ und Welt« vom 25. 2. 60 – »Rundschau« vom 2. 4. 60 – »Die Welt« vom 6. 4. 60),

konnten nicht viel mehr bedeuten als den Aufbau einer schwachen Verteidigungsstellung, die der Spiegelangriff mühelos überrannte, oder als das entsagungsvolle stille Wegräumen des zerschlagenen Porzellans, was an der Tatsache des Verlustes nichts mehr änderte.

Das Echo in der Presse des Auslandes war lebhaft und gipfelte in dem lapidaren Satz der »Times of India« vom 6. 4. 60: »Arme Vorstellung in Rourkela«. Die Wunden, die die erste »Pionierzeit« mit den mancherlei Schwierigkeiten, Mißständen und menschlichen Unzulänglichkeiten geschlagen hatte, die aber schon verheilt und vernarbt waren, waren wieder aufgerissen. Der Ton der indischen Presse, die mehr und mehr dem Projekt Rourkela und seinen Leistungen gerecht zu werden sich bemühte, schlug wieder um.

Trotzdem: Nach dem letzten groß angelegten Versuch, Rourkela in der öffentlichen Meinung die ihm gebührende Stellung zu geben, der allerdings zu spät gestartet wurde, ist es wohltuend ruhig um Rourkela geworden. Der Wettkauf ist gelaufen, die Schlacht ist geschlagen. Der Aufbau geht weiter. Man äugt auch nicht mehr abwägend nach Bhilai, weil jedes Projekt in der Verschiedenartigkeit der Anlage und des Bauprogramms nun seinen eigenen Stil soweit entwickelt hat, daß ein Vergleich nicht mehr aktuell ist.

Und hier liegt unserer Meinung nach ein Trugschluß. Mit dem Pressefeldzug für Rourkela und den Berichten über die großen Einweihungsfeierlichkeiten im Anfang des Jahres – ohne einen deutschen Regierungsvertreter! – scheint das publizistische Soll erfüllt zu sein. Ist die Stellung Rourkelas wirklich gefestigt? Sind die anfänglichen Fehler und Mißgriffe überwunden und wettgemacht? Hat man wirklich genügend politisches Kapital eingebracht, was bislang gefehlt hat?

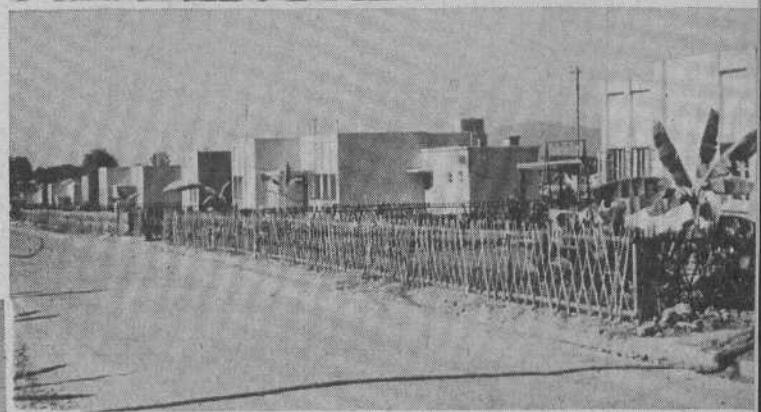
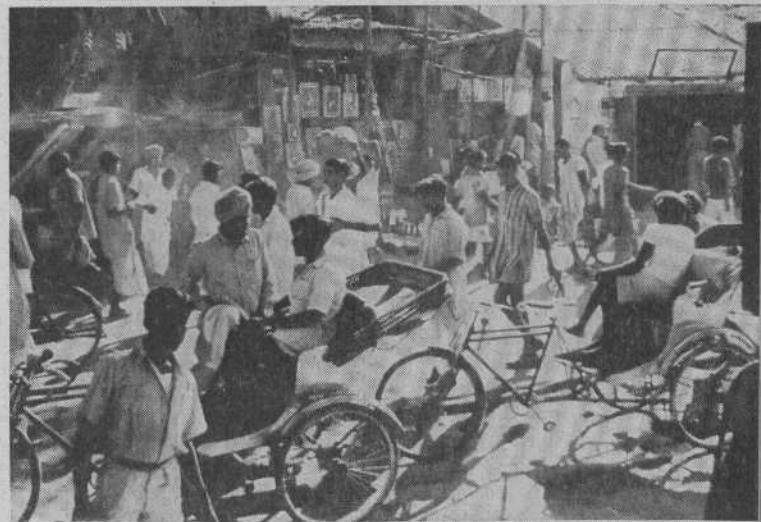
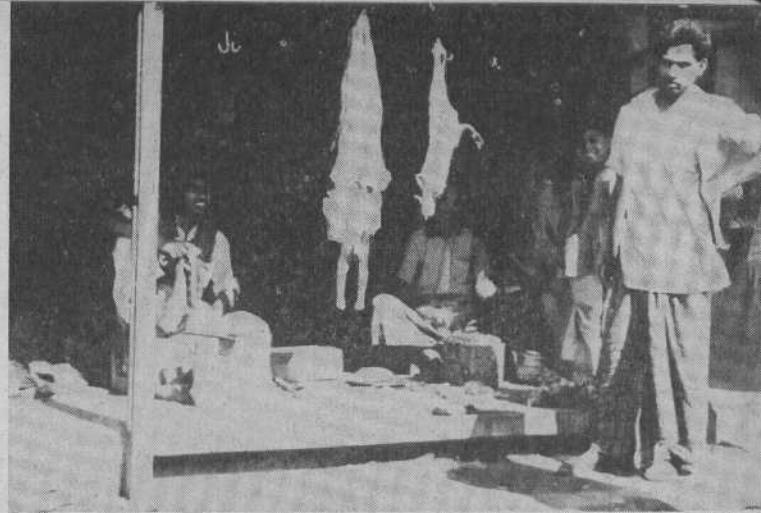
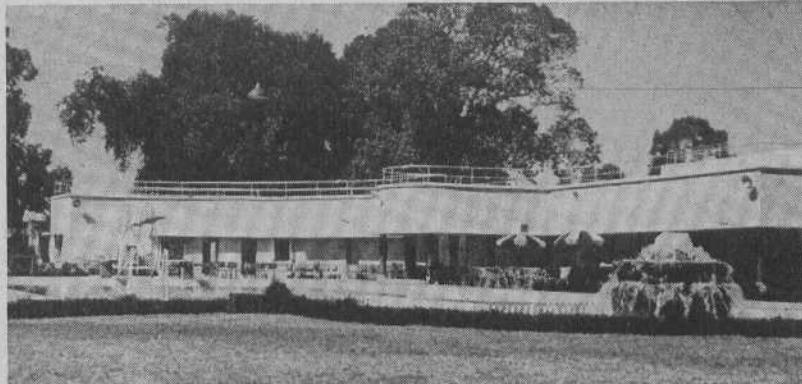
Diese Fragen lassen sich erst dann beantworten, wenn man sich bewußt macht, was denn die Russen nach Meinung der deutschen Berichterstatter und Korrespondenten besser gemacht haben.

Die Russen haben es gleich zu Anfang besser verstanden, die Presse intensiv mit Informationen zu beliefern. Sie haben offenbar nur ausgesuchte oder zumindest geschulte Leute »abkommandiert«. Sie haben in allen Punkten ein besseres Verhältnis zu den Indianern und bilden eine geschlossene Gruppe, einheitlich in der von Rußland gewünschten Haltung und Lebensweise ausgerichtet. Mit dem Hinweis auf das bessere Funktionieren einer geplanten Wirtschaft ist uns als Vertretern der freien Wirtschaft nur ein Bärendienst getan. Es geht in diesen Stimmen und Ur-

teilen gar nicht um die technische Leistung in Rourkela, die einfach nur anerkannt werden muß, sondern es geht um die menschliche Seite der ganzen Unternehmung. Es geht um die zwischenmenschliche Beziehung – die man allerdings noch nie machen konnte. Es geht darum, wie wir uns als Deutsche im Gegenüber zu den Indern einrichten, wie wir eine vernünftige Art des Zusammenlebens finden, die so manches Vorurteil und manche Schwierigkeit ausräumt. Wir sollten uns mehr Gedanken darüber machen, daß wir die Inder richtig und gerecht einschätzen, sie von ihrem Standpunkt her zu verstehen lernen. Und wenn das sorgfältig genug getan ist, was sich vielleicht nur von Fachleuten und zuständigen Sachkennern, zumindest aber in ernsthafter Arbeit machen läßt, werden wir vor der folgenschweren Entscheidung stehen: uns entweder auf unseren festen, egoistischen, wirtschaftlichen und technischen Auftrag zurückzuziehen und uns nicht »in die inneren Angelegenheiten der Inder« einzumischen, oder aber die Ausweitung – nun nicht der Anlage –, sondern vor allem auch der mitmenschlichen Verantwortung zu bejahen, nicht als die Beserwisser und Könner, sondern als Helfer und Freunde eines Volkes, das die Russen, wie man sagt, schon lange als seine Freunde betrachtet. Das gilt aber nicht nur für den einzelnen, es gilt auch für die Industrieunternehmen und schließlich auch für die deutsche Regierung. Dabei erst kann der einzelne seine ureigenste Bestimmung, auf den Nächsten hin angelegt zu sein, erfüllen. Das Unternehmen wird sich durch diese Selbstdempfehlung weitere Aufträge sichern können, und der Bund wird sich auf dem Forum der Welt besser behaupten können.

Man hat Rourkela fälschlicherweise das Tajmahal (das große Grabmal) der deutschen Industrie genannt. Das trifft nicht zu; aber wenn es den Deutschen mißlingt, auf der Ebene mitmenschlicher Beziehungen zu anerkannt guten Erfolgen zu gelangen, wird der Modell- und Probefall Rourkela mit Sicherheit das Tajmahal verpaßter Gelegenheiten werden.

Der deutsche Club



ROURKELA

Abschiedsbriefe von Seteng Hapadgara und Bahalen Bage

An alle Freunde in Deutschland!

»Gebe hin in dein Haus und zu den Deinen
und verkündige ihnen, wie große Wohltat
dir der Herr getan und sich deiner erbarmt hat.«

Vor zweieinhalb Jahren, als wir von Indien Abschied nahmen und zum ersten Mal den Boden Europas betraten, war Winter. Der Winter empfing uns mit Schnee. Schnee war uns unbekannt. Wir sind sehr dankbar, daß wir im Winter nicht so froren, wie wir dachten. Die Goßner-Mission sorgt für uns, daß wir nicht frieren. Ja, wir haben erlebt, daß die Deutschen selbst nicht kalt sind, sondern Deutschland ist kalt.

Wir hatten schon in Indien einige deutsche Worte gelernt; aber was wir wußten, half uns nichts. Für unsere Ohren sprachen alle zu schnell. So hat sich jeder, der sich mit uns unterhalten wollte, Mühe gegeben, langsam und deutlich zu sprechen.

Auch Sitten und Gebräuche waren uns noch fremd; aber bei jedem Schritt haben wir gemerkt, daß jeder uns helfen wollte, damit wir uns nicht fremd fühlen sollten.

Wir können mit Freuden sagen: Gott hat für uns immer Menschen bereit gemacht, die uns rechtzeitig halfen. Gott hat uns wissen lassen, daß Er der Herr und Führer aller Menschen ist.

Viele von Ihnen wissen, warum wir hierher kamen und was für ein Auftrag unserer Kirche uns jetzt in Indien erwartet. Unsere Kirche ist sehr dankbar dafür, daß sie eine Bibelschule hat, damit sie den Frauen und Mädchen helfen kann. Es ist Gottes Gnade für uns, daß Gott uns zu diesem Dienst berufen hat; und hier in Deutschland hat er uns dafür zurüsten lassen. Der seine Gnade uns wissen läßt, ist unser Herr. Der uns berufen hat, ist unser Führer. Der will mit uns und vor uns gehen und zeigen, wo unsere Aufgabe liegt. Derselbe sagt uns auch: Gebe hin in dein Haus und zu den Deinen und verkündige ihnen, wie große Wohltat dir der Herr getan und sich deiner erbarmt hat. Wir geben mit Freuden nach der Heimat zurück. Wir sind dankbar, daß wir durch unseren Dienst anderen helfen können.

Durch Gemeindebesuche und durch persönliche Begegnungen haben wir erfahren, daß wir durch viel Fürbitte und viele Gaben getragen wurden und getragen werden. Wir danken allen ganz herzlich, die durch Fürbitte, Lehre und Gaben uns helfen. Wir danken auch denen, die unsere Fürsorger und Seelsorger sind. Besonders danken wir der Goßner-Mission und dem Kuratorium, daß sie für uns während unseres Aufenthaltes in Deutschland gesorgt haben und wir hier lernen konnten.

Weil wir von einem Herrn berufen sind, stehen wir in einem Glauben. Weil wir einen Glauben haben, können wir gemeinsam Gott loben und danken, daß er der Herr ist:

Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir stehen,
wir dürfen ihn in Demut Vater nennen.
Wenn wir nur treu auf seinen Wegen gehen,
so sehn wir ihn vor zarter Liebe brennen.
Dies Wort gibt uns im Kampfe Kraft und Mut:
Der Herr ist gut.

Wir wollen mit unserem indischen Gruß grüßen und damit sagen: In allen Schwierigkeiten und Nöten ist er unser Helfer und Erretter.

»Jisu Sabay«

Durch Glauben, Gebet und Dienst verbunden
Ihre Schwestern
Seteng Hapadgara Bahalen Bage

Seteng und Bahalen in der Bibelschule Salzuflen
Mit dem jüngsten Feriengast

An ihre früheren Lehrerinnen Anny Diller und Hedwig Schmidt

... Wir sind sehr dank für dafür, daß wir nach Deutschland kommen durften, um unser Wissen und unser Blickfeld zu erweitern. Es ist Gnade, nichts als Gnade, daß Er uns zu Seinen Werkzeugen berufen hat. Ihm sei Dank dafür! Dankbarkeit offenbart sich im Geborsam. Aber nur der kann geborsam sein, der Ihn liebt und den erkennt, der ihn berufen hat. Ach, daß wir doch etwas werden zum Lobe Seines Namens, Seiner Herrlichkeit.

Mein Gebet ist, daß Er, der mich berufen hat, mir ein ganz geborsames Herz gebe, daß ich hören mag wie ein Jünger; daß ich recht höre, was Er sagt, und den Weg gebe, den Er mich weist; daß auch durch mich Sein Name gebeiligt werde und Sein Wille geschehe.

Wieviel Liebe, wieviel Fürsorge und Hilfe haben wir hier in Salzuflen durch unsere Lehrer und Lehrerinnen und durch unsere Mitschülerinnen erhalten; viel Liebe und Freundlichkeit auch auf unseren Reisen in die Gemeinden. Ja, ich muß sagen: soviel Liebe und Hilfe wir von Ihnen in Govindpur empfingen - die haben wir auch hier erfahren. Und nun haben wir das, was wir selbst so reichlich empfingen, Liebe und Hilfe, an andere weiterzugeben. Es ist doch so, daß der, der selbst viel empfing, nun weitergeben soll.

Neun Tage waren wir mit Ihnen gemeinsam im Schwarzwald. Das war eine schöne Zeit des Zusammenseins. Aber in meinem Herzen ist tiefer Abschiedsschmerz...

Ich freue mich, zu den Meinen und nach »Tabita« zurückzukehren zu dürfen, denn dazu wurde ich ja hierher gesandt, daß ich und Bahalen dort nun Hand an den Pflug legen.

Ich freue mich, daß ich weiß: In Deutschland sind viele Kreise, die uns kennen und die uns und das uns befahlene Werk, die Tabita-Schule, durch treue Fürbitte tragen und uns helfen werden.

Doch nun kommt ein »Aber«, und ich denke, das ist menschliche Schwachheit. Trotz des Wissens um Fürbitte bleibt ein »Aber«; d.h. wenn draußen bzw. daheim in Govindpur Schwierigkeiten auftreten und wir Rat und Weisung brauchen - dann ist dort niemand mehr da. Dort ist niemand, mit dem man alles einmal besprechen könnte. Aber: der uns berufen hat, der ist unser Herr und Vater, Er wird helfen, tragen und erretten. Das ist ein Trost. Wir können Ihm ganz vertrauen. Er ist unsere Hilfe.

Und nochmals: vielen, vielen Dank! Wir kennen uns nun zehn Jahre lang - wir wollen einander helfen durch Gebet...

Seteng

Am Zeitschriftenregal

Bei einem indischen Essen



Übersicht über die Arbeit in der Tabita-Bibelschule in Govindpur vom Februar 1954 bis März 1960

I. In rechtlich und organisatorischer Hinsicht wurde seit 1953 erreicht:

dass die Tabitaschule als Zentralinstitut der Goßner-Kirche anerkannt und der Kirchenleitung direkt unterstellt wurde,
dass die Schule einen gut arbeitenden Schulvorstand und eine gründlich durchgearbeitete Hausordnung erhielt.



Kirche in Govindpur

II. Bauarbeiten in Tabita.

Seit dem letzten Bericht vor dem Kuratorium im Jahre 1953 ist folgendes geschehen:
Die Schule ist heute doppelt so groß als im Jahre 1953. Es sind neue Gebäude angebaut worden und andere Teile der alten Häuser, die wir übernahmen, praktischer ausgebaut und erweitert worden.
1958 ist ein tiefer, gut gemaueter Brunnen innerhalb des Schulgrundstücks gebaut worden.



Das neue Schulgebäude

Der Schulgarten ist in seiner Anlage erweitert und neu angelegt worden und hat einen Drahtzaun erhalten.

Wünsche für die Zukunft:

Es sollte der Drahtzaun durch eine feste Steinmauer ersetzt und eine gründliche Reparatur aller Dächer vorgenommen werden.

III. Literarische Arbeit.

Wir haben die 1940 begonnene literarische Arbeit fortgesetzt. Weitere Schriften für das Christliche Haus wurden geschrieben und herausgegeben. Von fast 80 000 Schriften sind bis März 1960 bis auf etwa 3000 alle verkauft worden.

Bis auf eine einmalige Hilfe im Jahre 1954 haben wir für diese Arbeit keinerlei Geldhilfe zum Druck erhalten. Die Arbeit hat sich selbst getragen. Diese Bücher und Schriften sind vertrieben worden: hauptamtlich durch die Bücher-Missionarin *Mariam Kandir*, die bis in die entlegensten Gemeinden und einsamst gelegene Häuser wanderte. Auch auf Bazaren verkaufte sie die Schriften an Christen, Hindus und Mohammedaner; durch Tabita-Schülerinnen, die in ihren Ferien eine bestimmte Anzahl von Büchern in ihren Gemeinden zu vertreiben hatten, was sie, bis auf einige wenige, mit gutem Erfolg taten; durch Verkauf in den Frauen-Bibelkursen, die jedes Jahr einmal in Govindpur stattfanden.



Gedenkstein zur Erinnerung an die erste Taufe unter den Mundas vor 100 Jahren (1852)

IV. Verkündigungsspiele.

Unsere Schülerinnen führten durchschnittlich zweimal bis dreimal im Jahr Verkündigungsspiele auf. Diese Spiele wurden im Biblischen Unterricht mit den Schülerinnen und Lehrerinnen erarbeitet.

Sie wurden *Drishya Updesh*, d. h. »sichtbare Predigt«, genannt, sie wurden gut aufgenommen und verstanden. Zu diesen Spielen war keine Bühne oder besondere Ausstattung nötig, keine Kostüme. Durch Abschreiben im Katechisten-Seminar und in der Tabita-Schule wurde der Text weiter in die Gemeinden getragen.

V. Arbeit außerhalb der Tabita-Schule.

Wir gaben Unterricht im Katechisten-Seminar ab 1954. Vorher Religionsunterricht in der Hochschule von Govindpur.

In jeder letzten Woche eines jeden Monats fand ein 4tägiger Bibelkursus für die Gemeinde statt.



Der neue Brunnen



Gartenarbeit



Erste Hilfe

Sonntags: Männer-Bibelstunden. Die Frauen-Bibelstunden waren ebenso regelmäßig sonntags. Lehrerinnen und Schülerinnen der Tabita-Schule übernahmen den Unterricht bei den Frauen, im Jungmädchen- und im Kinderkreis.

Jährlich fanden einmal 5tägige Bibelkurse für die Frauen aus allen Gemeinden der Synode statt. Dazu sammelten sich stets 200 bis 300 Frauen in der Kirche von Govindpur. Der Unterricht in diesen Bibelkursen bestand nicht allein in biblischer Unterweisung, sondern auch in Anweisungen und Aussprachen über das Christliche Haus, Kinder- und Jugenderziehung, Heimgestaltung, Gesundheitslehre.

VI. Weitere Pläne für Tabita.

Für den Lehrerinnen-Nachwuchs der Tabita-Schule sollten weitere zwei Inderinnen zur Ausbildung in Deutschland eingeladen werden.

VII. Ausbau und Angliederung eines Heimes für blinde Mädchen.

Geplant ist der Bau eines Heimes für blinde Mädchen. Das Gebäude, das sich dafür eignen würde, liegt direkt neben der Tabita-Schule und wird als Schulraum benutzt. Es bedarf einer sehr gründlichen Reparatur. In ihm könnten untergebracht werden: ein Schlafräum für 12 bis 14 blinde Mädchen und ein Lehrerinnenzimmer. Waschraum ist nicht nötig, da diese Mädchen die Waschräume der Tabita-Schule benutzen, ebenso die Küche usw. Um dieses alte Gebäude von der Gemeinde erwerben zu können, müßte zuerst ein neues Schulhaus gebaut werden. Sehr wichtig ist der Erwerb dieses alten Gebäudes für Tabita, da voraussichtlich über kurz oder lang alle Schulen in Indien verstaatlicht werden und – wenn das geschieht – große Schwierigkeiten für die Tabita-Schule entstehen können. Durch den Erwerb dieses Gebäudes könnte die Tabita-Schule zu einem schönen, großen und in sich geschlossenen Schulgrundstück ausgebaut werden.

Hedwig Schmidt

Reise-Tagebuch

von Dr. Christoph Gründler

Vor Port Said, 30. August 1960

Wir sind Gott jeden Morgen von neuem dankbar sowohl für diese Aussendung in Seinen Dienst an der Front, wie auch für diese herrliche Reise bei schönstem Sonnenschein. Gesundheitlich sind wir wohlauflauf, bis auf eine gestrige Seekrankheit meiner Frau südlich Kreta, die aber heute wieder völlig überwunden ist. – Die Nacht im Schlafwagen von Hildesheim nach Genua war wunderbar, mit Raum für unsere zehn Koffer!

Es ist ein wunderbares Erlebnis, plötzlich nach Wochen der Unruhe und Hetze in einen Zustand fast zauberhafter Stille zu geraten. Wenn auch einzelne Tage der Stille wie kleine Oasen eingeschaltet waren, als wir von unseren Lieben Abschied nahmen

oder in Berlin ausgesandt wurden, so waren doch die letzten 4 Wochen im ganzen derart rastlos angespannt gewesen, insbesondere für unsere lieben beiden Frauen, daß uns die unerwartet anbrechende Stille auf dem Schiff zu einem wirklichen Erlebnis wurde, schon am Donnerstag, dem 25. August, nachmittags, in Marseille, noch mehr aber am anderen Morgen, als uns beim Erwachen auf dem Mittelmeer die unendliche Stille wohltuend und heilend umfing. Wenn man Großes und Kleines vergleichen darf: So wird es einmal in der Ewigkeit sein, wenn der große Morgen anbricht.

Meine Frau meinte gestern, sie wäre noch immer in einer Art Traumzustand, als wären die Dinge gar nicht wirklich. Zu dieser geschenkten Stille trägt wesentlich bei, daß wir – völlig unfreiwillig – als die drei einzigen Passagiere auf einem Frachter reisen. Daß wir uns übrigens noch ganz und gar auf der Erde befinden, merken wir an einem unheimlichen

Appetit, den wir hier entfalten, zur Freude des netten Kapitäns, der uns mit zwei Offizieren an seinen Tisch genommen hat.

Das relativ kleine Deck haben wir so fast für uns allein: zum Liegen, Auf- und Abgehen und leichter Gymnastik zum Ersatz für die fehlenden Bordspiele. Die Sonnenaufgänge haben wir bisher verschlafen; um so mehr erfreute uns gestern Abend der Sonnenuntergang über dem einige kräftige Rauchwolken ausstoßenden Ätna in der Straße von Messina und danach noch lange der Sternenhimmel.

Heute ist Sonntag, der 28. August. Ich hatte die Freude und das Geschenk, einige der Jungen der Besatzung zur Sonntagsandacht um uns zu versammeln, wie wir es in der „Hohemark“ mit unseren Patienten gewöhnt waren. Der Kapitän hatte mir vorher lachend erklärt, eine Bibel und Gesangbücher gäbe es auf seinem Schiff nicht. Die drei Jungen haben aber gut zugehört, und wir hatten anschließend noch ein nettes kleines Gespräch mit ihnen.

Meine Frau meint, ich müsse doch von der schönen Reise etwas mehr erzählen, der Fahrt an der italienischen Riviera entlang von Genua bis Mentone und anschließend von der herrlichen Landschaft bei Monte-Carlo und Nizza, wo die seltsam zernagten weißen Kalkfelsen sich in ein dunkelrotes Gestein wandeln – weiter durch die abendliche Provence-Landschaft bis Marseille, wo wir zunächst Angst hatten, wie wir mit unseren zehn Koffern unterkommen sollten – dabei klappte alles großartig. Ich will mich aber lieber konzentrieren auf die wunderbare Tatsache, daß wir jetzt durch das blaue Meer mit seinen unberechenbaren Wellen und Winden nach einem fernen Land unterwegs sind, das wir uns keineswegs selbst ausgesucht haben, sondern in das wir von Gott geführt werden. Diese innere Sammlung auf unser Ziel hin wollen wir uns die ganze Fahrt hindurch zu erhalten suchen.

Arabisches Meer, 8. September

Nun sind wir schon 14 Tage auf See, 14 Tage hauptsächlich Sonne und Meer mit leichtem, streichelndem Wind, der nur selten das Schiff in ein unangenehmes Schaukeln versetzt, aber auch 14 Tage mit fast stetig zunehmender Wärme. Da ich, abgesehen von den Mahlzeiten, fast nur noch in kurzen Kakhihosen herumlaufe und schon etwas braungebrannt bin, heiße ich bei meinen Lieben mit Vorliebe „Gandhi“, was ich als ein gutes Vorzeichen auffasse. Gesundheitlich sind wir im ganzen alle drei sehr wohl. Das heiße „Rote Meer“ haben wir nun hinter uns und genießen die leichte Abkühlung nach vier unangenehm heißen Tagen, die schon morgens mit einer lauwarmen Dusche begannen.

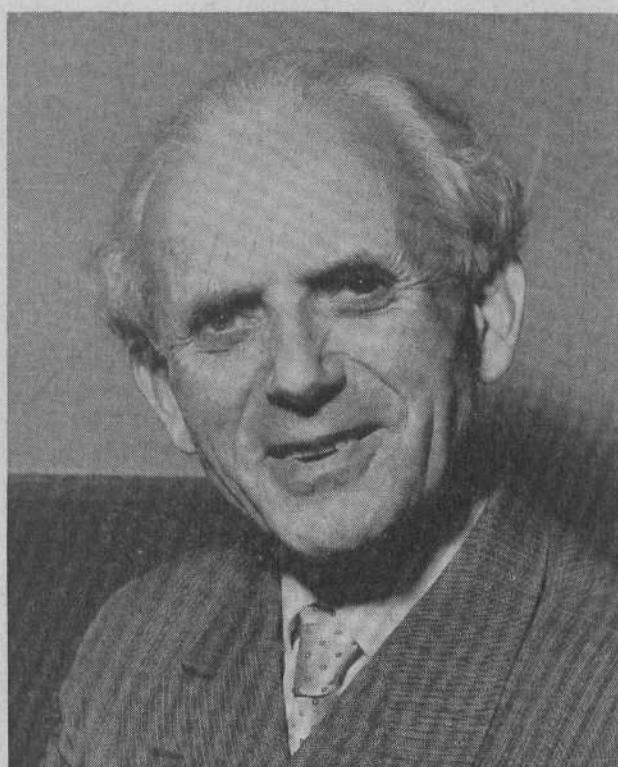
Nachdem wir vor 3 Tagen die Straße „Bab el Mandeb“ passiert haben, steuern wir nun die Zwei-Millionenstadt Karachi an, die Hauptstadt von Pakistan.

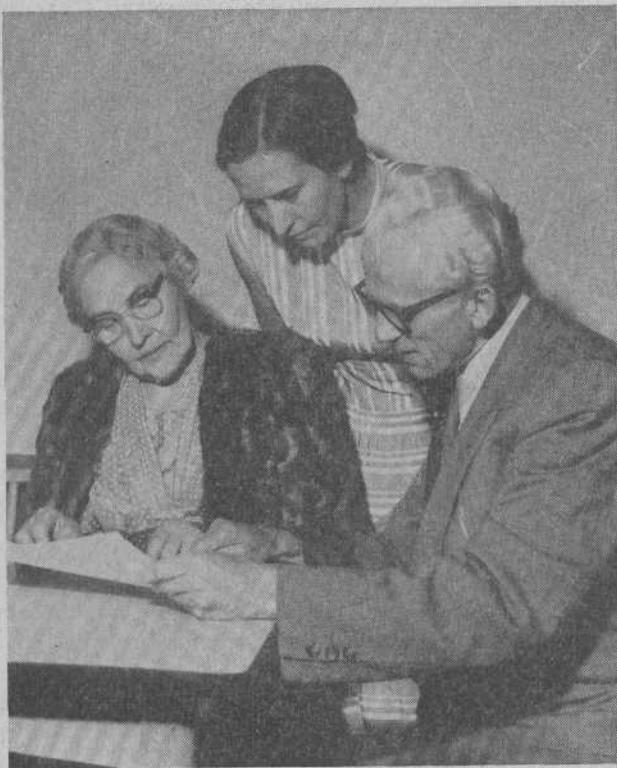
Die Stille ist weiter das große Geschenk. Die Sternenwelt wurde für einige Tage durch einen zusätzlichen Planeten bereichert, der sich etwa zehn Minuten lang mit sehr geringer Geschwindigkeit als Stern erster Größe gegen 21 Uhr von Osten nach Westen durch die Fixsternbilder hindurch bewegte, ein hirreißender Anblick für den Sternenliebhaber. Es war der amerikanische Sputnik, ein ca. 30 m Durchmesser haltender Ballon, der uns 3 Tage lang durch sein

Gastspiel erfreute. Am Tage waren es ganze Scharen von kleinheringsgroßen fliegenden Fischen, die silberglitzernd 20–50 m weit dicht über das Meer hinzflitzten wie flache Kiesel, die wir als Kinder über das Wasser hinschnellen ließen. Daneben selten – spielende Delphine und noch seltener, bisher nur vom 1. Offizier entdeckt, große Wale mit spritzender Fontäne.

Von den Ländern zur Rechten und zur Linken, die eines nach dem andern an uns vorbeiglitzen, haben wir natürlich nicht viel gesehen, da wir bisher nur in Port Said angelegt haben und auch da nur draußen vor dem Hafen mit seinem großartigen orientalischen Eindruck. Es ist mehr das geistige Auge, das den Nebel und den Dunst der Entfernung und auch der Jahrhunderte durchdringt: Ägypten mit Alexandrien, den Pyramiden, dann Theben und Luxor mit seinen versinkenden Tempelhallen, schließlich Assuan, die Wirkungsstätte unseres Freundes *Kallenbach*, Nubien, der Sudan mit seinen Papyrusumpfen bis zum alten Äthiopien hin mit dem Kämmerer der Kandace und der alten koptischen Kirche. Links das alte Saba (heute Yemen) mit seiner berühmten Königin und der Verheißung aus Jes. 60, über die J. S. Bach eine Epiphanias-Kantate geschrieben hat: „Sie werden aus Saba alle kommen und Weihrauch bringen.“ Alte Paläste sind dort ausgegraben worden. Vorher das gewaltige Sinai-Gebirge, das uns schon vor 33 Jahren solchen Eindruck gemacht hatte: Wir konnten es diesmal leider nur zum kleineren Teil sehen. Am Fuße des Gebirges hat seinerzeit der Theologe *Tischendorf* die damals älteste Handschrift des Neuen Testaments bei den koptischen Mönchen des Katharinenklosters in uralten Papierkörben der dortigen Bibliothek entdeckt. Wenn wir jetzt statt geradeaus nach Nordosten scharf links nach Nordwesten abbiegen würden, kämen wir in den Persischen Golf hinein bis zur gemeinsamen Mündung des

Dr. Christoph Gründler





Familie Gründler

Euphrat und Tigris und weiter stromaufwärts an den wieder ausgegrabenen Ruinen von Ur, der Stadt Abrahams, so wie vom alten Babylon vorbei mit seinem berühmten Turm. Und die alten „Götter, Gräber und Gelehrten“ würden für einige Stunden wieder lebendig. Wenn diese alten Steine reden könnten! Einige aus Ninive und Ägypten haben wir erst vor kurzem in London (Brit. Museum) und Hildesheim gesehen. Sähe man diese alten Stätten heute, würde man meist sehr enttäuscht sein – die alten Götter sind durch neue vertrieben: hohe Petroleumtürme, die dem ganzen Land heute ihren Stempel aufdrücken, nebst den modernsten Autokolonnen des Saudi. So ist das alte Europa bereits seit Tagen hinter uns versunken, und ein neues Land ist im Aufsteigen, das wir übermorgen klopfenden Herzens betreten werden: *Indien* mit seiner Eintrittspforte Pakistan im Tal des Indus.

Dieses Sichlösen von der alten Heimat, wenn es auch langsam, vielleicht auch mit Schmerzen, geschieht, ist zweifellos notwendig. Wir dürfen in dem neuen Lande nicht mit zuviel Gepäck ankommen, mit nicht zuviel altem Ballast – das ist völlig klar; wie sollen wir sonst dort richtig heimisch werden – und, noch wichtiger, den Menschen dort etwas sein? Wenn man seinen alten „Milieu-Panzer“ überall mit hinschleppt, kann man ja nicht einmal während eines kurzen Urlaubs, etwa irgendwo in Italien oder Dalmatien, sich dem neuen Lande richtig öffnen und anpassen – noch viel weniger ist es bei unserem Unternehmen angebracht. Umso mehr wollen wir eins mitnehmen, die unlösliche innere Verbindung mit unseren Lieben und Freunden zuhause, das Aneinander-Gedenken und durch die Fürbitte miteinander Verbunden bleiben, daß wir draußen dies als festen Boden unter den Füßen behalten. Vorletzte Nacht hatte ich einen Traum, der mich recht froh machte (in der

Psychotherapie gibt es Träume, die einem etwas zu sagen haben): Wir waren – wie üblich – in einem der Arztekabinen zu kurzer Aussprache und Gebetsgemeinschaft zusammen, bei der einzelne Kranke durchgesprochen und Gott befohlen werden. – Ich wachte gleich danach auf, dankbaren Herzens, daß die Gemeinschaft da war, sogar bis in die tiefen seelischen Schichten hinein.

Bombay, 10. Oktober

Fast 14 Tage sind wir nun in Bombay. Eigentlich wollten wir bei der Ankunft den indischen Boden küssen, aber es wurde nichts daraus. Die Hitze, der Dreck, die Gerüche, als Abgesandte feindlich gesinnerter Bazillen, und – nicht zu vergessen – der Zoll hinderten uns daran. Sogleich heftete er sich an die Fersen. Sehr half uns dabei ein freundlich aufklärender Brief des Konsulats, nachdem wir mit dem hierigen deutschen Generalkonsul, der sich unserer auf das freundlichste annahm, ein langes, tiefgreifendes Gespräch über die Frage gehabt hatten: Indien und die Botschaft von Jesus.

Ein Freund hatte uns vor unserer Abreise gewarnt, uns von Indien bezaubern zu lassen. Jetzt sind wir in Indien; und wie steht es nun mit der indischen Bezauberung? Ich fürchte fast, sie ist schon im Gange. Nicht, daß hier alles zauberhaft wäre. Manchmal möchte man eher das Gegenteil denken. Abends nach Sonnenuntergang, wenn man im Dunkeln nach Hause kommt, sieht man nicht wenig Leute, die auf einem Bürgersteig, besonders einem überdachten, ein Bündelchen auspacken; sie wollen dort schlafen. Hunderttausende von Obdachlosen gehören zum Bild der Vier-Millionenstadt. Dazu gehören auch die bettelnden, ewig hungernden Kinder mit den glänzenden Augen. Eine Deutsche, die öfter ins Waisenhaus geht, hat sich dort mit einem kleinen blinden Mädchen angefreundet, das immer schon auf die Tante wartet. Die Eltern hätten es selbst geblendet, damit es beim Betteln besser Mitleid erregen könnte. Solche Erfahrungen, ebenso wie die ausgesetzten Kinder, die von den Ihrigen verstoßenen oder nach Heilung wieder aufgenommenen Aussätzigen sind wohl nötig, uns selbst und der Missionsgemeinde den Blick dafür zu öffnen, daß es auch in einem so hochstehenden Lande wie Indien Heidentum, sogar ganz massives Heidentum gibt. Und doch! Manches mutet uns sehr sympathisch, sogar beschämend an, wie die bekannten Gebetsübungen der Mohammedaner (ca. 10 % aller India), die wir gestern Abend in einer herrlichen Moschee sahen. Vor unserem bescheidenen Hotel, mit dem zauberhaft schönen Blick auf das Meer und die vielen Schiffe, sehen wir oft Frauen zum Meer beten mit sehr anschaulicher Gebärde des Sichbeugens und Drehens, indem sie die Lippen bewegen und zum Schluss als Opfer Reiskörner oder dergl. ins Meer streuen. Auch an der herrlichen Kokospalmenküste weit draußen in Juhu, nahe am Flughafen, wo wir auf Einladung, und zwar zur Belohnung nach einem anstrengenden Vormittag, einen entzückenden Nachmittag am Wattmeer verlebten (mit zierlichen Krabben, die mit höchster Geschwindigkeit in ihren winzigen Löchern verschwanden) – erschienen eine Anzahl Frauen mit schönen Saris und stellten ihre Opfergaben mit entsprechenden Gebärden in das hereinflutende Meer.



Begrüßung der
beiden deutschen
Schwestern in
Amgaon.
Maria Schatz

Ursula von Lingen



Indien fragt nach Gott — brünstiger, leidenschaftlicher vielleicht als das alte Europa. Aber wird es auch willig und bereit sein, die Antwort zu hören, die in Ost und West, in Süd und Nord dieselbe ist: die frohe Botschaft von Jesus Christus, in dem Gott für uns Menschen Mensch geworden ist?

Wir verlassen Bombay, um quer durch Indien zu fahren und mit unserem Dienst in der Goßner-Kirche zu beginnen. Wird man auch aus unserem Dienst an den Kranken im Missionshospital Amgaon diese Antwort heraushören?

Amgaon, 12. Oktober

Die Sonne geht gerade auf, die beste Zeit, das Reisetagebuch abzuschließen und auch allen lieben Freunden frohen Herzens die Ankunft am Ziel mitzuteilen. Wie bis zur Landung in Indien, so half Gott uns auch auf der Fahrt ins Inland, so daß sich alle, auch die erheblichen Transportschwierigkeiten (15 kleinere, 15 zum Teil sehr große Stücke) lösen ließen. Allein hätten wir es nie geschafft; in Bombay half uns ein tüchtiger Agent, und nach einer schönen Fahrt quer durch Indien hindurch, 1½ Tage in einem herrlichen Abteil mit Klimaanlage, empfing uns schon eine Station vor Rourkela unser lieber Pastor Dr. Peusch um Mitternacht, nachdem er bereits 12 Stunden auf uns gewartet hatte. Die drei Tage in seinem gastlichen Haus bleiben uns in schönster Erinnerung, bis am 10. X. frühmorgens der letzte Aufbruch mit

zwei Autos erfolgte. Nach drei Stunden sehr guten Weges der erste Übergang über „unseren“ Brahmani-fluß! Kleine Ruhepause unter einem riesigen Baum, auf dem sich eine Schar Störche ausruhte. In der glühenden Sonne sodann doppelter Reifenwechsel, bei dem sich unsere Tochter und künftige Fahrerin den ersten Orden verdiente. Dann langes Warten, bis unser kleineres Gepäck im Boot verstaut war (das große kommt in sechs Wochen nach, sobald das Auto wieder durchfahren kann) und wir den breiten, vom Hochwasser noch gestauten Strom überqueren konnten. Dort hat uns der Maharaja zwei Jeeps gestellt, auf denen wir wohlgeputzt, wenn auch unter Zurücklassung von drei Kisten, bis zur nächsten Brahmanischleife über durchaus „afrikanische“ Wege stolpern. Wieder alles herunter, bei noch heißerer Sonne mühsam und mit wenigen Helfern das Boot beladen, das diesmal zweimal fahren mußte, alles unter sachkundiger Leitung unseres lieben Ehepaars Peusch, das alles so mühevoll organisiert hatte. Jetzt gab es keine Autos mehr, und so zogen wir denn, nunmehr ganz indischi, auf vier winzigen Ochsenkarren, die nur mühsam unsere stolze Habe bewältigten, nach Überwindung einiger Wässerchen im Dunkeln in Amgaon ein. Dort wurden wir von unseren lieben Schwestern, die trotz ihrer vielen Arbeit uns das Haus so schön hergerichtet hatten, und der kleinen Schar der indischen Mitarbeiter mit dem Lied „Lobe den Herrn“ empfangen. Wir stimmten bewegten Herzens ein.

Ein Tagebuch-Bericht aus Amgaon

Amgaon, 9. 9. 1960

Diesmal gebe ich Euch einen „Tagebuch-Bericht“, dann seht Ihr am besten, wie ich meine Tage zubringe: Vorgestern bei Morgengrauen kamen Leute aus dem Christendorf Kumargari und holten mich zu einem kleinen Mädchen. Ein wunderbarer Marsch durch Schlamm und Wasser! Aber das Kind war wirklich schwerkrank, und ich ließ es auf einer Pritsche ins Hospital tragen, wo noch mehr Medizin war, als ich in meiner kleinen Tasche hatte. Leider half nichts mehr, und die Kleine starb 6 Stunden später. Am Abend gingen wir alle zusammen zur Beerdigung in der Nähe des Dorfes. Als ich nach der Rückkehr die Kinder versorgte und im Bett hatte und auch die Patienten im Hospital ihre Schlaftabletten hatten, standen plötzlich vier Männer vor der Verandatür: „Wir sind mit dem Boot über den Fluß gekommen, dich zu holen! Die Frau kann ihr Kind nicht bekommen! Du mußt helfen!“ Es war mir etwas unheimlich, jetzt mitten in der Nacht über den Fluß zu

Schwester
Ilse Martin
Peterle
Schwester
Ursula v. Lingen



Mit dem Einbaum über den Brahmani-fluß

setzen, und ich bat unsere Bina mitzugehen, und in wenigen Minuten stiegen wir los. Gleich auf dem Rutsch zu dem Fluß hinunter machte ich eine Sturzlandung! Das Boot war etwa 60 cm breit, und Bina ließ mehrere Angstschreie los, wenn es so wackelte. Dabei war es ganz dunkel. Auf der anderen Seite begann ein Fußmarsch von etwa einer Meile durch Morast, Bäche und kleine Flüsse! Es war wirklich



Das Flussbett des Brahmani in der heißen Zeit — nichts als Sand

eine äußerst komische Reise, und ab und zu rief mich Bina zurück, wenn ihr Schuh steckengeblieben war, denn ich trug die Laterne!

Als wir in dem schlafenden Dorf ankamen, war es eine halbe Stunde bis Mitternacht. Die Frau war wirklich in großer Not, und auch ich wußte nicht, wie dieses Kind lebend geboren werden könnte. Nach einigen Versuchen wurde mir klar, daß es jetzt ein Kampf um das Leben der Mutter war. Sie hatte noch 6 andere Kinder. Wenn meine Hebammenlehrer in Edinburgh mich hier beim Operieren gesehen hätten, mit diesen Mitteln! — Schließlich verließen wir die sehr, sehr dankbare Mutter und ihre Familie und traten mit unseren 4 Begleitern wieder den Rückweg an. Um 3.30 Uhr hielt der kleine Einbaum direkt vor der Treppe zu unserem Haus. Schnell noch eine Stunde ins Bett! Um 5 Uhr stand Peter wieder neben mir: „Steh auf! Frühstück!“ — Die Arbeit im Hospital hielt mich wach, aber ich freute mich sehr auf den Nachmittagsschlummer! Pustekuchen! Die Kinder waren gefüttert und im Bett, da kam einer aus Amgaon: „Komm schnell zu meiner Frau!“ Wieder eine Entbindung. Diesmal ein gesunder Junge. Doch mit Schlafen war es aus. Drei Tassen Kaffee und wieder ins Hospital! Nun hoffte ich auf die Nacht. Oh, süße Hoffnung! Der Kleine schlief sonst gut, jetzt fing er an zu husten und zu weinen, und ich stand ein paarmal auf, trug ihn im Zimmer auf und ab, gab ihm Hustenmedizin usw. Doktor, Hebamme, Verwalter, Mutter, Mädchen für alles! Alles macht mir Freude, und auch wenn ich müde bin, weiß ich warum. Wenn nur die Leute vernünftiger wären und nicht so böse! Heute haben einige aus Amgaon eine Büffelherde gegen den Zaun des Hospitalgrundstücks gejagt und ihn dadurch mitsamt den Backsteinpfählen eingerissen, direkt neben dem weit offenen Tor! Auf der anderen Seite hatten sie das gleiche Spiel

schon zu Schwester Ilse's Zeiten getrieben. Warum sind die Menschen so boshart? Dabei geht man zu ihnen Tag und Nacht, wenn sie einen brauchen. Und auch im Hospital war mir heute zum Weinen. Ein Patient mit einer schweren Tbc beschloß mit einer Injektion wieder wegzugehen! Dabei hustete er in die Gegend, daß es einem Angst dabei wurde. Wann fangen die Leute an zu glauben, daß man es nur gut mit ihnen meint? Was kann man da schon machen? Obgleich mir heute zum ersten Mal in Amgaon wegen Amgaon die Tränen kamen, ist die Arbeit schön um der wenigen willen, die hören können und tun, was man ihnen sagt, und deshalb auch oft sehr dankbar wieder nach Hause gehen. Und es geschieht so manches Lustige, und die meisten haben einen drolligen Humor. Mit denen verstehe ich mich am besten. Kommt da ein alter Burdha mit seiner Frau an. Nach langem Hin und Her („Was fehlt dir?“ — „Das mußt du doch wissen, darum bin ich doch kommen.“ — „Hast du Schmerzen?“ — „Hör doch mit deinem Rohr, dann wirst du schon hören, ob ich Schmerzen habe.“ usw.) kam heraus, daß die Frau eine Dysenterie hatte. Aber warum sie Stuhl bringen sollte zur Untersuchung, das ging ihr nicht ein. Schließlich gab sie widerwillig nach, und sie hatte ein ganz besonders „schönes“ Ergebnis. Ich ließ den Burdha ins Mikroskop gucken und hörte, wie er nachher seiner Frau von den schrecklichen Biestern erzählte, die in ihrem Bauch herumliefen! Die beiden Alten waren wirklich spaßig und haben nachher auch willig alle Behandlung über sich ergehen lassen und sind zufrieden nach Hause gegangen. — Heute früh saß einer mit einer bösen Infektion am Bein auf der Veranda des Hospitals. Er war sonst immer im Bett. „Warum bist Du aufgestanden?“ fragte unser Verwalter. „Ich wollte doch bei Eurer Andacht zuhören, und Euer Lied war so schön. Im Zimmer kann ich gar nicht richtig hören!“ — Solche Erlebnisse, die wir immer wieder haben, machen uns Mut.

Maria Schatz

Dienst im Außendorf



Oekumenische Jugendarbeit der Goßner-Mission in der DDR

»Die Ortsgemeinde in einer mündigen Welt«, das war das Thema, unter dem wir Ostern für 7 Tage in Berlin zusammengekommen waren. »Wir«, das waren 90 junge Leute, Studenten und Berufstätige, aus 10 Nationen und beinahe ebenso vielen Konfessionen. Zum Teil kannten wir uns schon von der Teilnahme an einem oder mehreren Oekumenischen Aufbaula-

gern in Berlin; viele waren aber zum ersten Mal in diesem Kreis. Neben dem Erlebnis dieser wunderbaren weltweiten Gemeinschaft war es also obiges Thema, um das es ging. Wir hörten Vorträge und Bibelarbeiten dazu und diskutierten miteinander. Bei dem, was ein jeder aus seiner Heimatgemeinde berichtete, machten wir in der Hauptsache folgende Feststellung:



Ökumenisches Arbeitslager in Herrnhut

Morgenandacht

Die Gemeinde steht überall ein wenig abseits von der Welt, sie tritt nur noch an besonderen Schnittpunkten des Lebens in Erscheinung und trifft nicht mehr den Menschen in seinem Alltag. Wie aber ist das möglich, wo Gott doch gerade die Welt liebt (Joh. 3, 16) und Christus, der das Haupt der Gemeinde ist, mitten in die Welt hineingegangen ist? Wir wollen, wenn wir über ein solches Thema reden, keine Revolutionäre sein und gegen unsere Kirchen mit all ihren Traditionen rebellieren; aber wir wollen uns sehr ernsthaft unter diesem Thema fragen: Was Gott heute, von uns, in aller Welt, will? Wo ist unser Platz und unsere Aufgabe als Gemeinde in dieser Welt?

Pfarrer Marquardt (Studentenpfarrer an der Freien Universität Berlin), der uns das Hauptreferat hielt, machte uns deutlich, daß Kirche und Welt sich nicht getrennt gegenüber stehen, sondern die Kirche in der Welt ist, eben weil Gott die Welt liebt. »Und deshalb soll also in der Kirche nicht selbstsüchtig gelitten werden, sondern die Kirche soll leiden, wo in der Welt gelitten wird. Die Kirche soll Taten tun, aber auch da, wo sonst Taten getan werden und Taten zu tun sind: sie soll keine besonderen Taten tun. Und schließlich soll die Kirche hoffen, wo gehofft wird. Sie soll Hoffnung für die Welt haben und eben diese Hoffnung weltlich plausibel, vernehmbar und verständlich machen.«

Aber wie verwirklicht nun das die Kindergärtnerin aus Dänemark, der Mathematikstudent aus Holland, die Krankenschwester aus der Schweiz, der junge Lehrer aus der Bundesrepublik oder aus Australien, der junge Pastor aus Finnland, der Maschinenbaustudent aus Indonesien, der Ingenieur aus der Deutschen Demokratischen Republik? Manche Antwort und mancher Hinweis wurden in den Gruppengesprächen gefunden, viele Fragen jedoch blieben offen. Eines aber war am Schluß allen deutlich: Wir dürfen nicht zur Ruhe kommen über dieser Frage. Wir sind mitverantwortlich für unsere Gemeinden, in unserer Welt. Und wir wollen uns dieser Verantwortung stellen, so gut wir es können. Und zusammen, mit allen gelösten und ungelösten Fragen, nahmen wir noch die eine Erfahrung mit nach Hause in alle Welt: Es geht nicht allein! Es geht nur in Gemeinschaft! *Ein Christ – ist kein Christ!*

Um das Gespräch über die Gemeinde auch bei uns in der DDR weiterzuführen, haben wir zu 4 Ökumenischen Aufbaulagern nach Berlin, Dresden, Herrnhut

und Sülztorf bei Schwerin eingeladen. Es ist ja nicht sehr schwer, in einem Kreis von Gleichgesinnten, in dem geschlossenen Raum »Kirche«, über eine solche Sache zu reden. Die Worte gehen mühelos von den Lippen, sind aber doch oft allzuleicht dahingesagt. Wenn man aber einmal in seinen Ferien versucht, das alles, worüber man sonst nur redet, durch praktische, einfache, unbezahlte Arbeit zum Ausdruck zu bringen, wenn der Rücken wehtut und die Hände voller Blasen sind, wenn man müde und abgespannt ist von schwerer, ungewohnter körperlicher Anstrengung; dann geht das Gespräch nicht mehr so leicht, wird dafür aber oft tiefer und konkreter. Auch die Gemeinschaft wird durch die gemeinsame Arbeit zu einem Stück wirklicher Lebensgemeinschaft, die auch dann noch, wenn das Lager längst zu Ende ist, fortbesteht. Viele lächeln ein wenig darüber, wenn wir unsere Lager »Ökumenische Aufbaulager« nennen und dabei doch nur »unter uns«, d. h. junge Leute aus der DDR, sind. Aber wir sind dessen ganz gewiß, daß auch wir dazugehören: zu der großen weltweiten Gemeinde Jesu Christi. Ökumene heißt ja: Mit der ganzen Kirche für die ganze Welt! Und gerade das versuchen wir in unserer Welt ein wenig zu praktizieren.

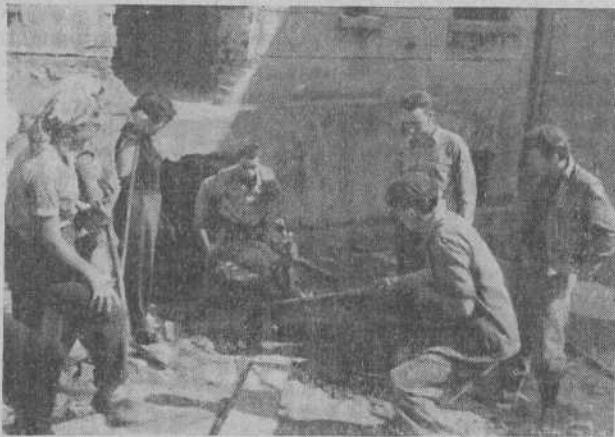
Im Demokratischen Berlin hat eine kleine Gruppe mit 10 Teilnehmern in einer Anstalt der Inneren Mission gearbeitet. Die Mädchen haben in einem Alters- und Kinderheim den Schwestern geholfen, da auf den meisten Stationen zur Zeit sehr viele Kräfte fehlen. Die Männer haben Aufräumungsarbeiten im Gelände gemacht und einen Kinderspielplatz angelegt. Es ging bei diesem Lager nicht um ein besonderes, abschließendes Projekt, von dem man am Ende sagen könnte: Seht, das haben wir gemacht! Es ging um kleine, bescheidene Hilfsdienste auf den Stationen und darum, auch einmal diese schwere und in unserer Zeit so wenig gefragte Arbeit kennenzulernen.

In Dresden wurde eine Kirchenruine, die unter Denkmalschutz steht, entrückert. Die 20 Teilnehmer standen dieser Sache zuerst sehr skeptisch gegenüber. Die Gemeinde hatte bisher keinen Mut, an dieses große Projekt heranzugehen. In der Kirche selbst und in luftiger Höhe, auf den Umfassungsmauern, wuchsen schon große Bäume. –

Die Lagerteilnehmer wollten durch ihre Arbeit

Oberkonsistorialrat Andler,
Vorsitzender des Kuratoriums der Gossner-Mission in der DDR





Entrümmerung der Kirchenruine



Wolf-Dietrich Gutsch im Gespräch mit ökumenischen Gästen

keine Kirchenruine erhalten, sondern vielmehr der Gemeinde eine persönliche Hilfe leisten. Und dann bekam die Gemeinde, als sie hörte, daß Hilfe kommt, doch Mut und hat mit dem Ausbau des zum Teil erhaltengebliebenen Kirchturms begonnen und neue Räume geschaffen, die vom Lager als Schlaf- und Tagesräume benutzt werden konnten. Dann haben jeden Sonnabend etwa 50 Gemeindeglieder bei der Entrümmerung ihrer Kirchenruine tüchtig mitgeholfen.

In Herrnhut galt es zunächst, der Brüdergemeine zu helfen. Die Ruine des ehemaligen Brüderhauses wurde entrückert. Aber bald hatten die 17 Lagerteilnehmer Gelegenheit, zu zeigen, daß es darum geht, dort zu helfen, wo Hilfe nötig ist. So arbeiteten sie bei der Einbringung der Ernte mit, die durch ungünstige Witterung gefährdet war. In der letzten Woche führten sie Ausschachtungsarbeiten für den Bau einer Turnhalle durch. Auch hier nahm die Gemeinde am Lager regen Anteil. Das zeigte sich beim Gemeindeabend und besonders bei vielen Begegnungen und Gesprächen mit Gemeindegliedern. Es war ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Für die meisten Lagerteilnehmer war das Leben der Herrnhuter Brüdergemeine neu. Es gab manchen Anlaß zum Nachdenken über das eigene Gemeindeleben.

Ein großes Ereignis für das ganze Dorf war das Oekumenische Aufbaulager in Sülsdorf bei Schwerin (Mecklenburg). Die 10 Lagerteilnehmer, die im Pfarrhaus wohnten und in der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft harte Feldarbeit leisteten, waren überall als dem »Preister sin Lüd« bekannt; denn der Ortsfarrer zog mit ihnen täglich zur Arbeit aufs Feld. Das gute Miteinander von Gemeinde und Lager kam besonders dadurch zum Ausdruck, daß sich die Landarbeiter und viele Gemeindeglieder mit den Lagerteilnehmern, da die Küche der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft gerade umgebaut wurde, zu gemeinsamer Mahlzeit im Pfarrhaus einfanden.

Wir alle, die wir in einem dieser 4 Oekumenischen Aufbaulager in der DDR mitgearbeitet haben, konnten in dieser Gemeinschaft entdecken, daß Gott nicht irgendwo am Rande der Welt hinredet, sondern mitten in die Welt hinein – d.h. mitten in unseren Alltag, unsere Arbeit und unsere Umgebung hinein, – und daß er für uns als Christen, als Gemeinde, einen großen weiten Raum in dieser Welt schafft.

Manch einer von uns hat nun vielleicht auch den Ort in seiner Heimatgemeinde entdeckt, an dem er seine Verantwortung wahrzunehmen hat. *Eva Heinicke*

UNSER GEBURTSTAGSKALENDER

Wir geben unserem Freundekreis aus bewegtem Herzen und mit Lob und Dank gegen Gott die freudige Nachricht weiter, daß unser Kuratoriumsmitglied, *Superintendent D. Dr. theol. Theodor Brandt, Bad Salzuflen*, nach langer, schwerer Krankheit durch Gottes wunderbare Hilfe wieder genesen ist. Er durfte am 9. November d. J. seinen 70. Geburtstag begehen. Aus diesem Anlaß wurde ihm die Würde eines theologischen Doktors durch die Universität Münster verliehen.

Wir haben dem Jubilar im besonderen auch dafür zu danken, daß er bereits vier indische Schwestern aus der Goßner-Kirche in die von ihm und seiner Frau geleitete Bibelschule in Salzuflen aufgenommen



und väterlich betreut hat. Es handelt sich dabei um Parakleta Khess, Daisy Hemrom, Bahalen Bagé und Seteng Hapadgara. Die drei letztgenannten stehen jetzt ihrerseits als Lehrerinnen im Dienste unserer indischen Bibelschule, der Tabita-Schule in Govindpur. Wir hoffen, daß die Goßner-Kirche auch in Zukunft Schülerinnen nach Bad Salzuflen schicken wird, in der Gewißheit, daß sie dort in der rechten Weise für den Dienst in ihrer Heimatkirche zugerüstet werden.

Wir gedenken unseres treuen Mitarbeiters und Bruders *Theodor Brandt* anlässlich seines Geburtstages in dankbarer Fürbitte und wünschen ihm und den Seinen Gottes Beistand und Segen. *L.*



Begrüßung von Ehepaar Thiel in Chaibasa



Bauingenieur Werner Thiel mit seinem VW-Bus in Indien

Nachrichten FÜR UNSEREN FREUNDESKRIS

1. Die neue Leitung der Goßner-Kirche

Die in der neuen Verfassung vorgesehenen Wahlen wurden in allen 4 Sprengeln (Anchal) der Goßner-Kirche, zuletzt im Nord-West-Sprengel, durchgeführt und fanden ihren Abschluß in der Wahl der 4 »Landessuperintendenten« (Adhyaksch):

für Assam: Pastor *M. Hemrom* (Munda),
für Orissa: Pastor *C. B. Aind* (Munda),
für den Süd-West/Sprengel: Pastor Dr. *M. Bage* (Munda),
für den Nord-West/Sprengel: Pastor *Joel Lakra* (Uraon).

Nach der Verfassung haben die 4 Landessuperintendenten aus ihrer Mitte den Präsidenten der Gesamtkirche (Pramukh-Adhyaksh) und den Vizepräsidenten (Up-Pramukh-Adhyaksh) zu wählen. Die Wahl ging nicht ohne Schwierigkeiten vor sich, so daß der auch in der Verfassung vorgesehene Ausweg beschritten werden mußte: Wahl durch das Los. Das Los fiel auf den Repräsentanten der Minderheit (Uraons): Pastor *Joel Lakra*, der bereits früher dreimal hintereinander Präsident der Goßner-Kirche war und auch der deutschen Missionsgemeinde durch seine Besuche nach dem Kriege wohlbekannt ist. Wie wir hören, nehmen die verschiedenen Kirchengruppen in der Goßner-Kirche seine Wiederwahl aus Gottes Hand.

Vizepräsident der Goßner-Kirche wurde Dr. *Bage*.

Der Vorsitzende des Kuratoriums, Kirchenrat Dr. *Berg*, und Missionsdirektor *Lokies* haben Pastor *Joel Lakra* die Grüße und Segenswünsche der Goßner-Mission übermittelt.

Gleichzeitig wurde in Ranchi eine neue Kirchenleitung gebildet. Mit den wichtigsten Ämtern im Büro der Kirchenleitung wurden dieselben Männer betraut wie in der alten Kirchenleitung (Church Council):

Als Secretary (Geschäftsführer) *N. E. Horo*, als Treasurer (Schatzmeister) *C. M. Horo*.

Wer etwas davon weiß, wie stark die Gegensätze während der letzten Jahre gerade zwischen diesen beiden Männern und dem jetzigen neugewählten Präsidenten der Goßner-Kirche gewesen sind, wird dies als ein gutes Zeichen für die Zukunft auffassen.

Wir aber wollen alle indischen Brüder, die seit dem 1. November dieses Jahres zur Kirchenleitung gehören, in unsere Fürbitte hineinnehmen und unablässig dafür beten, daß der Goßner-Kirche die neugeschenkte Einheit und der Friede erhalten bleiben.

2. Die Entwicklungsarbeit der Goßner-Kirche

Wir dürfen allen unseren Mitarbeitern und Helfern die gute Nachricht zugehen lassen, daß alle in diesem Jahre aus Deutschland ausgesandten Brüder und Schwestern nach guter Fahrt am Ort ihrer zukünftigen Arbeit angelangt sind:

Dr. *Gründler* mit Frau und Tochter im Missions-hospital Amgaon, wo sie beide Schwestern, *Ursula von Lingen* und *Maria Schatz*, in voller Tätigkeit vorfinden; Bauingenieur *Thiel* mit seiner Frau in Chaibasa; Dr. *Junghans* mit seiner Frau (vorläufig) in Ranchi und die beiden indischen Lehrerinnen *Seteng Hapadgara* und *Bahalen Bage* in Govindpur.

Große Schwierigkeiten bereiteten – sowohl in Bombay wie auch in Calcutta – die Zoll- und Transportfragen. Sie wurden durch die freundliche Unterstützung der Deutschen Generalkonsulate in beiden Städten und vor allem auch durch den fürsorglichen Einsatz und die geschickte Beratung unserer beiden Brüder Pastor Dr. *Peusch-Rourkela* und Pastor *Kloss-Ranchi* überwunden, deren Indien-Erfahrung den neuangekommenen Missionsgeschwistern zugute kam.

Und dann ging alles schneller voran, als wir es je

Welches ist der nächste Schritt?

Arbeitsbesprechung zwischen Dr. *Bage* und Ing. *Thiel*



Besichtigung des Bauplatzes für eine Handwerkerschule in Khunti



erwartet hatten. Der ganze landwirtschaftliche Maschinenpark, den die Goßner-Mission mit Hilfe der Sammlung »Brot für die Welt« nach Indien verfrachtet hatte, wurde von den deutschen und indischen Regierungsstellen in Calcutta festgehalten, um zunächst auf der bisher größten landwirtschaftlichen Ausstellung Indiens, die am 24. Dezember d. J. eröffnet wird, unter dem Namen der Goßner-Kirche zur Schau gestellt zu werden. Die Brüder Dr. *Jungbans* und Ing. *Thiel* werden die aus Deutschland neu eingeführten Maschinen vorführen. Dafür ist ihnen außer zwei Ausstellungsgebäuden der geräumigste Platz innerhalb des Ausstellungsgeländes zugeteilt worden. Auf diese Weise kommen unsere beiden Brüder mit den wichtigsten zuständigen Behörden und Interessenten in einen guten Kontakt, der für ihre spätere Arbeit von größter Bedeutung sein kann. Außerdem erhalten sie nach Schluß der Ausstellung die beiden erwähnten Bauten mitsamt dem ganzen Material zur eigenen Verwendung als Geschenk (im Wert von rund 20.000.— Rupies).

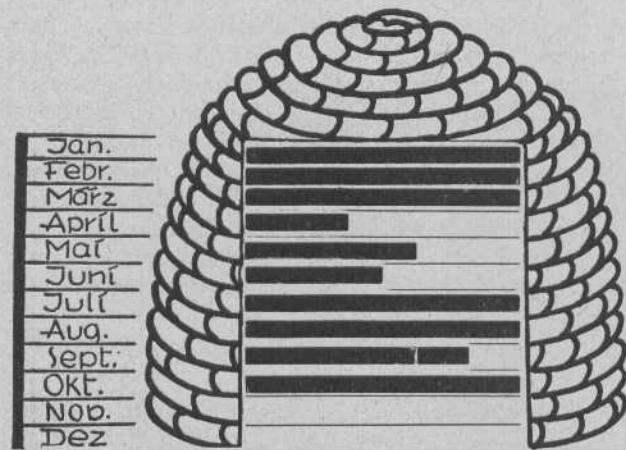
Inzwischen aber haben sowohl Dr. *Jungbans* wie auch Bau-Ing. *Thiel* das Gebiet der Goßner-Kirche aufgesucht. Sie sind von der neuen Kirchenleitung aufs freundlichste begrüßt worden. Als Standort für die geplante Musterfarm ist nach eingehender Be-

sichtigung die Gemeinde Khutitoli endgültig bestimmt. Dr. *Jungbans* wird nach Beendigung der Ausstellung in Calcutta zusammen mit seiner Frau dort hin übersiedeln und die Arbeit in Angriff nehmen. Zu einem schnellen Einsatz nötigt ihn auch die Lage, die ihm bei der Gewährung von Zollvergünstigungen in Calcutta gemacht wurde: nach Ablauf von sechs Monaten den Nachweis zu erbringen, daß die Produktion in Gang gekommen ist. Aus diesem Grunde, und um so schnell wie möglich in den Produktionsprozeß einzusteigen, hat sich Dr. *Jungbans* entschlossen, zunächst Hühnerfarmen anzulegen. Das dafür erforderliche Material hat er mit Hilfe von Dr. *Peusch* schon in Rourkela eingekauft.

Zu gleicher Zeit haben die beiden Brüder *Thiel* und Dr. *Jungbans* zusammen mit Vizepräsident Dr. *Bage* die Gründung einer Handwerkerschule in Khunti in Aussicht genommen; den Auftrag für diesen Arbeitszweig erhält Bruder *Thiel*.

Der Landbesitz der Goßner-Kirche in Khunti erscheint für diesen Zweck ausreichend und ist verkehrsmäßig – in der Nähe von Ranchi – überaus günstig gelegen. Auch hier kommt die Arbeit schnell in Gang. Es ist geplant, daß Bruder *Thiel* später nach Khunti übersiedelt und die Leitung der neu aufzubauenden Handwerkerschule übernimmt. *Lokies*

Auch in diesem Jahr ist die evangelische Christenheit Deutschlands zu einem Weihnachtssopfer BROT FÜR DIE WELT aufgerufen worden. Noch immer sind viele Millionen Menschen in Asien, Afrika, Südamerika und selbst in den südlichen Randgebieten Europas vom Hunger, von Armut und von Krankheiten geplagt. Zwar wurden aus dem vorjährigen Aufkommen der Aktion in Höhe von rund 19.5 Millionen DM bereits 79 Projekte in aller Welt begonnen, darunter unsere Landwirtschaftsschule mit Musterfarm in Khutitoli (100.000 DM) und die Erweiterung unseres Hospitals in Amgaon (85.000 DM). Doch angesichts der furchtbaren Ausmaße des Elends draußen genügt eine einmalige Sammlung nicht. Deshalb werden sich die evangelischen Christen unseres Landes zu Weihnachten wieder zusammentun, um den fernen Nächsten zu helfen. Auch wir wollen uns in unseren Gemeinden kräftig an dieser segensreichen Aktion beteiligen.



Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 31. Oktober 1960

betrugen 250000,— DM

sie beträgt 213 233.93 DM

Wir haben zu wenig

gesammelt 36766.07 DM

Unser Gabenkonto:

Goßnersche Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 52050 beim Postscheckamt Berlin-West für Goßnersche Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Goßnersche Missionsgesellschaft Mainz-Kastel

1961

Heft 1-4

GOSSNERS MISSIONSBLATT - DIE BIENE AUF DEM
MISSIONSFELDE
Jahrgang 1961 Inhaltsübersicht

I. Auslegung der Schrift, Stärkung des Glaubens und dgl.

Herr, lehre uns beten (Goßnerworte über das Gebet, mit dem Faksimile eines neuentdeckten Briefes)	1/2
Der veruntreute Himmel; Joh. 1,51 (Lokies)	1/9
In Christus -eine neue Kreatur; eine Osterbetrachtung über 2.Kor. 5,15 (Lokies)	2/11f.
"Er redet gewissermassen marschierende Kolonnen an" (W. Freytag)	2/2
Das Wunder der Mission; Luk. 5,1-10 (Lokies)	4/2
Ist eine Wasserleitung nur eine technische Hilfe? (W.Freytag)	3/10
Unter neuen Fahnen (Lied; H.Lokies)	6/2
Das hohe Lied der Liebe eines Indienmissionars (B.Levai)	6/3
Missionslied (H.Lokies)	6/28

II. Allgemeine Aufsätze

Theodor Jaeckel: Was sagt das neue Testament über Eigentum?	1/17
Christian Berg: Äussere Mission und ökumenische Diakonie	2/6
Heinz Fleischhack: Es geht uns um den Menschen	3/2-5
Theodor Jaeckel: Probleme der Industrialisierung Asiens	3/12-14

III. Aus der Geschichte

12.Dezember 1836 - 12.-Dezember 1961: 125 Jahre Goßnermission	Dez.Heft 6
	=Jubiläumsheft
Hellmuth Frey: Johannes Goßner als Amtsleger d.Neuen Testamentes	6/4-6
Hans Lokies: Hören und gehorchen. Ein Jubiläumsbericht	6/7-17
Wilhelm Jannasch: Der Goßnersaal	6/17f.
Wulf Thiel und Oskar Hammelsbeck: Das Katechetische Seminar der Bekennenden Kirche im Goßner-Haus	6/19-21
Mathilde Petri: Erinnerungen	6/21f.
Charlotte Reuter: Erinnerungen	6/22f.
Horst Symanowsky: Ein Zehntel von 125 Jahren	6/23-25
Bruno Schottstädt: Funktionsstelle der Kirche	6/26-28

IV. Indien

Heinz Junghans: Indiens erste landwirtschaftliche Ausstellung in Kalkutta	1/4-8
Din Dayal: Der Protestantismus im Rückzug angesichts der offenen Türen in Indien	2/3-5
Anny Diller: Die indische Frau im modernen Indien	2/7f.
E.Peusch: Kirchliche Arbeit in einem Entwicklungsland - Erfahrungen, Möglichkeiten, Forderungen	4/3-8
Christoph Gründler: Indisches Tagebuch	4/11-13
Hedwig Schmidt: Die Ramakrishna-Mission	5/5-7

V. Goßner-Kirche und Goßner-Mission in Indien

Schreiben des Generalkonsuls Klaus Curtius an Missionsdirektor Lokies	1/3
Santosh Surin: Die Missionsarbeit der Goßner-Kirche	1/10-12
Letzte Nachricht aus Kalkutta (W.Thiel und K.H.Junghans über den Stand d.Goßner-Kirche auf der landwirtschaftlichen Ausstellung)	1/8

Nachricht: Die Aufbauarbeit der Gossner-Kirche in Indien	2/18f.
Bernhard Ohse: Mit' Brof für die Welt' in Indien	6/30-35
Dr.Meyer: Rundbrief an alle Teilnehmer der Neu-Delhi-Konferenz, die im Anschluss daran die Goßner-Kirche besuchen	6/29
Sitzung der Ökumenischen Kommission	6/37

Landwirtschaftliches Zentrum Khutitolis

Heinz Junghans: Neuanfang in Khutitolis	3/6-10
Kurzbericht und Zahlen über vier Monate aufbauarbeit "Brot für die Welt" (Besuche von Dr.Ohse, Zuteilung von Mitteln für K. und Phudi (s.u.))	4/18f.
Nachricht	4/20 6/37

Technisches Zentrum in Phudi

Vorbereitendes Arbeitslager der Jugend	3/17
Bitte um Mitarbeiter	4/20
Nachricht und Bitte um Mitarbeiter	5/15
Nachricht	6/37

Ärztliche Mission

Ursula v.Lingen: Bericht über eine Dörferfahrt	1/13f.
Marlies Gründler: Mit dem VW-Ambulanz-Wagen unterwegs	4/9f.
Ursula v.Lingen: Unterwegs zu Rad und Fuss	5/9-12
Nachrichten aus Amgaon	2/19 3/17f.

Bibelschule Tabita

Hedwig Schmidt: Geschichten aus Tabita	2/9f.
Dies: Man schreibt uns aus Tabita (Briefe von Santoshi Horo, Hausmutter, ehemals Hauptbiblfrau; Seteng Happadgara, Reisedienst; Daisy Hemron, in der Leitung von Tabita)	3/11f.
-Dies.: Nachrichten aus Tabita (aus Briefen von Santoshi Horo. Daisy Hermon, Seteng Happadgara und Bahalen Bage	5/7-9

Katechistenseminar in Govindpur

Einweihung	1/19
------------	------

Einzelne Gemeinden

Jarakudar (Bau eines Rüstzeitenheimes)	1/19
Koronjo (75jähriges Jubiläum)	1/19
Khutitolis (Neuordnung der Gemeinde)	4/19

VI. Aus der Arbeit in Mainz- Kastel

Morst Symanowski: Bei der Gossner-Mission in Mainz-Kastel am Rhein	1/15f.
Ders.: Ein Goßner-Sonntag in Mainz-Kastel am Rhein	2/12-14
Ritter/Günneberg: Auf den Spuren des Industriearbeiters. A.s der Arbeit des Seminars für Kirchlichen Dienst in der Industrie (s.auch unter II: Ein Zehntel von 125 Jahren)	3/15f.

VII. Aus der Arbeit in der DDR

Herbert Vetter: Kirchenmusikalische Bibelrüstzeiten in der DDR	1/18
B.Starbuck: Eine Ost-West-Begegnung bei der Goßner-Mission in Ost-Berlin	2/15-17
Nachricht aus der Arbeit	3/18
Martin Ziegler: Warum Pastorenarbeitslager (siehe auch unter II: Funktionsstelle der Kirche)	4/14

VIII. Nachrichten und Berichte

Nachrichten für unseren Freundeskreis	1/19f. 2/18f. 3/17f. 4/17f. 5/12-15
Wintérmissionsfest in Wolfsburg (W.Riedl)	1/20
Unser "Bohnenfeld" (Erlebnisbericht aus Philadelphia von Hedwig v. Lingen)	3/19f.
5 unvergessliche Minuten (Hedw. v.Lingen)	6/40

IX. Personen

Schwester Anny Diller (60. Geburtstag)	1/19
Landessup. i.R. Elster (85. Geburtstag)	4/15-17
Dr. Christian Berg (Auszüge aus seinem Schrifttum)	5/2-4
Dr. Christian Berg (Berufung zum Missionsdirektor)	5/12f.
Pastor Horst Symanowski (50. Geburtstag)	5/13f.
Konsistorialrat Drescher (80. Geburtstag)	6/38
Landessup. i.R. Elster (Todesnachricht).	6/38

Aussendungen

Hedwig Schmidt (Neuaussendung)	5/14
Geflügelzuchtmeisterin Gunnhild Erler	5/14
Starkstromelektriker Horst Müller	5/14

X. Gabensammlung

Übersichten 1/20 2/20 3/20 4/20 5/16 6/40

Gossner Missionenblatt



Berlin, Februar 1961 (Nr. 1)

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Gegründet 1834



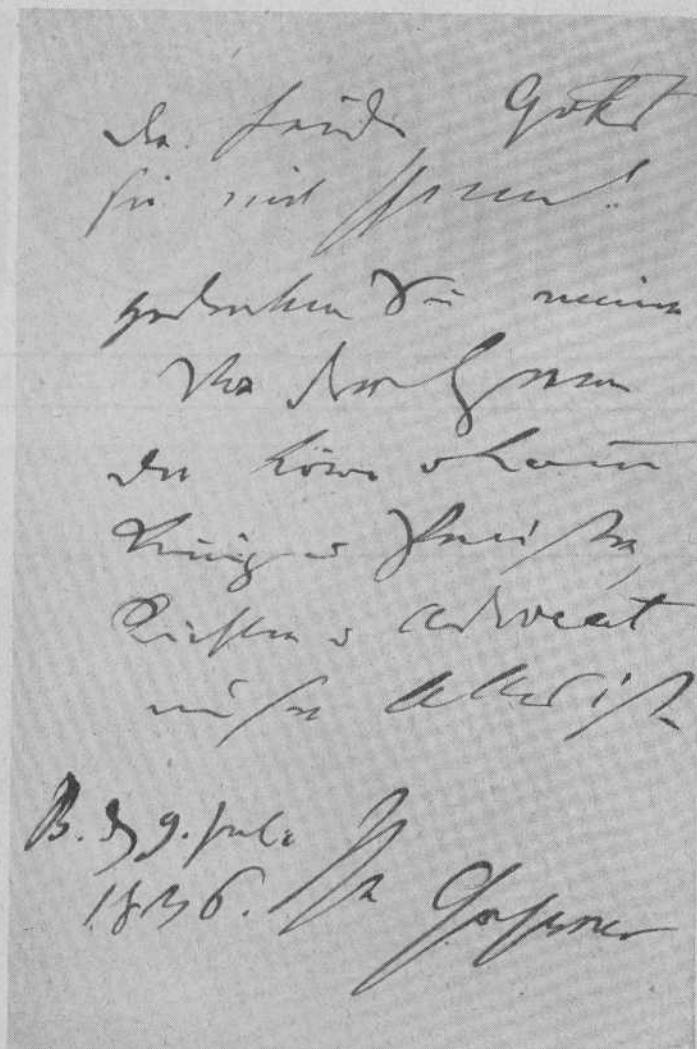


„Der Friede Gottes sei mit Ihnen!

Gedenken Sie meiner vor dem Herrn,
der Löwe und Lamm, König und Priester,
Richter und Advokat unser aller ist.

Berlin, 9. Juli 1836

Ihr Goßner”



(Aus einem neu entdeckten Handschreiben Goßners)

HERR, LEHRE UNS BETEN

Goßnerworte über das Gebet

Das beste Mittel,
auf Christen und Heiden
mit dem Evangelium einzuwirken,
ist das Gebet.
Einzelnes und allgemeines Gebet,
das ist die Königin, das ist der Hebel,
womit man die Erdkugel
von ihrer Stelle bewegen
und in den Himmel heben kann.

Ich bin überzeugt, der Fortgang oder Rückgang des Menschen hängt vom Gebet ab — richtet sich nach dem Gebet eines jeden Menschen. Wie ich bete, so lebe ich — so wachse ich oder nehme ab — alles lernt sich im Umgang mit Gott und Jesu — nichts ohne ihn. Christliche Vollkommenheit ist unerreichbar, unmöglich ohne Umgang mit Jesu — ohne unablässige Herzenserhebung zu ihm — ohne Gebet. Wie ich mich vom Gebet entferne, so entferne ich mich von meinem Ziel — von christlicher Vollkommenheit. O Herr! Wann werde ich beten lernen, unablässig beten lernen — lehre mich's, Herr!

Zu unserem Titelbild:
Paul Singh, Gaststudent aus der Goßner-Kirche, der zusammen mit seinem Freund Paulus Kerketta in Hamburg Theologie studiert.

Generalkonsulat
der
Bundesrepublik Deutschland
Kalkutta
Generalkonsul Klaus Curtius

Kalkutta, den 22. Dezember 1960

Herrn Missionsdirektor
Pastor Dr. Hans Lokies
Berlin - Friedenau
Handjery-Straße 19-29, Gossnerhaus

Sehr geehrter Herr Pastor!

Gestatten Sie, daß ich das bevorstehende Weihnachtsfest benutze, um Ihnen persönlich zu schreiben und Ihnen zu sagen, wie sehr das Generalkonsulat Kalkutta der Gossnerschen Missionsgesellschaft und Ihnen selbst zu Dank dafür verpflichtet ist, daß die Gesellschaft die für die Gossner Kirche in Indien bestimmte Modellfarm für die deutsche Beteiligung an der nationalen Landwirtschaftsausstellung Kalkutta zur Verfügung gestellt hat, und daß die Herren Thiel und Dr. Junghans an der Vorbereitung und Durchführung der Ausstellung entscheidend mitwirken dürfen. Durch Nachrichten der beiden Herren sind Sie bereits über die Vorgänge im einzelnen unterrichtet. Ich darf aber noch einmal betonen, daß die Modellfarm mit den zugehörigen Maschinen das Herzstück der deutschen Beteiligung sein wird. Mit den beiden Herren hat sich eine sehr enge freundschaftliche Zusammenarbeit entwickelt. Ich bin sicher, daß die Gemeinschaftsarbeit zu einem großen Ausstellungserfolg führen wird, und daß nicht nur die Bundesrepublik, sondern auch die Mission hiervon reiche Früchte ernten kann.

Leider hat sich die Eröffnung der Ausstellung verzögert, da verschiedene Ausstellungsbeteiligte nicht rechtzeitig zum vorgeesehenen Termin am 24. Dezember fertig werden konnten; die deutsche Beteiligung bildet eine rühmliche Ausnahme! Dank Herrn Thiel, der alle Pläne entworfen und die Bauaufsicht in vorbildlicher Weise geführt hat, stehen die Bungalows und alle sonstigen Einrichtungen des deutschen Standes eröffnungsfertig da. Herr Thiel wird am 27. Dezember die vorgesehenen Auditarbeiten für die Gossner Kirche in Chaibassa aufnehmen können. Herr Dr. Junghans wird bis zum Ende der Ausstellung in Kalkutta bleiben. Nachdem er in mühevoller Arbeit die gesamten Maschinen montiert und ausstellungsreif gemacht hat, steht ihm die nicht weniger schwierige Zeit der Ausstellungsvorführungen bevor.

Die Ausstellung soll, wie Sie sicher erfahren haben werden, am 8. Januar 1961 durch den indischen Vizepräsidenten Dr. Radhakrishnan eröffnet werden. Von der Eröffnung und über den Verlauf bzw. das Ende der Ausstellung darf das Generalkonsulat, zusätzlich zu den laufenden Berichten der Herren Thiel und Junghans, weitere Nachrichten schicken.

Indem ich Ihnen heute noch einmal den aufrichtigen Dank des Generalkonsulats für alle Hilfe und Mitarbeit der Gossnerschen Missionsgesellschaft ausspreche, sende ich zugleich meine besten persönlichen Grüße für das Weihnachtsfest und das neue Jahr.

Ich verbleibe

stets Ihr sehr ergebener

Klaus Curtius

Indiens erste landwirtschaftliche Ausstellung in Kalkutta

(Bericht von Dr. Heinz Jungbans)

Am 8. Januar 1961 hat Vizepräsident Dr. Radhakrishnan die erste nationale Landwirtschaftsausstellung Indiens eröffnet. In mühevoller Arbeit haben Ausstellungsleitung und Aussteller das Gelände des ehemaligen Militärflugplatzes Amttaratalla Road zu einer repräsentativen Lehr- und Leistungsschau ausgebaut. Auf einer Fläche von 35 acre (1 acre = 0,4 Hektar) wird dem Besucher ein guter Einblick in den Entwicklungsstand der indischen Landwirtschaft gegeben. Die einzelnen Bundesstaaten sind mit großen Kollektivschauen vertreten und eine Vielzahl indi-

dieser Schule ist eine 150 acre große Versuchsfarm, für die aus Deutschland Landmaschinen im Werte von Rs. 100 000,- gestiftet wurden. Der deutsche Pavillon auf der Landwirtschaftsausstellung in Kalkutta zeigt nun ein Modell dieser Farm und versucht zugleich, das Ausbildungsprogramm dieser landwirtschaftlichen Schule darzustellen. Der Besucher wird schon von weitem durch einen 10 m hohen Turm begrüßt, der die Farben Indiens und der Bundesrepublik trägt und um dessen Spitze sich ein riesiger Erntekranz dreht. Die Ausstellung selbst ist in 2 Teile ge-



Ingenieur Thiel zeigt dem deutschen Generalkonsul von Calcutta, Curtius, das Ausstellungsgelände

scher Industriebetriebe bietet landwirtschaftliche Produktionsmittel an. Auch ausländische Firmen, die eine ständige Vertretung bzw. eigene Produktionsstätten in Indien benützen, sind beteiligt.

Aber nicht nur die Ausstellungsstände der indischen Zentralregierung, der Bundesstaaten und privaten Unternehmungen werden den Besucher anlocken, sondern auch die Pavillons der ausländischen Nationen. Fünf Staaten – die UdSSR, Italien, Japan, Tschechoslowakei und die Bundesrepublik – sind vertreten und versuchen auf verschiedene Weise, ihre Verbundenheit mit dem landwirtschaftlichen Entwicklungspogramm der indischen Regierung zu zeigen.

Die Ausstellung der Bundesrepublik ist eine Gemeinschaftsarbeit des deutschen Generalkonsulates in Kalkutta und der „Goßner's Evangelical Lutheran Church of Chotanagpur and Assam“. Die Goßner-Kirche – Indiens älteste autonome Kirche – erhält nämlich aus den Mitteln der deutschen Aktion „Brot für die Welt“ eine höhere landwirtschaftliche Schule („multipurpose higher secondary school for agriculture“) geschenkt. Diese Ausbildungsstätte wird in Khutoli/Südbihar errichtet und soll vor allem das Ausbildungsprogramm für Adivasis unterstützen. Ein Teil

gliedert. Einmal wird der Gast durch einen Informationsstand geführt, der ihn mit der landwirtschaftlichen Produktion der Bundesrepublik vertraut macht. Unmittelbar anschließend daran ist eine Ausstellung aufgebaut, die dem indischen Bauern zeigt, welche deutschen Erfahrungen auch für seinen Hof Gültigkeit haben. So liest man dort z. B.: „Each family farm a dairy“ („Jedem Bauernhof seine eigene Molkerei“). Der Besucher sieht eine Vorführung einfacher, aber zweckmäßiger Molkereigeräte, wie Handbutterfässer, Kleinzentrifugen und Milchkühler. Daran schließt sich eine kurze Lehrschau an, überschrieben: „Build your cow-shed yourself“ („Bau Dir Deinen Kuhstall selber“). Aus Lehm und Bambus ist ein Kuhstall errichtet worden, der wohl von jedem geschickten Dorfhandwerker erbaut werden kann, aber gleichzeitig den modernen bautechnischen und hygienischen Anforderungen entspricht. Gleich daneben knattert der Benzinmotor einer Saatgutaufbereitungsmaschine, und der Besucher lernt aus Wort, Schrift und praktischer Vorführung die Bedeutung hochwertigen Saatgutes. Gleichzeitig wirbt diese Ausstellung für die Raiffeisen-Genossenschaften, für die gemeinschaftliche Saatguterzeugung. – „Rourkela Fertiliser for India's

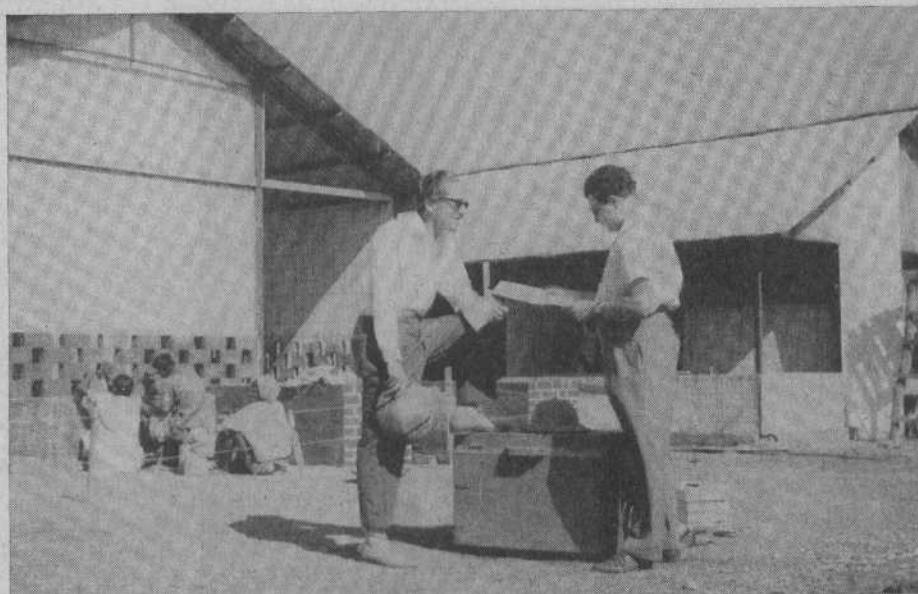
fields“ („Rourkela Düngemittel für Indiens Landwirtschaft“) heißt ein umfangreicher Werbestand für den verstärkten Einsatz mineralischer Düngemittel in Indien. — Den Abschluß der Ausstellungsreihe bildet eine Ausstellung moderner landwirtschaftlicher Maschinen.

„Wie pflanzt man heute Reis?“ könnte die Überschrift für den zweiten Teil der Ausstellung sein. Auf einem 50 x 12 m großen Vorführfeld werden täglich landtechnische Vorführungen gehalten. Der Zuschauer lernt hier den Wert einer besseren Bodenbearbeitung kennen, erlebt den Einsatz moderner Drill- und Hackmaschinen und sieht schließlich zum ersten Mal in Indien die Vollmechanisierung der japanischen Reisanbaumethode. Mit Hilfe einer Reispflanzmaschine der Firma Weisse, Soest, werden täglich über 2000 künstliche Reispflanzen eingepflanzt. Beregnungsvorführungen bilden den Abschluß der praktischen Darbietungen.

Joel Lakra, dem langjährigen alten und jetzt neuen Präsidenten der Goßner-Kirche, dem stellvertretenden Vorsitzenden des Oberhauses Bihar und schließlich mit dem Menschen *Joel Lakra* selbst. Und als die siebenstündige Fahrt vorbei war, als das neue Patna im Lichte der Scheinwerfer glänzte und wir Lakras Parlamentarierwohnung betrat, haben wir gemeint, beten zu müssen: für den Neubeginn unserer Arbeit, für unsere Kirche und für uns selbst. —

Und dann begann unser Gang von einer Regierungsabteilung zur andern: 10 Uhr beim Ministerialdirektor für Landwirtschaft, 14 Uhr zum Minister für Landwirtschaft und um 16 Uhr beim Staatssekretär für Landwirtschaft. Am folgenden Tage hatte *Lakra* seine große Stunde. Er fuhr zum ersten Mal mit einem Auto vors Parlamentsgebäude — und noch dazu mit einem VW-Bus, unserer Ambulanz. Nachmittags 16 Uhr war die Vorstellung beim Oberhaus überstanden, und sofort starteten wir nach Ranchi. 380 Kilo-

Ingenieur Thiel (links) und Dr. Junghans bei einer Arbeitsbesprechung



Das am Nachmittag auf dem Versuchsfeld Gesehene wird abends im Freilichtkino durch Lehrfilme theoretisch vertieft. Vom deutschen Industrieverband, von der deutschen landwirtschaftlichen Gesellschaft und anderen Institutionen wurde ein umfangreiches Filmmaterial zur Verfügung gestellt.

Hoffen wir, daß dieser deutsche Beitrag zur ersten Nationalen Landwirtschaftsausstellung Indiens den indischen Bauern zu neuen Produktionsmethoden und Leistungen anregt; hoffen wir aber auch, daß der indische Besucher die aufrichtige Verbundenheit der Bundesrepublik mit dem indischen Volke verspürt.

(Aus „German News Weekly“, New Delhi)

DER ANFANG

Am 22. November fuhr ich mit *P. Joel Lakra* und seiner Frau nach Patna zur Regierung des Staates Bihar. Die sieben Stunden lange Fahrt im Gebiet des Nord-West-Sprengels, durch die wunderschöne Landschaft Chotanagpur und durch die fruchtbare Ganges-Niederung war nicht nur ein Erlebnis der äußeren Eindrücke, sondern zugleich ein Erlebnis mit Pastor

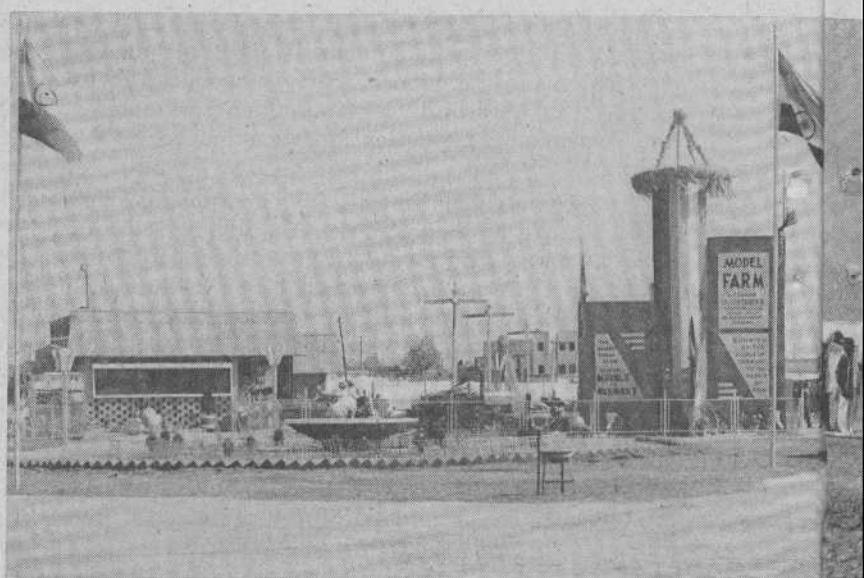
meter waren zu fahren, und gegen 22 Uhr fielen wir ziemlich müde auf dem Missionsgrundstück in Ranchi aus dem Wagen.

Das Resultat: Ab 1958 sind in jedem indischen Bundesstaat zwei bis drei „Multipurpose higher secondary schools – MPHSS – for agriculture“ (Allgemeine landwirtschaftliche Oberschulen) einzurichten. Diese Oberschulen unterrichten die Schüler vom 10. bis 19. Lebensjahr. Das Abschlußzeugnis berechtigt sofort zum Besuch der Universität. Die Ausbildung umschließt das normale Oberschulpensum und eine geschlossene Handwerks- bzw. Landwirtschaftslehre. Bihar besitzt noch keine solche Schule für Landwirtschaft.

1. fehlen die Gelder,
2. fehlen die Fachkräfte,
3. fehlen Schulen mit Farmbetrieben.

Der Leiter muß mindestens Diplomlandwirt sein und nach Möglichkeit praktische Ausbildung haben.

Der Minister hat bereits 1958 der Goßner-Kirche vorgeschlagen, in Khutitoli eine solche Oberschule einzurichten (mit Staatszuschuß); Präsident *Tiga* hat damals abgelehnt, da Khutitoli im Nordzonengebiet



Oben links:

Viz.-Präs. Radhakrishnan begrüßt Dr. Junghans
(links P. Kloß)

Oben rechts:

Die landwirtschaftliche Ausstellung der
Goßner-Kirche (Gesamtansicht)

Mitte:

(von links nach rechts):
der neue Generalkonsul Taube, der indische
Planungsminister, Dr. Junghans

Unten links:

Ehepaar Junghans zeigt dem Planungsminister
einen Molkerei-Kleinbetrieb

Unten rechts:

Hoher Besuch: Die Gouverneurin von Bengalen
— Ex. S. Naitu — begrüßt von Ehepaar Junghans
und Mitgliedern der deutschen Kolonie





Oben links:

Die beiden Ausstellungsgebäude:
das Informationsbüro und die Modellfarm

Oben rechts:

Generalkonsul Taube begrüßt die
Gouverneurin von Bengalen

Mitte:

Die Reispflanzmaschine wird vorgeführt

Unten links:

Dr. Junghans erklärt der Gouverneurin,
wie man Saatgut reinigt

Unten rechts:

Vizepräsident Radhakrishnan (Bildmitte mit
weißem Gewand und Turban) und der Land-
wirtschaftsminister Indiens (ganz rechts) sehen
zu, wie Dr. Junghans den Frontlader am
Schlepper vorführt



lag! Daraufhin hat man der kirchlichen Oberschule Khutitoli die staatliche Anerkennung entzogen. Wir haben sofort einen neuen Plan entwickelt und vorgeschlagen:

Wir bieten in Khutitoli ein landwirtschaftliches Zentrum an, bestehend aus:

- a) einer landwirtschaftlichen Oberschule,
- b) einer Musterfarm mit den Schwerpunkten: Eiererzeugung, Gemüsebau und Getreidesaatgut,
- c) einer Ausbildungsstätte für Jungbauern.

Wir brauchen:

- a) staatliche Freigabe für Zuchttiere und Saatgut,
- b) staatliche Freigabe für Baumaterial,
- c) Zollfreiheit,
- d) staatliche Anerkennung der Schule.

Wir brauchen nicht: Geld vom Staat!

Der Minister hat zugestimmt. In der ersten Sitzung des Parlaments von Bihar 1961 – am 1. März – müssen die Pläne vorliegen und vom Parlament bestätigt werden. In der letzten Dezembersitzung hat man bereits die Sache diskutiert und allgemeine Zustimmung gegeben.

Unser eigener Plan ist folgender:

Erster Schritt 1961

Vor der Regenzeit:

Bau des Wohnhauses, eines Verwalterhauses, eines Speichers und der Hühnerställe.

Nach der Regenzeit:

Bau von zwei weiteren Farmgebäuden, Bau eines Heimes für 50 Oberschüler und 10 Oberschülerinnen, Bau eines Heimes für 20 Jungbauern.

Zweiter Schritt 1962

Nach der Regenzeit:

Bau eines modernen Schulgebäudes, Ausbau der bisherigen Gebäude zu Lehrerwohnungen, Bau von Landarbeiterwohnungen.

Calcutta, 1. 1. 1961

Dr. Heinz Junghans



Frau Junghans überreicht der Gouverneurin eine dunkelrote Chrysantheme

Letzte Nachricht aus Calcutta



P. Joel Lakra

Herr Thiel und Dr. Junghans berichten unter dem 12. Januar 1961 aus Calcutta:

„Die „National Agricultural Fair“ in Calcutta wurde am Sonntag, dem 8. ds., formal eröffnet, in Gegenwart des Vizepräsidenten Indiens, Shri Dr. S. Radhakrishnan, vieler Minister, des Diplomatischen Korps u. a. Unser Stand wurde dem Präsidenten und seinem Gefolge, die sich rund eine Viertelstunde bei uns aufhielten, von Herrn Generalkonsul Curtius erläutert; Bruder Junghans führte die meisten der mitgebrachten Maschinen vor. Man darf getrost von einem nachhaltigen Eindruck des Gesehenen sprechen. Gerade vor dem Turm mit den Fahnen Indiens und Deutschlands, auf der Seite mit der indischen Inschrift, blieb der Präsident stehen und las: „Musterfarm der Ev.-luth. Goßner-Kirche“. –

Eine Zeit harter Arbeit ist, mit viel Freude über das Gelingen, abgeschlossen; unser Stand ist, mit einigen wenigen Kleinständen, der einzige Großstand, der termingerecht fertiggestellt worden ist, alle anderen werden erst in den kommenden Tagen fertig werden.

Nun kann man an die neuen Aufgaben herangehen. Wir beide (Bruder Thiel und ich) sind uns darüber einig, daß wir versuchen sollten, so viel als möglich von der Farm unmittelbar nach Beendigung der Ausstellung, also etwa Anfang März dieses Jahres, aufzubauen, unter gemeinsamen Einsatz und mit gemeinsamer Planung.

Sollte tatsächlich der Schulneubau noch vor der Monsunzeit begonnen werden können – noch ist der Platz von der Kirchenleitung dafür eindeutig nicht bestimmt worden –, dann wird sich auch ein Weg finden, daß wir beide zwei Baustellen betreuen.

Weitere Einzelberichte folgen, sobald mehr Einzelheiten bekannt sind, spätestens nach der Fahrt mit den vier Adhyakshs (Landessuperintendenten) nach Khutitoli am 28. Januar d. J. Auch kann dann erst eine genaue Baukostenaufstellung folgen.

Mit brüderlichen Grüßen von der Ausstellung zum Mutterhaus der Mission,

Ihre

W. Thiel K. H. Junghans“

Der veruntreute Himmel

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf und herab fahren auf des Menschen Sohn“. (Job. 1, 51)

Es geht in unserem Text um nichts mehr und nichts weniger als um den verschlossenen oder offenen Himmel über uns. Denn jedesmal, wenn der Herr Jesus sich als „des Menschen Sohn“ bezeichnet, betont er seine Zugewandtheit, ja Zugehörigkeit zu uns Menschen: daß er uns zu gut erschienen und bis auf den heutigen Tag für uns da ist. Der über ihm geöffnete Himmel ist auch über uns offen, und vor ihm, außer ihm und ohne ihn ist der Himmel auch für uns Menschenkinder verschlossen.

Was ein geöffneter und verschlossener Himmel bedeutet, begreift man vielleicht nirgendwo so gut wie in Indien. Wenn dort die Sonne an einem wolkenlosen, blaßblauen Himmel auf- und untergeht – Tag für Tag, sechs bis sieben Monate lang, ja bis in den achten Monat hinein – so unbarmherzig, daß die Erde Risse und Spalten bekommt und das Grundwasser sinkt, bis es nicht mehr heraufgeholt werden kann, wenn dann jeder Tropfen Wasser teuer wird, das Reisfeld verdorrt und das Gespenst der Hungersnot und Pest drohend aufsteigt: dann weiß man, was ein verschlossener Himmel ist.

Sobald aber die Regenzeit anbricht, die Regenmassen täglich niedergehen, so daß man das Rauschen und Brausen der Rinnenale, Sturzbäche und Ströme nicht mehr aus dem Ohr bekommt, wenn dann die ausgebrannte Erde über Nacht grünt und blüht und in drei bis vier Monaten gesät und geerntet werden kann – ja in manchen Gebieten bis zweimal – dann weiß man auch, was der geöffnete Himmel ist.

Was aber von der Natur in Indien gilt, gilt auch von der Welt seiner Religionen: Der Himmel über ihnen ist verschlossen, bis – ja bis ... das Wunder geschieht. Der französische Schriftsteller Romain Rolland hat Indien den „brennenden Mutterschoß der Götter“ genannt. Er hat recht damit: Vielleicht ist nirgendwo in der Welt seit Jahrtausenden so leidenschaftlich, so radikal nach Gott gesucht und gefragt worden wie in Indien. Man sucht ihn auf dem Wege des Denkens und entwickelt dabei Methoden der Meditation, die bis in die tiefsten Schichten des menschlichen Bewußtseins vordringen; man sucht ihn auf dem Wege der Werke – je sinnloser, ja verrückter sie sind, um so besser; und man sucht ihn auf dem Wege hingebender Liebe („Bhakti“).

Das sind die drei „Konfessionen“ des Hinduismus. Sie stellen den grandiosen Versuch des Menschen dar, den Himmel selbst zu öffnen: nämlich sich mit dem ganzen Menschen, mit Kopf, Herz und Händen nach Gott auszustrecken und ihn zu ergreifen – aber der Griff geht ins Leere. Der Himmel bleibt verschlossen. Das stellen nicht wir, die Christen, fest; das gehört

mit zum hinduistischen Glaubensbekenntnis. Gandhi, der gläubige Hindu und das letzte religiös-sittliche Genie, das der Hinduismus hervorgebracht hat, antwortet auf die Frage, ob er Gott gefunden habe, mit der ihm eigenen Aufrichtigkeit: „Wie soll ich Gott finden? Es werden Millionen Jahre vergehen, bis ich ihn finde – vielleicht.“ Und dann erzählt er das alten Indern vertraute Gleichnis von dem Kinde am Meerestrande, das den Versuch unternimmt, das Meer mit einem Strohhalm auszuschöpfen.

Was haben wir dazu auf Grund unseres Textes zu sagen? Am liebsten möchten wir Gandhi, den Geistesriesen, mit allem schuldigen Respekt bei seinen, vom Fasten abgemagerten, zerbrechlichen Schultern fassen, ihn um 180 Grad herumdrehen und sprechen: „Du hast recht, Gandhi; wenn es darauf ankommt, daß wir Gott suchen, so können wir ihn nicht finden. Aber es ist alles umgekehrt: Siehe, Gott ist es, der uns sucht und gefunden hat. Drehe dich einmal ganz um dich herum: Da ist Gott – in Christus. Über ihm steht der Himmel offen.“

Das ist die frohe Botschaft, die wir Indien zu bringen haben. Die Frage ist nur die, ob wir dessen würdig sind. Haben wir nicht den durch Christus über uns geöffneten Himmel schmählich und für immer veruntreut? Haben wir nicht durch die Art, wie wir bisher in Asien und Afrika Weltpolitik und Weltwirtschaft getrieben haben, die Christusbotschaft unglaublich gemacht? Verhält es sich mit der Heidenmission nicht genau so wie mit der Judenmission, von der jemand kürzlich sagte: „Nach alldem, was wir als Deutsche den Juden angetan haben, haben wir kein Recht mehr, Judenmission zu treiben.“ Das Wort ist wahr und doch unwahr. Wir fragen uns nämlich, ob die Boten Jesu Christi jemals ihres Botenamtes würdig waren und ein Recht zu seiner Ausübung beanspruchen durften. Der erste Judenmissionar, Petrus, hatte seinen Herrn dreimal verleugnet, und die Hände des ersten Heidenmissionars, des Paulus, waren noch feucht vom Blut und den Tränen der von ihm verfolgten Christusgemeinde, als sein Herr ihn zu seinem Zeugen und Botschafter berief! So hat denn auch Paulus stets bekannt, wie unwürdig er seines Auftrags sei, und ihn dennoch in demütigem Gehorsam ausgerichtet. Er predigte ja nicht sich selbst, sondern Christus der christuslosen Welt. So haben denn auch wir zu verkündigen, nicht daß der Himmel über Europa oder Deutschland, sondern allein über Christus offen steht.

Es ist wahr: Auch wir sind unseres Missionsdienstes nicht würdig; aber im Glauben an die Vergebung auch unserer Sünde und im Gehorsam des Glaubens dürfen wir ihn tun.

Lokies



Miss. Dir. Santosh Surin

Die Missionsarbeit der Goßner-Kirche

JAHRESBERICHT 1960

Ehe das Jahr 1960 zu Ende geht, lege ich der Goßner-Mission einen kurzen Bericht über die evangelistische Arbeit der Goßner-Kirche in Chota-Nagpur und Assam vor. Seit zwei Jahren haben wir 85 Centren, wo wir die Arbeit unter den Nicht-Christen verschiedenster Gesellschafts- und Gemeindegruppen konzentriert haben.

In diesem Jahre haben wir eine ganz neue Tätigkeit unter den Dafflas aufgenommen. Die Dafflas gehören zu den Ureinwohnern Assams. Im Augenblick haben wir zwei Centren dort, Bojakan und Daldali (beide in den Mikir-Bergen), von wo aus Evangelisationsarbeit unternommen wird.

Wir haben schon einige Dafflas gewonnen und hoffen, daß es in einigen Jahren mehr sein werden, die Christus annehmen. Diese Ureinwohner kommen gewöhnlich um Weihnachten und Ostern herunter von ihren Bergen und nehmen an den Festgottesdiensten teil. Sie rufen nun die Goßner-Kirche, daß sie ihnen das Evangelium verkündige. Da das Nord-Ost-Grenzgebiet unter der direkten Verwaltung der Zentralregierung steht, ist es verboten, ohne besondere Erlaubnis der Indischen Regierung dieses Grenzgebiet zu

betreten. Aber Gott arbeitet an solchen Orten oft in ganz wunderbarer Weise. Er sagt in Offenbarung 3,8: „Siehe, ich habe vor dir eine Tür geöffnet, die niemand zuschließen kann!“ Dort ist bereits eine kleine Gemeinde, und unsere christlichen Brüder – wir haben zwei Katechisten dorthin geschickt – arbeiten dort für den Herrn.

In der Provinz Bengal ist das Feld sehr groß. Da wir lange Zeit keine Bengali-Katechisten hatten, konnten wir dort nicht wirken. Aber wir haben jetzt einen Katechisten, *Suriya Kanto*, einen tüchtigen Arbeiter, eingesetzt. Er arbeitet in Pathardih, einem großen Kohlenrevier in der Nähe von Dhanbad. Seine Art des Evangelisierens ist in rein indischem Stil. In diesem Jahr waren es 28, die sich zu Christus rufen ließen.

Der Distrikt Midnapur in Bengal ist eine andere Gegend, wo fruchtbare Arbeit getan wird. Dort haben wir schon vier Centren mit 120 neuen Christen. Und mehr Rufe kommen aus jener Gegend!

Die Burju-Synode ist dicht bevölkert von Heiden. Wir haben dort 18 Centren, die arbeiten und Frucht bringen. Die Burju-Synode erstreckt sich über den

An der Grenze zwischen Indien und Tibet:
Straßen-

und Marktszene



westlichen Teil des Singhbum-Distrikts. Dieses Gebiet ist außerordentlich dicht bewaldet. Hier liegen nun die meisten unserer Centren. In diesem dichtbewaldeten Teil des Distriktes gibt es sehr viele wilde Elefanten und Tiger. Wir haben in unserer evangelistischen Arbeit erfahren, daß Gott mit uns ist. Er bereitet sich sein Volk, das ER rufen will, oft durch besondere und schreckliche Geschehnisse zu, die sich von Zeit zu Zeit in einigen Dörfern ereignen.

In den letzten Jahren hatten wir zwei solcher besonderen Erlebnisse; das eine ereignete sich auf dem Missionsfelde in Dulkutam und das andere in Longabera. In beiden Fällen wurden Christen und Heiden durch das Gebet der christlichen Gemeinde wunderbar bewahrt. Nach dieser Erfahrung nahmen beide Dörfer Jesus als den Retter aus aller Not im Glauben an.

So wurde die Königsherrschaft Gottes auch über den Bergen und in den Tälern des Chota-Nagpur-Plateaus aufgerichtet.

Im Singhbum-Distrikt wird die evangelistische Arbeit getan durch die Goßner-Kirche und durch das „Vereinigte Missions-Komitee“. Die Goßner-Kirche hat dort 13, das „Vereinigte Missions-Komitee“ 27 Centren unter den Hos. Sie sind die Ureinwohner dieses Teils des Singhbum-Distrikts. Jährlich werden etwa 80 Hos getauft. Dieser Stamm hält im allgemeinen sehr fest an seinem Väterglauben. Er besitzt einen eigenen Ashram (eine indische Art von Kloster), von wo aus ihr Glaube, die Mundu-Religion, verbreitet wird. Unsere Ho-Christen leben nun sehr zerstreut unter den Heiden des Ho-Stammes. So kommt Gottes Wort unter die Hos und wirkt an und in ihnen. Die Schranke der Unberührbarkeit zwischen Ho-Christen und den Ho-Heiden fällt langsam dahin. Und das ist das erste Zeichen, daß das Christentum unter ihnen siegen wird.

In den vergangenen Neujahrstagen des Jahres 1960 wurde eine neue Gemeinde unter den Hos gegründet, und zwar in Tupudang mit 10 Taufen junger Chri-

sten. Tupudang liegt in der Nähe von Jamshedpur. Diese neuen Christen sind sehr lebendig und aktiv. Sie stehen unter der geistlichen Leitung eines Käthechisten. Sie bauen jetzt eine neue Kirche und ein Schulhaus. Innerhalb des vergangenen Jahres gingen unsere Brüder von Jamshedpur dreimal in jenes Dorf und verkündeten das Evangelium. Ich fand dort etwas sehr Schönes: Die Christen von Tupudang versuchen, auch die anderen aus den umliegenden Dörfern zu Christus zu führen. Ähnliches ereignet sich in Sishibaha, Nakti, Patung und Kaerom.

Meine Beobachtung und Erfahrung ist, daß die Arbeit unter den Hos noch fruchtbarer ist, wenn wir einen der Ihren aus der Ho-Gemeinschaft zum Käthechisten einsetzen. Nun haben wir einen jungen Ho, der die Mittelschule durchlaufen hat und willig ist, sich im nächsten Jahr im Käthechisten-Seminar in Govindpur ausbilden zu lassen. Wir haben unter den Hos kleine Gemeinden, weit verstreut. Die Gemeinden, die in der Bergbau- und Industriegegend leben, sind durch die evangelistische Arbeit aufgewacht und sammeln Gelder für die Arbeit unter den Hos.

Die Orissa-Synode besteht aus den Distrikten Gangpur, Sambalpur, Bamra, Banai, Mayurbhanj und Keonjhar; früher waren das Kleinstaaten unter indischen Fürsten.

Im Gangpur-Distrikt sind die meisten christlichen Gemeinden, während die Christen in den anderen Distrikten weit verstreut leben. Auch hier wird die evangelistische Arbeit getan von der Goßner-Kirche und dem „Vereinigten Missions-Komitee“. Sehr vielversprechend ist die Arbeit in Bamra. Jedes Jahr lassen sich dort mehr als 100 taufen. In Keonjhar arbeiten wir direkt an der Grenze von Orissa. Hier leben vor allem die Juans. Wir haben aber mit der Arbeit unter ihnen noch nicht angefangen, denn jetzt wird die Sache erst im Orissa-Christian-Council beraten. Dieser Christenrat von Orissa ist bereit, diese Gegend unter den verschiedenen Kirchen aufzuteilen. Wir haben unseren besonderen Anspruch auf Missionsarbeit



Eine Birhor-Familie



In einem Juan-Dorf

im westlichen Teil des Distrikts angemeldet, wo die Juans leben. Wir erwarten nun den endgültigen Beschuß des Christenrats von Orissa.

Weiter möchte ich Sie wissen lassen, daß viele Gemeinden der Orissa-Synode jetzt in großer Gefahr sind. Mr. Gustaf Mundu von Sundargarh ist abtrünnig geworden. Er hat wieder den heidnischen Glauben angenommen, er verleugnet Christus und hält Reden wider den christlichen Glauben. Auch hatte er Erfolg: 227 Christen sind mit ihm abtrünnig geworden.

Ich habe diese Gemeinden besucht und erfuhr mit Schrecken, daß seine falsche Lehre Einfluß auf eine ganze Anzahl von Gemeinden gewonnen hat. In Zusammenarbeit mit dem jeweiligen Ortspfarrer haben wir hier und da Versammlungen abgehalten und den Abgefallenen und denen, die in Gefahr stehen, das Wort verkündigt. Wir haben den abgefallenen Brüdern gesagt, daß diese Bewegung des *Gustaf Mundu* eine politische sei. Vergangenen September besuchte ich wieder diese Gegend und fand, daß einige zur Kirche zurückgekehrt sind.

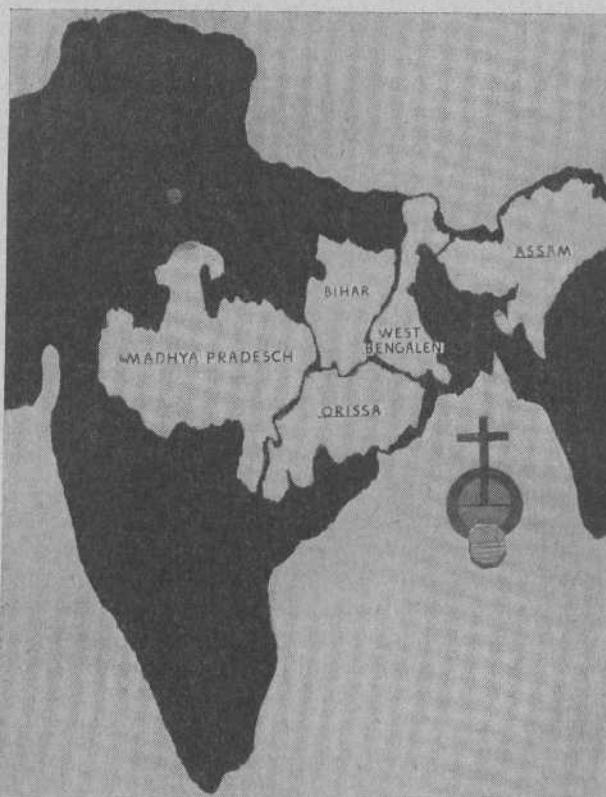
In der Madhya-Pradesh-Synode geht die evangelistische Arbeit gut voran. Mehrere neue Gemeinden wurden gegründet. Diese Synode hat besondere Schwierigkeiten durch den Arya-Samaj, eine radikale, christentumsfeindliche Hindugruppe, die den Christen mancherlei Hindernisse in den Weg legt. Dennoch wachsen die Gemeinden, und viele kommen zur Kirche.

In der Gegend von Kinkel und in der West-Synode wird vor allem unter den Korwas Missions-Arbeit getan. Die Korwas leben besonders in den Wäldern bis hin nach Daltongunj. Im Missions-Centrum Saraipani (Kinkel-Synode) hatten wir 35 neue Christen.

Die Nord-Synode hat 4 Missions-Centren: Bandi, Mesra, Nayalgarh und Irgaon, mitten unter den Heiden. In diesem Jahre hatten wir eine Bibelfreizeit in Nayalgarh. Viele Brüder der Nord-Synode nahmen daran teil.

Unter der Jugend der Goßner-Kirche ist ein großes Erwachen. Fast in allen Synoden gibt es eine Jugendorganisation. Unsere Jugend ist sehr aktiv, und gewöhnlich kommt sie zu einer Sommer-Freizeit oder Bibelklasse in ihrer eigenen Synode zusammen.

Vergangenen Oktober war in Burju eine besondere Freizeit zur Ausbildung in evangelistischer Arbeit, organisiert vom Christenrat Bihars. Hundert Mitarbeiter der Goßner-Kirche nahmen daran teil. Wir



Die hellen Flecke: 5 Staaten, in denen die Goßner-Kirche Gemeinden hat und Mission treibt

besprachen im besonderen neue Wege und Methoden der Evangelisation in Indien. Diese Freizeit war von großem Segen für alle.

Die Goßner-Kirche wächst. Die jährliche Zählung stellt fest, daß das jährliche Durchschnittswachstum der Kirche 5000 neue Glieder sind. Obgleich die Kirche durch große Schwierigkeiten, durch viel Auf und Ab zu gehen hat – die Kirche lebt und breitet sich aus. Gott ist mit der Kirche und leitet sie nach Seinem Rat. Gott sei gelobt für Sein machtvolltes Tun!

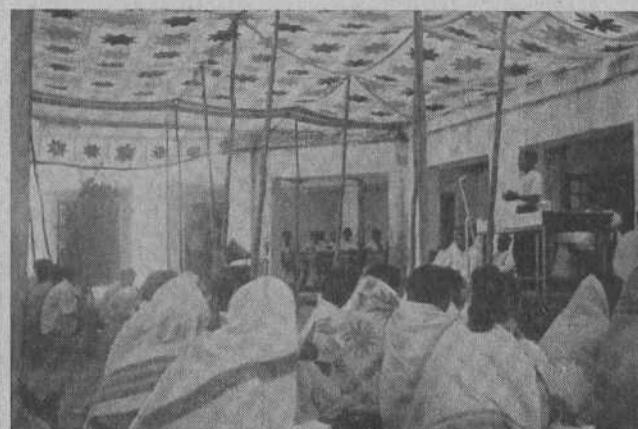
Indem ich nun meinen Bericht abschließe, möchte ich allen denen danken, die uns helfen und uns unterstützen, den Kirchen, den Gemeinden und allen Freunden in Deutschland. Dank vor allem denen, die für uns beten!

*Pastor Santosh Surin
Missionsdirektor der Goßner-Kirche*

Die Jugendgruppen der Goßner-Kirche tagen in Ranchi



Ansprache von Dr. Bage



Bericht über eine Dörferfahrt

Amgaon, den 15. 11. 60

In der letzten Zeit war die Zahl unserer Patienten verhältnismäßig klein. „Woran liegt das?“, fragten wir unsere indischen Mitarbeiter. „Jetzt ist Reisernte“, war ihre Antwort, „und da haben die Leute keine Zeit, ins Hospital zu kommen. Aber vielfach sind in den Dörfern und Hütten kranke Menschen, die nicht selber kommen können, wo aber die Angehörigen so mit der Reisernte beschäftigt sind, daß es ihnen nicht möglich ist, den Kranken zu bringen“. Als wir das hörten, wurde unter uns beschlossen, daß Fräulein Gründler und ich einmal in ein paar Dörfer fahren sollten, um nach den Kranken zu sehen.

Am Abend vorher wird alles hergerichtet: die Medikamententasche geprüft, ob alles Notwendige vorhanden ist, noch Spritzen, Salben, Binden, Taschenlampe usw. eingepackt und auch für uns ein kleines Picknick, wobei vor allen Dingen die genügende Menge an Wasser nicht fehlen darf. Die Räder werden genau überprüft, damit sie nicht auf halbem Wege streiken.

Am nächsten Morgen sind wir um 7 Uhr startbereit. Natürlich tragen wir wieder unsren „Punjabi-dress“, der sich mit seinen langen, weiten Hosen und dem kurzen Kleid darüber ausgezeichnet zum Radfahren eignet. Nach der Morgenandacht vor dem Hospital schwingen wir uns auf unsere Stahlrösser und fahren voll Erwartung und Freude in den frischen Morgen hinein. Herrlich ist das Wetter in dieser Jahreszeit! Morgens ist es noch angenehm kühl, aber auch im Laufe des Tages wird die Hitze nicht unerträglich, und man weiß genau, daß man nicht mit Regen zu rechnen braucht. Die Straßen sind wieder trocken und nicht mehr „Pudding“ wie in der Regenzeit. Die eingestürzten Brücken sind durch aufgeschüttete Seitenwege durch Felder und Flußbett umgangen, so daß wir nicht mehr durch Wasser zu waten und unsere Räder auf Händen zu tragen brauchen.

Matthias, einer unserer indischen Helfer, begleitet uns, um bei allen möglichen Pannen einspringen und helfen zu können. Unser Ziel ist Richtung Barkot, aber im Grunde fahren wir ziellos, nur mit dem einen Anliegen, dort zu helfen, wo wir gebraucht werden. Die ersten beiden Dörfer lassen wir links und rechts am Wege liegen. Von hier aus haben es die Leute noch leicht, zu uns zu kommen. Als wir das nächste Dorf erreichen, steigen wir von den Rädern, und Matthias fragt die ersten Leute, die uns begegnen: „Habt Ihr irgendwelche Kranke in Eurem Dorf? Die „Mas“ (Mütter) sind gekommen, um Euren Kranken Medizin zu geben“. Wir brauchen nicht lange zu warten, da kommen aus den Hütten auch schon die Leute auf uns zu, vor allen Dingen Scharen von Kindern, aber auch Frauen und Männer. „Ich habe solchen Husten“, sagt eine Frau, „schon seit vielen Monaten. Er hört gar nicht wieder auf“. Ich gebe ihr Hustensaft, sage ihr dann aber, daß sie so bald wie möglich ins Hospital kommen muß, damit wir ihr Blut und sie selbst mehr untersuchen können und dann bessere Medizin geben, denn ich fürchte, daß hinter diesem anhaltenden Husten eine Tbc steckt, die sehr verbreitet ist unter den Menschen hier. — „Ma, ich

habe solche Zahnschmerzen! Kannst Du mir den Zahn nicht ziehen?“ Damit kommt ein Mann auf mich zu und zeigt mir einen ganz schwarzen Zahn mit einem großen Loch. Schade, ich habe keine Zahnzange mitgenommen. So kann ich ihm nur Schmerztabletten geben und ihn auffordern, am nächsten Tag ins Hospital zu kommen, wo wir ihm den Zahn ziehen wollen. — Inzwischen ist die Zahl der Zuschauer um uns herum immer größer geworden, und immer mehr Menschen kommen mit ihren Wehwehs. Eine Mutter hält mir 2 Kinder entgegen: „Sieh mal den Ausschlag, den sie haben. Und auch ich habe ihn am ganzen Körper“. Sie erhält ihre Salbe und zieht befriedigt ab. — Ein Mann hat furchtbare Schmerzen im rechten Ellenbogen, auf den er vor etwa einem Monat gefallen ist. Ganz genau deutet er auf eine Stelle, die bei jeder Bewegung schmerzt. Gerade an diese Stelle erhält er eine Spritze, um den Nerv zu betäuben und die Schmerzen zu lindern.

Langsam bewegen wir uns auf diese Weise durchs Dorf. Ein paar Hütten weiter sehe ich eine Mutter mit einem kleinen Jungen auf dem Arm vor dem Hütteingang stehen. Sofort erkenne ich „meinen“ kleinen „Sohn“ Gondhei, der über zwei Monate bei uns war und nun seit ein paar Wochen wieder daheim ist. Aber er erkennt mich nicht mehr, sieht mich fremd an und strebt zur Mutter zurück, als ich ihn auf den Arm nehmen will. Zunächst bin ich traurig, daß er mich so schnell vergessen hat, aber dann weiß ich doch, daß es das Beste für ihn ist, daß er wieder daheim ist bei Eltern und Geschwistern, auch wenn es mir wehtut zu sehen, wie das Hemd, das ich ihm zum Abschied schenkte, von Schmutz starrt, und die Armut spüre, in der die Familie lebt.

Noch einmal wird Fiebermedizin, Augensalbe usw.

Freundschaftlicher Besuch aus dem Nachbardorf





Besuch in einem Christendorf

ausgeteilt, dann steigen wir erneut auf die Räder, um unsere Fahrt fortzusetzen. An einem Bächlein machen wir eine kurze Rast, waschen uns und erfrischen uns an dem mitgebrachten Flüssigkeitsvorrat. Dann geht es in den nun schon heißer werdenden Tag hinein. Wunderschön ist die Landschaft, durch die wir fahren. Unsere Straße verläuft fast parallel zum Brahmani-Fluß, der inzwischen schon wieder ein ganz zahmes Flüßchen geworden ist, aus dem an beiden Ufern Steine und Sandbänke hervorragen. Am anderen Ufer des Brahmani steigen die bewaldeten Bamra-Berge auf, die uns aus der Ferne so reizvoll zum Wandern und Steigen erscheinen. Aber wir wissen, daß in ihrem weglosen Dschangal noch Bären und Tiger hausen, was nun wiederum eine nicht allzu verlockende Aussicht ist. Die Sonne taucht alles in ein strahlendes Licht und erfüllt unsere Herzen mit Freude über die Schönheit dieses Stückchens Erde, das uns zur neuen Heimat werden soll.

Im nächsten Dorf brauchen wir nicht lange zu fragen. Es werden uns Kinder mit Fieber und Ausschlag gebracht, Spritzen, Tabletten und Salbe ausgeteilt. Dann kommen zwei Männer auf uns zu und bitten uns, in ihr Dorf 2–3 Meilen hinter Barkot zu kommen, um eine kranke Frau anzusehen. Wir sagen zu und versprechen, so bald wie möglich zu kommen. Aber zuerst machen wir hinter diesem Dorf noch eine Mittagspause. An einem kleinen Flüßchen im Schatten von ein paar Bäumen, mit dem Blick auf die bewaldeten Berge, verzehren wir unser Picknick und stärken uns für die Weiterfahrt.

Zur heimlichen Belustigung unseres Begleiters Matthias kommen wir nicht allzu schnell vorwärts, da wir immer wieder einmal anhalten, weil wir unbedingt dieses oder jenes Bild mit unseren Photoapparaten festhalten wollen. Schließlich kommen wir aber doch nach Barkot und fahren gleich weiter in das Dorf, in das wir gerufen wurden. Es ist eine sehr vornehme Hütte, eigentlich ein ganzer Hüttenkom-

plex, den wir hier betreten, mit einem sauberen Innenhof, in dem eine Pritsche steht, auf die wir uns setzen. Stühle braucht man hierzulande nicht. Die Patientin, dererwegen wir gekommen sind, hat eine schwere Gelbsucht und geschwollene Leber. Ich gebe ihr zwar eine Spritze, muß dann aber doch den Leuten sagen, daß es unbedingt nötig ist, sie ins Hospital zu bringen, da diese Krankheit längere Untersuchungen, Beobachtungen und Behandlung braucht. — Inzwischen sind aus allen umliegenden Hütten Leute herbeigeströmt, vor allen Dingen viele Frauen, von denen fast jede einen Säugling oder ein Kleinkind auf dem Arm trägt. Für einige dieser Kinder muß ich gleich noch Durchfallmedizin oder Hustensaft austeilten. Dann werden wir wieder zum Hinsetzen aufgefordert und ganz vornehm mit einem Glas Tee bewirtet und anschließend noch mit einer Frucht, die ein wenig an unsere Birnen erinnert.

Inzwischen ist es aber schon etwa 1½ Uhr geworden, und wir müssen an den Rückweg denken, wenn wir nicht ganz bei Nacht heimkommen wollen. Schnell sinkt nun die Sonne. Wir freuen uns auf der Fahrt noch einmal an ihrem Farbenspiel am Himmel und im Fluß, aber dann wird es in kurzer Zeit dunkel. — Als wir das Dorf erreichen, in dem wir am Morgen zuerst Halt gemacht hatten, ist es schon fast dunkel. Aber an der Straße steht der Mann, dem ich morgens die Spritze in den Ellenbogen gab. Fröhlich winkt er mit dem Arm und ruft uns zu: „Meine Schmerzen sind weg. Es geht mir wieder gut!“ In der Freude über diesen einen sichtbaren Erfolg kehren wir nach Amgaon zurück.

Aber was war der eigentliche Sinn dieser Fahrt? Wir wollten ja nicht nur ein paar Spritzen, Pillen und etwas Salbe austeilten. Wir wollten ja, daß die Leute etwas davon spüren, daß wir sie liebhaben, daß wir es gut mit ihnen meinen, daß wir ihnen helfen wollen. Leider, leider beherrschen wir die Sprache noch nicht genug, um ihnen das auch sagen und vor allem sie auf die Liebe Gottes hinweisen zu können. Unser Sprachschatz beschränkt sich noch so sehr auf alles, was die körperlichen Leiden betrifft. Aber ob wir nicht durch dieses Tun den Boden vorbereiten können für die Zeit, wenn wir den Samen des Wortes Gottes ausstreuen werden unter diesen Menschen? Das ist unser Gebet bei diesen Fahrten, und das ist es auch, wofür wir die Fürbitte der Heimat erbitten.

Ursula von Lingen

Vornehme Patienten



Bei der Goßner-Mission in Mainz-Kastel am Rhein

Ein Dutzend Jahre besteht nun das Goßnerhaus in Mainz-Kastel. Aus kleinen Ansätzen – sprich Zelten und Baracken – ist ein großes Haus entstanden, das 130 Menschen beherbergt, wenn man den Hausstab mitzählt. „Sie haben ein Jugendwohnheim, also gehören Sie zur Inneren Mission?“ „Nein, die Goßner-Mission gehört zur Äußeren Mission.“ „Ach so, dann bilden Sie hier Missionare aus und senden Sie nach Indien?“ „Nein, das tut unsere Zentrale in Berlin-Friedenau.“ „Ja, was machen Sie denn eigentlich in Mainz-Kastel?“

Diese Frage wird häufig gestellt und ist nicht mit wenigen Worten zu beantworten. Dieses neue Missionshaus ist anscheinend auch ein neuer Typ für Missionsarbeit überhaupt, auf die althergebrachte Bezeichnungen wie ‚innen‘ oder ‚außen‘ nicht mehr passen.

Das Jugendwohnheim braucht nicht besonders beschrieben zu werden. Diese Art von Heim mit Lehrlingen, Jungarbeitern, ausländischen Praktikanten und Studenten gibt es überall in der Evangelischen Kirche. Das Besondere des Jugendwohnheims in Mainz-Kastel mag darin zu sehen sein, daß diese jungen Menschen die Probleme der etwa 30 Betriebe, in denen sie arbeiten, in das Goßnerhaus heimbringen, in dem sie dann durchgesprochen, diskutiert und mit den Theologen des „Seminars für kirchlichen Dienst in der Industrie“ aufgearbeitet werden. So bringen die

Bewohner die Themen mit, die oft Monate hindurch im Haus durchgesprochen und durch die Theologen zur Konzentration auf die Beantwortung solcher ‚weltlicher‘ Fragen gezwungen werden.

Das „*Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie*“, das in den Monaten August bis Oktober Studenten zu einem Industriapraktikum aufnimmt, sammelt alljährlich aus den deutschen Landeskirchen und aus den Kirchen des Auslandes junge und alte Theologen zu einem Halbjahreskursus in den Wintermonaten (ab 1. Nov.). Die Abstinenz von liebgewordener Thematik, von bekannten theologischen Begriffen und – zumindest während des Fabrikeinsatzes – von gewohntem Lebensrhythmus fällt den Theologen oft sehr schwer. Schnell erkennen sie aber auch, daß sie auf diese Weise dem Durchschnittsmenschen unserer Zeit nahe kommen, ihn besser als früher in seinen Wünschen, Hoffnungen und Tätigkeiten verstehen. In den volkswirtschaftlichen Vorlesungen erkennen sie die Zusammenhänge zwischen Arbeit, Arbeitsergebnis, Sozialprodukt, Geld- und Kapitalmarkt, Innen- und Außenhandel, Reichtum der Industrieländer und Armut der Völker im raschen sozialen Umbruch. Wenn nach dieser Vorbereitung dann die 2 Monate Schichtarbeit in der Fabrik erlebt werden, hat sich vielen Theologen eine neue Welt erschlossen, unsere Welt von heute.



Das Goßner-Haus
in Mainz-Kastel

Im Vordergrund steht nicht mehr die Frage, welche Sprache wir wohl für die Menschen unserer Zeit finden sollten, damit sie in die Kirche kommen. Zweitrangig wird die Frage nach Methoden und Formen kirchlicher Arbeit. Es geht nicht mehr um die eigenen kirchlichen Gruppen und Grüppchen, sondern nun sind die Probleme unserer Gesellschaft in den Blick gekommen, und die Frage an die Theologen wird immer dringlicher: was könnt ihr mit eurer Kenntnis der Bibel und der Geschichte der Kirche Jesu Christi beitragen zur Durchdenkung der gesellschaftlichen Probleme unserer Zeit, zu ihrem Erkennen und zu ihrer Lösung?

Die in der Gesellschaft vorhandenen Gruppen bieten sich geradezu an, zu erproben, was evangelischer Glaube und evangelische Ethik für unsere Zeit bedeuten. Worin besteht die Freiheit der Kinder Gottes für mich, wenn ich Arbeitgeber, Chef, Vorgesetzter oder wenn ich Arbeiter, Angestellter, Beamter bin? Was sagen evangelische Christen zum Eigentum im allgemeinen, zur Konzentration des Kapitals in wenigen Händen oder zur Streuung des Eigentums unter viele? Was bedeuten die Worte Jesu und die seiner Apostel zu solchen Fragen heute? Das will man heute gerade von den Theologen wissen. Deshalb werden sie mehr in den gesellschaftlichen Gruppen unserer Tage gebraucht als in denen der Gemeinde. Eine Frauenhilfe, eine Jugendgruppe, ein Altersheim braucht erfahrene Christen als Leiter, aber nicht unbedingt Theologen. Er wird vielmehr seine Zeit im Gespräch mit den Vertretern der verschiedenen volkswirtschaftlich und sozialpolitisch wichtigen Verbände zubringen müssen, als vor kirchlichen Gruppen eine Andacht zu halten. Das sollten diese in der Kirche des Priestertums aller Gläubigen nach 400 Jahren auch allein tun können. Zu mehr als der Vorbereitung der Gruppenleiter sollte der Theologe keinesfalls herangezogen werden.

Das erfordert allerdings eine *mündige Gemeinde*, also eine Gemeinde mit Mund. Er darf nicht nur im

Chor geöffnet werden. Er muß in der Gemeinde gebraucht werden, um mitzureden von den großen Taten Gottes, um sie für unsere Zeit zu deuten. Deshalb wird der Theologe heute auch in der Gemeinde manchmal mehr hören als reden müssen. Er muß hören, wie das Evangelium den anderen trifft, an welcher Stelle seines Lebens es beunruhigt oder bedeutungslos wird. Aus diesem Grunde reden im Goßnerhaus in Mainz-Kastel bei den Zusammenkünften am Freitag Abend oder an den Sonntagen die Gemeindemitglieder mehr als die Theologen. Bei der Taufe diskutieren Eltern und Paten, bei erwachsenen Täuflingen diese selbst mit den Versammelten. Es wird nach dem Warum und dem Wozu des Taufens offen und radikal gefragt. Die Tauffrage wird so zur echten Frage an die für diese Taufe Verantwortlichen. Oft ist bis zum letzten Augenblick durchaus offen, ob auch wirklich mit Ja geantwortet wird oder nicht. Wer um eine Taufe im Goßnerhaus bittet, muß wissen, daß er nicht billig zu ihr kommt, sondern daß hier hart um Wahrheit und Ehrlichkeit vor der versammelten Gemeinde gerungen wird. Das geht gewiß auf Kosten der Feierlichkeit. Sie ist den hier Versammelten aber auch nicht besonders wichtig.

Manches Gemeindeglied wird diese gerade beim Abendmahl vermissen, das allwöchentlich am Montag Morgen, bei Konferenzen von mehreren Tagen auch jeden Morgen, am Frühstückstisch gefeiert wird. Aber dafür gehört das Herrenmahl zum Leben dieses Hauses, zur Kraftquelle für alle Arbeit im Haus und alle Arbeit, die von hier in die Betriebe und in die Verbände ausstrahlt. Daß auch die Kirchen von der so gestalteten Arbeit der Goßner-Mission in Mainz-Kastel profitieren, ist oft gesagt worden.

Ist sie nun ‚innere‘ oder ‚äußere‘ Mission? Wenn schon eine Bezeichnung gefunden werden muß, dann würden die Mitarbeiter im Goßnerhaus diese wählen: gesellschaftliche Diakonie.

Horst Symanowski

Die Freitagabend-Zusammenkünfte
im Goßner-Haus in Mainz-Kastel



Was sagt das Neue Testament über Eigentum?

1. Einige allgemeine Beobachtungen

Eigentum wird als Privateigentum anerkannt; Lukas 19:1-10 (Zachäus). – Für den Besitz gilt die Verfügungsfreiheit; Matthäus 20:1-16 (Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg). – Die Produktivität des Kapitals, auch im Bankgeschäft, scheint selbstverständlich zu sein; Matthäus 25:27; („Ich hätte das Meine zu mir genommen mit Zinsen“, im Gleichnis von den anvertrauten Pfunden). – Es ist normal, daß „die Eltern für die Kinder Schätze sammeln“; 2. Korinther 12:14. – Der urchristliche „Kommunismus“ ist kein allgemein gültiges Wirtschaftssystem, keine Rechtsordnung für alle; sondern diejenigen, welche aus Liebe und Opferwillen bereit waren, andere Brüder an ihrem Besitz ganz oder teilweise teilnehmen zu lassen, taten dies freiwillig. Apostelgeschichte 2:44, 45; 4:34-5, 4.

2. Worin liegt die Gefahr des Eigentums?

a) Eigentum macht innerlich unfrei. „Wo euer Schatz ist, da ist euer Herz“; Matthäus 6:21.

b) Eigentum macht gierig nach mehr. Jakobus 4:1-4; 5:1-4. Titus 1:11. „Habgier ist eine Wurzel allen Übels“ (1. Timotheus 6:9-10).

c) Eigentum verleitet zu ängstlicher Sorge. „Hütet euch, daß eure Herzen nicht beschwert werden mit Essen und Trinken und mit Sorgen um Nahrung“, Lukas 21:34.

d) Eigentum macht hart und gefühllos für die Not und Bedürfnisse anderer, Lukas 16:19, und macht gedankenlos und bedenkenlos gegenüber Ausbeutung; Lukas 3:13; Jakobus 2:6. „Ihr Kapitalverwalter! Der Lohn der Arbeiter, die euch zu Gewinn verholfen haben und den ihr niedrig hieltet, damit die Dividenden hoch sein könnten, der schreit und zeugt gegen euch vor den Ohren Gottes“ (Jakobus 5:4).

3. Löst Jesus das soziale Problem?

Sagt Jesus, daß die Reichen ärmer und die Armen reicher werden müssen? Nein. Der reiche junge Mann muß mehr tun als nur seinen Reichtum weggeben; er muß seinem Götzen „Geld“ absagen – und dann Jesus nachfolgen; Lukas 18:22. – Bringt Jesus eine neue Eigentumsordnung? Eine neue Verteilung des Eigentums? Hebt Jesus den Gegensatz von „Kapital“ und „Arbeit“ auf? Nein. Wir finden bei Jesus im Neuen Testamente keine direkte Lösung der Eigentums- oder sozialen Frage. Das ist unsere Aufgabe.

4. Aber Jesus leistet einen Beitrag zur Lösung der Eigentumsfrage.

Welchen? Er bringt die „Neue Gemeinschaft“, die Bruderschaft derer, die mit Gott und mit dem Bruder verbunden sind. „Du sollst Gott, deinen Herrn, lie-

ben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst“, (Lukas 10:27). Auf die Frage, wie oft man seinem Bruder in solcher Gemeinschaft vergeben muß, – ob sieben mal genug seien, antwortet er: „Nicht sieben mal, sondern siebzig mal sieben mal“, d. h. ganz – bis die Gemeinschaft wieder hergestellt ist; Matthäus 18:22.

Nach Jesus und dem Neuen Testament soll alles, was wir haben und tun, der Wiederherstellung und dem Aufbau dieser Bruderschaft unter Gott dienen; also auch das Eigentum. „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon“, Lukas 16:9. „Es ist niemand, der Haus oder Bruder ... oder Äcker um meinetwillen ... verläßt, und nicht hundertfältig empfange jetzt in dieser Zeit Häuser und Brüder ... und Äcker“, Markus 10:30. „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan“, Matthäus 25:40. „Arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, auf das du habest zu geben den Dürftigen“, Epheser 4:28.

Der Zweck des Eigentums, nach Jesus, ist es, als Mittel zum Wachsen von brüderlicher Liebe zu dienen.

5. Die Aufgabe der Christen zur Lösung der Eigentumsfrage.

Christen haben in jeder Eigentumsordnung, d. h. gegenüber Privat-, Genossenschafts- oder Staatseigentum zu fragen, ob das Eigentum Gemeinschaft aufbaut oder zerstört; ob es verbindend oder spaltend wirkt. Die Antwort wird im Einzelnen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten – je nach der geschichtlichen Entwicklung – verschieden ausfallen.

Eigentum von Konsumgütern ist ein geringes soziales Problem. Aber Eigentum an Boden, Gebäuden und Produktionsgütern gibt Macht über andere Menschen. Es muß daher stets gefragt werden, ob diese Macht dem Wachsen von Gemeinschaft dient oder schadet. – In einer Ordnung, die auf Privateigentum ruht, werden Christen darauf achten, daß die soziale Verpflichtung des Eigentums gewährleistet ist. Ungezügelte Erwerbsgier, die eine im Privateigentum liegende Versuchung ist, spaltet die Gemeinschaft in Ausbeuter und Ausgebeutete. – In einer Ordnung, die auf totalem Staatseigentum beruht, hat die Staatsverwaltung ungeheure Macht. Die Staatsbürokratie ist in Versuchung, die Freiheit der Beherrschten zu beschränken; und ohne Freiheit gibt es keine Gemeinschaft.

Genossenschaftseigentum oder eine Mischung von verschiedenen Eigentumsarten, die sich gegenseitig das Gleichgewicht halten und die Auswüchse kontrollieren, sind Möglichkeiten, die zu erwägen sind.

P. Theodor Jaeckel, Mainz

Kirchenmusikalische Bibelrüstzeiten in der DDR

Vielen jungen Christen ist das kirchliche Rüstzeitenheim „Rehoboth“ in Buckow/Märk. Schweiz bekannt. Jahr für Jahr kommen etwa 1000 Jugendliche in unser Haus und leben hier für Tage oder Wochen zusammen. Sie lassen sich zurüsten zum Dienst als Christen in der Welt und an der Welt durch Übung im gemeinsamen Leben, gemeinsamen Bibellese, gemeinsamen Gebet und gemeinsamen Feiern.

Dieses Jugend-Rüstzeitenheim ist ein Haus der Kirche, und die Goßner-Mission stellt den Heimleiter dieses Hauses.

Aus der Erfahrung heraus, daß man sich viel eher „zusammenarbeitet“ als „zusammenredet“, wurde schon lange hier in „Rehoboth“ eine Rüstzeit geplant, die jungen Menschen ermöglichen sollte, sich hier im Hause eine eigene Fiedel bauen zu können. Fünf solcher Rüstzeiten konnten in den Jahren 1959 und 1960 durchgeführt werden. Jeweils 8–10 Jugendliche im Alter von 15–28 Jahren bauten sich innerhalb von 14 Tagen ein eigenes Musikinstrument und lernten gleichzeitig die Grundbegriffe des Fiedelspiels.

Die Goßner-Mission, die für die Durchführung verantwortlich zeichnete, hatte als Ziele dieser Wochen vor Augen:

1. Junge Menschen sollten durch gemeinsames Bibellese und durch gemeinsame praktische Arbeit zu einer echten Gemeinschaft zusammenwachsen.
2. Die Teilnehmer sollten sich in Kollektiv-Arbeit jeder ein eigenes Musikinstrument basteln können.
3. Die Jugendlichen sollten ermuntert werden, wieder Hausmusik zu treiben.

Man kann sagen, daß alle diese Rüstzeiten ein voller Erfolg wurden:

Es kam zu einer wunderbaren Gemeinschaft; die Jugendlichen hielten reihum ihre Morgen- und Abendandachten.

Es wurden tadellose Instrumente hergestellt.

Die Freude zum Musizieren wurde geweckt.

Wir hatten viele begeisterte Zaungäste zu Besuch, von denen sich eine ganze Anzahl für weitere Rüstzeiten anmeldeten.

Das Hauptthema der Bibelarbeiten hieß: Was sagt die Bibel über die Musik. Die Jungen und Mädchen suchten eifrig in der Bibel nach den Stellen, die etwas über Musik aussagen und waren zweifellos betroffen davon, wie oft die Musik geistliche Wirkung auf die Menschen der Bibel hatte. Sie erkannten, daß Gott auch heute noch die Musik – und warum nicht auch das Fiedelspiel – in seinen Dienst nehmen will.

Auf jeden Fall lohnt es sich, derartige Rüstzeiten auch weiterhin durchzuführen. Für das Jahr 1961 sind bereits 9 Rüstzeiten geplant. Sobald sich eine entsprechende Anzahl von Teilnehmern gefunden hat, können jeweils weitere Fiedelbauwochen stattfinden.

Neben den Fiedelbauwochen haben wir in diesem Jahre eine Rüstzeit für Freunde des Fiedel- und Flötenspiels durchgeführt. Eine Gruppe von Gliedern der Jungen Gemeinde, die sich in unserer ersten Kirchen-

musikalischen Bibelrüstzeit eigene Instrumente gebaut hatten, kamen, zusammen mit Flötenspielern, für 10 Tage zum gemeinsamen Üben und Musizieren in unser Haus. Als Höhepunkt und Ausklang der Woche fand eine kleine Abendmusik in unserer Buckower Kirche statt, die in der Gemeinde und unter den Kurgästen sehr großen Anklang fand.

Eine solche Musizierwoche wollen wir auch im Jahre 1961 wieder durchführen.

Man muß die Freude der Rüstzeitteilnehmer gesehen haben, wenn sie ihr fertiges Instrument in den Händen hielten; dann kommt man zu dem Urteil, daß diese Rüstzeiten eine lohnende Aufgabe sind.



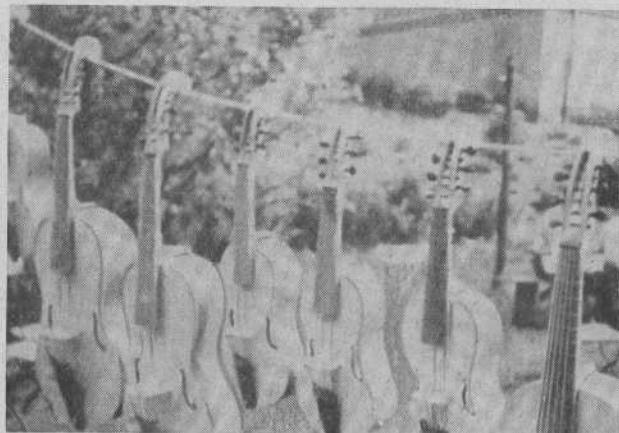
Beim Fiedelbau

An dieser Stelle muß einmal gesagt werden, daß ohne die finanzielle und materielle Hilfe vieler Freunde unserer Arbeit diese Kirchenmusikalischen Bibelrüstzeiten wohl kaum so großen Erfolg hätten haben können. Allen, die unseren Fiedelbau irgendwie unterstützt haben, sei hier sehr herzlich gedankt. Besonderen Dank auch unserem „Fiedelbaumeister“, Herrn Ing. Bernhard Köhler, für seine geduldige und verständnisvolle Arbeit mit den Jugendlichen.

Buckow, Weihnachten 1960

Herbert Vetter, Heimleiter

Die fertigen Geigen



Nachrichten FÜR UNSEREN FREUNDESKREIS

1. Jubiläen und Einweihungen

Am 20. November 1960 wurde das neue Katchistenseminar in Govindpur, das junge Männer aus der Goßner-Kirche zu Evangelisten und Missionaren ausbildet, eingeweiht. Die ganze neu gewählte Kirchenleitung war dazu erschienen. Der Leiter des Seminars ist Pastor *Martin Tete*, der eine zusätzliche theologische Ausbildung in Amerika erhalten und auch Deutschland besucht hat. Als sein Mitarbeiter ist Pastor *Hanukh Minz* berufen worden, der fünf Jahre lang in unserer deutschen Missions-Heimatgemeinde gewirkt hat und bei ihr noch in bester Erinnerung steht. Er und seine Frau Alomani haben nun endgültig in Govindpur Wohnung genommen. Das Kuratorium der Goßner-Mission hat dem Seminar Segenswünsche und eine Spende von 1000,— DM übersandt aus einer Abschiedsgabe, die die Berliner Katecheten, die Evangelische Lehrerschaft und die Evangelischen Schulen in Berlin Missionsdirektor *Lokies* überreicht haben, der im Laufe dieses Jahres sein Amt als Leiter der Kirchlichen Erziehungskammer niedergelegt. Weitere 2000,— DM aus dieser Gabe sind für das Theologische Seminar in Ranchi bestimmt.

Im November 1960 wurde das Rüstzeiten-Heim in der Gemeinde Jarakudar eingeweiht. Jarakudar ist unseren Lesern als die Gemeinde der Goßner-Kirche bekannt, der eine Gruppe von deutschen Ingenieuren und Facharbeitern aus dem Eisenhüttenwerk Rourkela unter Führung von Pfarrer *Dr. Peusch* eine Kirche aufgebaut hat — ein Urwalddorf, etwa eine Stunde von Rourkela entfernt. Jetzt hat dieselbe Arbeitsgruppe ein Rüstzeitenheim fertiggestellt, das sie zunächst für sich selbst zu Wochenendfreizeiten (unter andern auch Bibelfreizeiten) verwenden will. Später soll das Gebäude der Gemeinde Jarakudar für Schulzwecke übergeben werden.

Am 13. Januar beging die Gemeinde Koronjo ihr 75. Jubiläum. Wir gedenken in Dankbarkeit der alten Missionare, die dieses Missionszentrum aufgebaut haben (*Gemsky, Karsten, Klein, Hensel*). Das Kuratorium hat der feiernden Gemeinde seine Grüße und Segenswünsche übermittelt. Wir alle erbitten für ihre weitere Entwicklung nach außen und nach innen Gottes Hilfe.

2. Persönliches

Schwester *Ilse Martin* vom Missionshospital Amgaon hat vom Indischen Generalkonsulat in Berlin den Bescheid erhalten, daß sie Anfang Mai wieder in Indien eintreffen müsse. So ist ihre Abreise für Mitte April vorgesehen. Da sie noch eine Fußoperation durchstehen und dazu vier bis sechs Wochen ins Krankenhaus gehen muß, wird es ihr aus Zeitgründen nicht mehr möglich sein, eine Anzahl von Gemeinden, die sie eingeladen haben, zu besuchen.

Pfarrer *Dr. Peusch*-Rourkela hat uns mitgeteilt, daß er in diesem Jahr mit seiner Familie zu einem kurzen Heimataufenthalt (vom 10. Mai bis 30. August) nach Deutschland kommt. *Lokies*

Schwester Anny Diller zum 60. Geburtstag

Am 4. Januar 1961 beging Schwester *Anny Diller* ihren 60. Geburtstag.

Das Kuratorium der Goßner-Mission gedenkt in Dankbarkeit der langjährigen treuen Dienste, die *Anny Diller* der Goßner-Kirche in Indien im besonderen auf dem Gebiet der Mädchen- und Frauenbildung geleistet hat, und befiehlt sie für die kommenden Jahre, in denen ihr Gott viel Freude schenken möge, Seinem Schutz und Segen.

Wir haben ihre treueste Mitarbeiterin, Schwester *Hedwig Schmidt*, gebeten, unserm Leserkreis einen Bericht über Schwester Annys Leben und Lebensarbeit zu geben. Schwester *Hedwig Schmidt* schreibt folgendes:

„Schwester *Anny Diller* wurde am 4. Januar 1901 in Charkadhpur in Indien geboren. Als sie fünf Jahre alt war,

kam sie nach Deutschland. So war es früher: Missionare hatten sich von ihren Kindern zu trennen. Das war ein Opfer für Eltern und Kinder. Sie kam nach Nürnberg, und mit großer Liebe gedenkt sie ihrer frommen Pflegeeltern dort. —

Ihre Ausbildungsstätten waren das Lazarus-Krankenhaus in Berlin und die Bibelschule im Missionsheim Berlin-Lichtenfelde. 1926 folgte Schwester Anny einem Rufe ihrer Eltern, die in einer Missionsarbeit in Java standen. 1927 wurde Missionar *W. Diller* wieder auf sein altes Missionsfeld nach Indien berufen. Die Goßner-Kirche stationierte ihn in Rajgangpur. So kam Schwester Anny wieder nach Indien, in



ihr Geburtsland. Doch neun Monate später starb ihr Vater, und Schwester Anny übernahm seine Arbeit. Sie reiste (allein mit ein paar Trägern) viel durch die Gemeinden von Rajgangpur, Bamra und Bonai — alles zu Fuß, anders ging es in diesen einsamen Distrikten nicht. Es ist immer bewegend, wenn sie von ihren Erlebnissen und Begegnungen auf diesen Wanderungen erzählt. In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über sie Flügel gebreitet!

1930 wurde sie nach Purulia versetzt. Dort arbeitete sie fünf Jahre in großem Segen. Als sie im vergangenen Jahr Purulia zum Abschied besuchte, war es der Gemeinde eine große Freude, sie wieder zu sehen. Manchmal stellte sich eine junge Mutter vor sie hin, guckte sie schelmisch an und fragte: „Kennen Sie mich noch?“ Ach, war das manchmal schwierig für Schwester Anny! Denn das waren frühere Kindergartenkinder, die nun zur Frau und Mutter herangewachsen waren und mit Stolz ihre Kinder zeigten. 1935 kam Schwester Anny zum ersten Male auf Heimataufenthalt. 1936 ging es wieder nach Indien, zunächst wieder nach Purulia. Aber Oktober 1938 wurde sie mit mir zusammen nach Gumla berufen. Dort fingen wir gemeinsam die Tabita-Bibel- und Haushaltungs-Schule an. Ehe die Schule begann, sind wir viel durch die Gemeinden von Gumla und Loheda gelaufen. Am 1. März 1939 begann unsere Tabita-Schularbeit, doch der 2. Weltkrieg zerschlug nach 9 Monaten diese Arbeit. Wir mußten nach Ranchi übersiedeln. Dort haben Schwester Anny und ich ein reiches Arbeitsfeld gehabt: Religions-Unterricht in der Bethesda-Schule, Bibelkurse für Frauen und Mädchen, u. a. Ende 1942 wurden auch wir interniert. Bis Dezember 1946 mußten wir im Lager Satara (bei Bombay) warten, bis wir wieder auf unser Missionsfeld, in die Goßner-Kirche zurückkehren durften.“

ten. Die Kirche berief uns, die Tabita-Schule wieder aufzubauen. Die erste Station war Burju, von 1946—1950. Dort waren aber ungünstige Verhältnisse für die Schule und im März 1950 fingen wir gemeinsam zum dritten Male das Werk an: in Govindpur. Hier bauten wir gemeinsam das Werk aus, das nun in indische Hände gelegt wurde. In Govindpur ist Schwester Anny durch viel Krankheitsnot gegangen. Aber wir haben erfahren: Wir haben einen Herrn, der da hilft, der da mächtig ist, zu erretten.

Wintermissionsfest in Wolfsburg

Vom 6. bis 8. Januar 1961 fand in Wolfsburg ein Wintermissionsfest der Goßner-Mission statt.

Pfarrer Dobrmann hatte alles organisiert. Die Lokalzeitungen brachten ein Bild der zum Dienst in den Gemeinden eingeladenen Missionsleute sowie eine Information dazu. Das Programm lief ab, wie es bei solchen Veranstaltungen abzulaufen pflegt.

Und dennoch, bei diesem Wintermissionsfest war etwas ganz anders.

Gewiß, es waren zwei junge indische Christen da, und außer dem Missionsdirektor war noch Schwester Ilse Martin anwesend — aber das meine ich nicht.

Ich wage zu behaupten, daß das, was uns der junge Inder Paul Singh gab, mehr war, als all' unsere Opfer zusammen. Er hat uns etwas gesagt, das uns aus unserer geistigen Trägheit aufrütteln muß.

Er erzählte: „Wenn der indische Bischof Asariya einen Menschen getauft hatte, dann ließ er ihn beide Hände über den Kopf legen und nachsprechen: ‚Wehe mir, wenn ich kein Missionar bin!‘“

„Christ ist nur der, der auch Missionar ist“, sagte uns Paul Singh.

Das gilt auch für uns in Deutschland. Natürlich sollen wir nun nicht alle nach Indien oder Afrika gehen. Unsere Aufgabe beginnt hier.

Wir brauchen nur an unsere Nachbarn, Freunde oder Kollegen zu denken, dann wissen wir, wo wir beginnen können. Und es geht nicht darum, daß sie „christliche Sitten“ annehmen oder fleißiger zum Got-

Schwester Anny Diller hat 33 Jahre im Dienste der Goßner-Mission gestanden; nun ist sie heimgekehrt. Am 4. Januar 1961 hat sie ihren 60. Geburtstag feiern dürfen. Und ich weiß mich mit ihr eins in dem Bekenntnis: „Die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind. Seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sie ist alle Morgen neu und Seine Treue ist groß!“ Der barmherzige Herr hat dies Sein Wort an ihr wahrgemacht: „Ja, Ich will euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet. Ich will es tun! Ich will heben, tragen und erretten.“



Arbeitsgruppe Goßner-Mission beim Wintermissionsfest in der Volkswagenstadt Wolfsburg. Von links nach rechts: Paulus Kerketta, Schwester Ilse Martin, Jugendsekretär Riedl, Paul Singh, Missionsdirektor Lokies.

tesdienst gehen, (das sind Begleiterscheinungen), sondern daß ihr gesamtes Leben anders wird.

Wenn wir nun noch ganz ehrlich sind und an uns selbst und unsere Familie denken, dann wissen wir ganz bestimmt, wo unser Missionarsein beginnen muß.

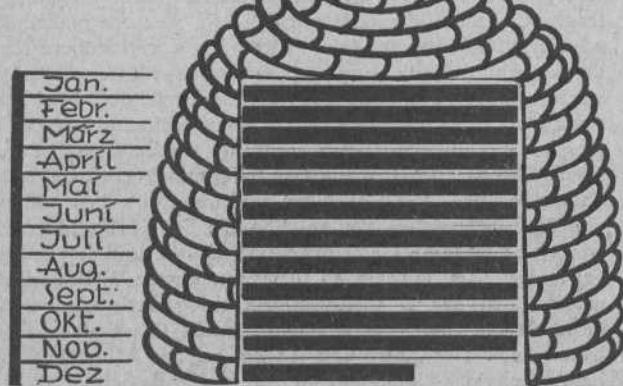
Denen, die für uns draußen in Indien sind, können wir zwei ganz wichtige Stützen geben: 1. unsere Fürbitte und 2. unsere finanzielle Hilfe.

Wenn wir das, außer den vielseitigen Berichten, vom Wintermissionsfest in Wolfsburg mitnehmen, dann war es für alle Beteiligten segensreich.

Eine Gruppe hat das in Wolfsburg sofort verstanden, die Kinder der Christuskirchengemeinde. Sie wollen jeden Sonntag im Kindergottesdienst für die kranken Kinder in Amgaon sammeln.

Wir aber wollen uns noch einmal sagen lassen: „Wehe mir, wenn ich kein Missionar bin.“

Wolfgang Riedl



Goßnersche Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 52050 beim Postscheckamt Berlin-West für Goßnersche Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Goßnersche Missionsgesellschaft Mainz-Kastel

Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 31. Dezember 1960
betragen 300000,— DM
sie beträgt 291667,36 DM

Wir haben zu wenig
gesammelt 8332,64 DM

Unser Gabenkonto:

Gossner'sches Missionsblatt



Berlin, April 1961 (Nr. 2)

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Gegründet 1834



»ER REDET GEWISSEMASSEN MARSCHIERENDE KOLONNEN AN...«

Die Mission ist uns auf den Leib gerückt. Die Welt ist klein geworden. Vor 50 Jahren noch lasen Afrikaner und Asiaten am Missionar ab, was Christsein heißt. Heute brauchen sie dazu keinen Missionar. Heute sind die Afrikaner und Asiaten bei uns. Und die anderen lesen in den Zeitungen und hören im Rundfunk, sehen in den Bildzeitschriften und in den Kinos das, was ihrer Meinung nach Christentum ist. Sie nennen es die RELIGION OHNE GLAUBIGE. Und die Brüder aus der jungen Christenheit können es nicht verschweigen: Ihr legt uns Lasten auf mit dem, was ihr sagt, mit den Gliedern eurer Kirche, die im weltlichen Beruf zu uns kommen und durch ihr ganzes Sein wider uns zeugen und doch zu euch gehören. Mehrere von denen, die in Europa waren und durchaus nicht naiv urteilen, haben an mich — und zwar aus dem heraus, was sie an gottesdienstlichem Leben mit erlebt — eine merkwürdige Frage gestellt: „Wie stehen die Glieder eurer Kirchen eigentlich zu den Religionen? Wissen sie, was sie von den Religionen trennt? Wir haben manchmal den Eindruck, daß es im europäischen Christentum um dieselben Dinge geht wie in unserer heidnischen Umwelt auch. Man braucht Trost und Kraft. Man möchte in der Neigung zum Guten bestärkt werden und die Zuversicht genährt haben, daß es schließlich nicht so schlimm kommt. Und das alles knüpft sich an den Nothelfer Jesus. Nur der Name ist verschieden. Bei uns heißt es: Krishna, Buddha oder Mohammed. Wissen die Glieder eurer Kirchen eigentlich, warum sie Christen sind, oder sind sie es doch nur, weil sie in christlicher Umgebung geboren sind? Wie lebt ihr mit den Nichtchristen bei euch? Wir haben kaum etwas anderes gesehen als zeugnislose Koexistenz.“ Das sind nicht nur neugierige Fragen. Sondern dahinter steht das, was ein Christ aus Asien einmal so ausgedrückt hat: „Ihr könnt uns nichts Größeres und Notwendigeres tun, als daß ihr wirklich Kirche seid.“

Der Botschafter an Christi Statt,

steht heute in Asien nicht in einer sich auflösenden Welt, in der er den einzeln gewordenen Menschen anreden kann, sondern in einer Welt, die sich neu formiert.

»ER REDET GEWISSEMASSEN MARSCHIERENDE KOLONNEN AN»

Prof. D. Walter Freytag †

Zu unserem Titelbild: Die Türglocke zur Goßner-Mission, Zweigstelle Ost, Göhrener Straße 11 (Ostberlin), steht nicht still

Der Protestantismus im Rückzug angesichts der offenen Türen in Indien

Ein Artikel der „International Review of Missions“, Oktober 1960, geschrieben von Rev. *Din Dayal*, der als Missionar der „Vereinigten Kirche Nordindiens“ unter den Indern in Afrika wirkt und hier seine Beobachtungen während eines Heimurlaubs mitteilt — ins Deutsche übertragen von Präses Lic. *Stosch*.

Indien geht einer Zeit so reicher Möglichkeiten durch die Verkündigung des Evangeliums entgegen wie noch nie in diesem Jahrhundert. Diese Überzeugung hat sich dem Verfasser dieses Aufsatzes aufgedrängt, während er kürzlich mehr als 10 000 Meilen in Indien und Pakistan reiste, mehr als 130 Gruppen von Christen besuchte und vielen Hundert Christen persönlich begegnet ist. Dem steht die betrübliche Tatsache entgegen, daß überall in den protestantischen Kirchen und Missionen eine mutlose Rückzugsstimmung herrscht und daß man deshalb nicht bereit ist, dem Ruf des Indiens von heute zu folgen.

In welcher Stärke dieser Ruf an uns ergeht, mögen wir aus folgenden Beispielen erkennen, die aus verschiedenen Gegenden Indiens gewählt sind: Ein Missionar im Panjab erklärte, es müßten wenigstens 20 bis 25 Bibelkreise in seinem Distrikt existieren, er wisse nur von 4 oder 5. Diese seien gegründet worden von Nicht-Christen zwecks Studiums der Bibel. Jeder dieser Kreise habe zwischen 15 und 50 Mitglieder. Kein Missionar, kein Christ sei an der Gründung beteiligt gewesen. Der Verfasser fand in fast jeder Gemeinde im Panjab neubekehrte und suchende Menschen, und zwar gehörten die meisten von ihnen den höheren Kasten und Bildungsschichten an. Diesen erstaunlichen Vorgang erklärten sich die Gemeindeleiter aus der Beobachtung, daß die Angehörigen der niederen Kasten gegenwärtig mehr Interesse hätten für die ihnen jetzt verfassungsmäßig zugestandenen Rechte und Freiheiten als für geistliche Dinge. Infolge davon haben die Bekehrungen von Gruppen aus den niederen Kasten fast ganz aufgehört. — Jemand hat zu bedenken gegeben, ob nicht Gott uns jetzt an die lange vernachlässigten höheren Kasten und an die Gebildeten weist, während wir immer noch versuchen, die niederen Kasten zu gewinnen.

Ein Geschäftsmann aus dem Stämme der Sikh gab kürzlich einen Kalender heraus mit einem Bibelspruch auf jeder Seite. Die Zahl derer, die an einem biblischen Fernunterricht sich beteiligen, geht schon in die Millionen. Unter den Neubekehrten findet man Regierungsbeamte, Doktoren, Kaufleute, Rechtsanwälte, Studenten. Während die Neubekehrten aus den niederen Ständen es oft an Ernst fehlten lassen, zeigen die Bekehrten aus der Oberschicht ungewöhnlichen Eifer und Einsatzbereitschaft.

Ein Doktor, der vor wenig mehr als einem Jahr getauft wurde, ist wegen seines Einsatzes für das Evangelium zum Pastor seines Ortes berufen worden. Ein Regierungsbeamter im westlichen Teil Indiens holte zur Feier des Tages, an dem er getauft wurde, eine Musikkapelle heran und ließ Süßigkeiten am Ort verteilen, wie es an Festtagen üblich ist. Ein Händler sagte, er sehe eine Aufgabe darin, an seine Kunden nebenher christliche Blätter abzugeben. Man

könnte noch mehr solcher herzerfreuernder Beispiele berichten.

Wir haben schon allzuviiele Klagelieder hören müssen über die finsternen Zukunftsaussichten der Mission in Indien. Daher ist es hohe Zeit, die Aufmerksamkeit auf die sich neubietenden Missionsgelegenheiten zu lenken. Zwar kann man nicht leugnen, daß es bald nach der Unabhängigkeitserklärung Indiens Widerstand gegen die Mission und sogar Verfolgung gegeben hat — was übrigens der Kirche gut bekommen ist. Aber jetzt sind wir bereits in eine neue Periode eingetreten. So mußte es kommen. Die indische Öffentlichkeit beginnt, sich ein überlegteres und gerechteres Urteil über die Mission zu bilden. Man sieht allmählich, daß die Gegner der Mission in ihrer Kritik rein negativ und niederreißend verfahren und daß viele Vorwürfe, die man der Mission macht, auf Unwissenheit beruhen. Kürzlich hatte ein Missionshospital der Kirche von Schottland allerlei auszustehen von einer Krakeel machenden Bande von Hindus. Ein Nicht-Christ, der freundlich über das Hospital dachte, traf zufällig auf der Straße den Anführer dieser Leute und fragte ihn, warum er die nützliche Tätigkeit der Missionare störe. Die Antwort war: „Diese amerikanischen Missionare sind eine widerliche Gesellschaft, die müssen wir loswerden.“ Als ihm gesagt wurde, daß diese Missionare keine Amerikaner seien, sondern Schotten, sagte der Mann: „Na ja, ist etwa Schottland kein Teil von Amerika?“ Die Bevölkerung Indiens kann den liebevollen Dienst der Missionare nicht vergessen. An manchen Orten wendet sich das Volk gegen solche Fanatiker. In einem entlegenen Städtchen im westlichen Indien erschienen Unruhestifter von außerhalb, um gegen die Mission zu hetzen. Sie zogen vor das Hospital und ließen ihre Kampfkündigungen gegen die Missionare ertönen. Der Leiter des Hospitals erklärte sich bereit, ihnen den Schlüssel des Hospitals auszuhändigen; wenn die Leute am Ort ihre Dienste nicht mehr wünschten, seien die Missionare bereit zu gehen. Jetzt meldeten sich diese Leute am Ort, die sich bis dahin im Hintergrunde gehalten hatten, und sorgten dafür, daß die Unruhestifter die Stadt schleunigst verließen. In einem anderen Städtchen wurden solche zudringlichen Hetzer von ihrem Podium heruntergeholt, von dem aus sie die christlichen Missionare schlecht machten. Sie wurden verprügelt, bis sie schrien: „Sieg für Jesus Christus“. In diesen beiden Fällen hatten die Christen nicht nötig, auch nur ein einziges Wort zu ihrer Verteidigung zu sagen.

Obschon es so etwas wie eine Wiedererhebung und Wiederbelebung des Hinduismus gegeben hat und noch gibt, so hat doch längst christliches Denken und westliche Kultur den Erfolg gehabt, die alten Religionen des indischen Volkes in ihren Grundfesten zu er-

schüttern. Im Leben der Menschen ist ein Hohlraum entstanden. Außerlich mag man im Brauchtum der Hindus weiterleben, wie auch im alten römischen Reich nach Überwindung des Heidentums viele heidnisch weiterlebten. Die Christenheit ist aufgerufen, diesen Hohlraum in Indien jetzt auszufüllen, wie einstmal im römischen Reich. Die gestürzten Götter und Göttinnen Indiens können die Herzen der Gebildeten nicht zurückerobern, und die wiederaufgelebte Philosophie kann höchstens nur wenige befriedigen. Dies ist die Verlegenheit, in der sich die hinduistische Reformbewegung befindet, und eben dies

ist die Gelegenheit, die sich der Christenheit jetzt und künftig bietet, in die entstandene Lücke zu treten.

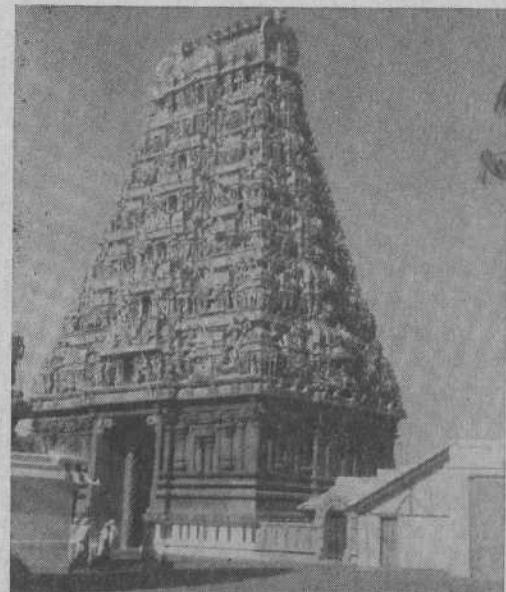
Allein, die protestantischen Missionen und Kirchen sind nicht gerüstet, dem Ruf Indiens zu folgen. Hinsichtlich der indischen Kirchen ist zu sagen, daß sie immer noch mit ihrer Organisation beschäftigt sind. Die meisten haben immer noch nicht die hohe Verantwortung begriffen, die ihnen mit ihrer Selbständigkeit auferlegt ist. Prozesse, der Spektakel um Missionseigentum, Wahlkämpfe beschäftigen und belasten sie. Die Demokratie ist für manche Kirchen zum Fluch



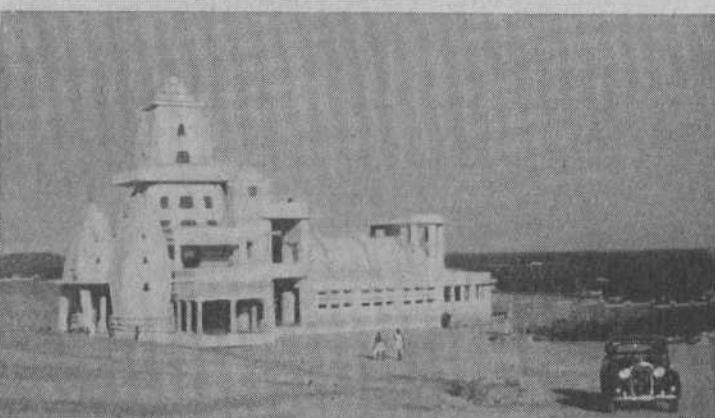
Oben links:
Der Tempelteich in der
Tempelstadt Madura
(Südindien)



Mitte:
Raj-Lingam-Tempel in
Bhubaneswar (Orissa)



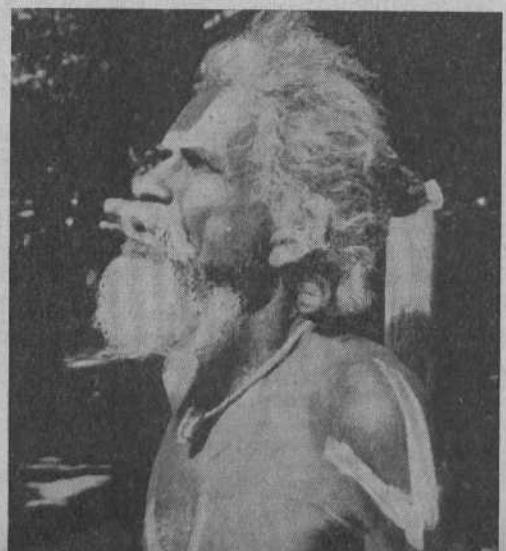
Unten links:
Gandhi-Tempel an der
Südspitze Indiens (Kap
Cormorin), in dem Gandhi
göttliche Verehrung dar-
gebracht wird



Oben rechts:
Tempeltor bei Madras



Mitte:
Der moderne Birla-
Tempel in Neu-Delhi



Unten rechts:
Ein Sadhu (Hindupilger)

geworden, denn über all diesen Sachen bleibt wenig Zeit, noch an Missionsarbeit zu denken.

Unter den Missionaren herrscht viel Unklarheit und Meinungsverschiedenheit über das Problem der sich selbst erhaltenen und sich selbst ausbreitenden Kirchen. Es scheint, daß die meisten alten Missionen zu dem Schluß gekommen sind, daß ihre Aufgabe Indien gegenüber erfüllt ist, jedenfalls hinsichtlich der Möglichkeit der Missionsarbeit im eigentlichen Sinne, nämlich der Verkündigung der christlichen Botschaft an solche, die sie noch nicht gehört haben.

In vielen Provinzen Indiens sind kaum noch Missionare alter Missionsgesellschaften zu finden. Wahrscheinlich haben die Kirchen Europas und Amerikas keine Vorstellung davon, daß Indien das größte Missionsfeld der vom Kommunismus nicht beherrschten Welt ist. Der Verfasser ist zwar davon überzeugt, daß der alte Typ des Missionars, der auf seiner Station die Herrschaft führte, nicht mehr erwünscht ist, weil die Ortsgemeinde weit größere Verantwortung für die Ausbreitung des Evangeliums auf sich nehmen muß. In einzelnen Fällen ist vielleicht sogar die Anwesenheit eines Missionars auf einer früheren Station vom Übel für die Ortsgemeinde. Gewiß sollen in solchen Fällen die Missionare nicht auf ihren alten Missionsstationen bleiben. Aber es gibt viele Gebiete, die sich der Missionsarbeit öffnen würden. Man könnte auch neue Wege entdecken, wie das Zeugnis von Christus der Welt von heute gesagt werden muß. Diejenigen, welche solche neuen Wege betreten haben, finden, daß es sich reichlich lohnt.

Wir stehen heute vor dem betrüblichen Ergebnis, daß die alten Missionare sich mehr und mehr zurückziehen und daß in ihren Heimatkirchen sich schwer ein Ersatz findet. Unter denen, die noch kommen, sind manche, die nicht begreifen, was das Indien von heute von ihnen erwartet, die es versäumen, sich der gegen früher stark veränderten Situation anzupassen. Diejenigen, die ihre Aufgabe erkennen und denen es gelingt, sich in das neue Indien einzugliedern, finden sofort freundliche Aufnahme, bei Christen und Nicht-Christen in gleichem Maße. Es wäre nicht möglich, aber es ist leider so: auf vielen, jetzt verlassenen Missionsfeldern herrscht Verzagtheit und Mutlosigkeit. Ein Beamter an der Spitze eines Landkreises beklagte es, daß keine neuen Missionare in seinen Kreis kämen; die Schulen, die dem Aufbau der Gemeinde gedient hätten, seien geschlossen worden. Er

sprach die Befürchtung aus, daß spätestens 1968 die Missionsarbeit in jener Gegend ihr Ende erreicht hätte, und damit würde es auch zu Ende sein mit der christlichen Arbeit überhaupt und mit der Kirche in den Dörfern, fügte er hinzu. — Ein Beispiel für die pessimistische Einstellung einer Missionsgesellschaft, und nicht nur einer: Die Regierung einer indischen Provinz bat die protestantischen Missionen, eine Hochschule in der neuen Regierungshauptstadt zu eröffnen. Diese Missionen lehnten ab. Darauf boten die römischen Katholiken ihre Hilfe an, die bereitwillig angenommen wurde. Da in dieser Stadt keine geeigneten Häuser vorhanden waren, wurde ein Regierungsgebäude und Land zur Verfügung gestellt für das neue Schulhaus. In dieser Stadt haben die Protestanten keinerlei Stützpunkt.

Wenn man reist, kann man deutlich den stärker werdenden Hunger nach dem Evangelium im indischen Volke spüren — und gleichzeitig den Niedergang der protestantischen Missionen. Sie haben den sieghaften Mut und Unternehmungsgeist verloren.

Im Gegensatz zu der rückläufigen Bewegung im Protestantismus bemerkt man überall in Indien den ungeheuren Fortschritt des römischen Katholizismus. Wenn dies so weitergeht, werden die Protestanten vielleicht nach 100 Jahren merken, daß die Felder, auf denen sie die mühsame Säemannsarbeit getan haben, von den römischen Katholiken besetzt sind und daß diese die reiche Ernte eingeheimst haben, deren Samen einst die Protestanten gestreut haben.

Bis vor kurzem waren die römischen Katholiken nur in Südinien und an der Westküste stark vertreten. Jetzt sind sie im Anmarsch nach Mittel- und Nordindien. Sie haben ihr größtes Seminar für Südinien in Poona errichtet. Überall schießen ihre Schulen und Hochschulen aus der Erde. Niemandem kann der Gegensatz zwischen dem zurückweichenden Protestantismus und dem vordringenden römischen Katholizismus verborgen bleiben.

Dies sollten die protestantischen Missionen und Kirchen sich zu Herzen nehmen. Ist das der rechte Weg, sich furchtsam seinen Verpflichtungen zu entziehen? Ist Mission eine beständige Aufgabe der Kirche, oder ist sie nur dort zu treiben, wo eine Regierung sie begünstigt? Glauben wir, daß Indien schließlich doch zu Christus finden wird? Tun wir recht, Indien aufzugeben zu einer Zeit, wo sich in so großer Zahl Herzen für die Botschaft öffnen? *Din Dayal*

Links: Kongreß der Weltreligionen in Neu-Delhi 1956, besucht von Hindus, Buddhisten, Mohammedanern, Christen. Ein Sikh eröffnet den Kongreß (siehe Bild rechts). Auch die orthodoxe Kirche in Sowjet-Rußland ist vertreten.





Äußere Mission und Ökumenische Diakonie

Leitsätze
von Kirchenrat
Dr. Christian Berg,
Stuttgart/Berlin

I.

1. Die gesamte Christenheit steht unter dem Herrengebot wie auch der Verheißung der *Sendung in die Welt*. Alle einzelnen Funktionen und Dienste der Kirche haben Anteil am „Amt der Versöhnung“ (2. Kor. 5), die sie als Heilswillen des Dreieinigen Gottes auf dem Grund seiner Selbstoffenbarung allen Völkern kundzumachen hat.
2. Im engeren Sinn verstehen wir *Mission* als den Ruf an die Völker zur Kindschaft Gottes, zur Jüngerschaft Jesu Christi und zur Kirchbildung in der Kraft des Heiligen Geistes, der lebendig macht. Dieser Auftrag des Dreifaltigen Gottes wird bis zum Ende der Tage nicht sein Ende finden.
3. Untrennbar von diesem missionarischen Dienst war und ist das helfende Handeln der *Diakonie*. Sie hat oft die *Voraussetzungen* dafür geschaffen, daß der Ruf hörbar werden konnte (ärztlicher Dienst an den Kranken); sie ist in *Konsequenz* des verkündigten Wortes und als dessen Frucht mit, in und unter der Bildung von Gemeinden und Kirchen gewachsen. Weil diese Diakonie bei allen heranwachsenden Kirchen auf dem Erdenrund zu finden ist und geschehen soll und soweit diese sich gegenseitig in ihrem Auftrag stärken, heißen wir sie *ökumenisch*.

II.

4. Aus dem Dienst der *Mission* sind in Afrika und Asien *Kirchen erwachsen*, deren Verhältnis zu den Mutterkirchen in Willingen als „partnership in obedience“ (Partnerschaft im Gehorsam des Glaubens) bezeichnet wurde. Sie selber sind jetzt in erster Linie *Träger des missionarischen Dienstes* in ihren mehrheitlich nichtchristlichen Völkern. Sie haben Anteil an deren nationaler Empfindlichkeit angesichts der eben gewonnenen oder noch erstrebten Autonomie. Sie müssen den Anschein vermeiden, Einfallstor und Wirkungsfeld ausländischer Einflußnahmen zu sein, damit ihre Stellung in ihren jungen Staaten nicht erschwert und kompliziert wird.

5. Sie bedürfen zweifellos und zugegebener Maßen zur Erfüllung ihres Auftrages *brüderlicher Hilfe*, oft noch stärker als vorher. Diese sollte ihnen auf ihre verantwortlich ausgesprochene Bitte hin brüderlich, wenn auch nicht bedingungslos gewährt werden.

6. Diese Hilfe muß zugleich *materieller und personeller* Art sein. Nur in solcher Einheit ist sie wirksam und gesegnet.

7. Der Charakter missionarischen Dienstes aus den „Mutterkirchen“ — vollends im Licht des bevorstehenden Zusammenschlusses des Internationalen Missionsrates mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen — erfährt immer stärker *Wandlungen bezüglich der organisatorischen Probleme in der Heimat* (Verhältnis Missionsgesellschaften-Kirchen). Dabei ist die freie Entfaltung missionarischer Kräfte und die Verantwortung der Kirchen für die Mission immer mehr in Einklang zu bringen.

8. Die missionarischen Kräfte der Heimat, die in Missionsgesellschaften gesammelt sind, sollten danach trachten, *Pionier-Aufgaben* in noch unerschlossenen Gebieten der Welt in Angriff zu nehmen.

III.

9. Die *ökumenisch* ausgerichtete *Diakonie* — unentbehrliche Funktion der Kirche Christi, vollends in ihrer heutigen Situation — hat zwei charakteristisch unterschiedliche Aufgaben:

a) Die *allgemeine Nothilfe*, die Menschen in leiblicher Gefährdung und Bedürftigkeit ohne Ansehen der Rasse, der Religion oder der politischen Überzeugung zugewandt ist, wie sie bei uns vor allem in der Aktion „Brot für die Welt“ Gestalt gewonnen hat.

b) Die *Stärkung schwacher Bruderkirchen* für die intensive Erfüllung ihres gesamten Dienstes in ihrer nicht-christlichen Umwelt.

10. Dieser Dienst muß ebenfalls in der *Einheit personeller und materieller Hilfe* erfolgen und hat in der Regel konkrete Bittgesuche der Bruderkirchen zur Voraussetzung.

11. Er hat der *Versuchung* zu widerstehen, ein quasi deutsches „Welt-Hilfswerk“ aufzurichten, weil notwendig eine Überbetonung der *nationalen* Mitbeteiligung erfolgen würde. Er ist vielmehr dankbar dafür, wenn er in ständiger Zusammenarbeit mit den Bruderkirchen und der Ökumene geschehen kann.

12. Er vermag die *Mission* in den sozialen und diakonischen Aufgaben *zu entlasten* und ist andererseits auf *deren Erfahrungen* angewiesen, wenn er nach kundigen und verantwortlichen *Trägern* seiner Hilfsmaßnahmen Ausschau hält.

13. Die ökumenische Diakonie hat in der Heimat Glieder unserer Gemeinden auf ihre Verantwortung für den „fernen Nächsten“ anzusprechen vermocht, die von den traditionellen Bemühungen der Mission nicht erreicht wurden. Daher sind nicht *Empfindungen der Konkurrenz*, sondern Dankbarkeit für die erweiterten Dienstmöglichkeiten und Absprachen in der Zusammenarbeit zwischen den Funktionen der Kirche am Platz.

IV.

14. Mission und ökumenische Diakonie — je in der Besonderheit ihres Auftrages erweisen auch darin *ihre Einheit* als zwei unveräußerliche Lebensweisen der Kirche im Blick auf die Welt, daß sie *gemeinsam der Vermischung mit der staatlichen Entwicklungshilfe* konsequent widerstehen und das Maß ihrer Wirkungsmöglichkeiten vom Opfer der Gemeinden und Beitrag der Gliedkirchen bestimmt sein lassen.

15. Sie wünschen eine kräftige und planvolle staatliche Entwicklungshilfe, aus welchen politischen und wirtschaftlichen Erwägungen sie immer geschehen mag. Sie sind bereit, mit ihrem Rat und ihren Erfahrungen an ihr mitzuwirken, soweit ihre Mitarbeiter als Bürger des Staates darum erachtet werden.

Für *Aufgaben*, die in Deutschland anfallen (Ausbildungsstätten, Hilfen in der Stipendiengewährung an Studenten aus Übersee, Frachtkosten für gesammelte Kleidung etc.), läßt sich eine Unterstützung ökumenischer Hilfsmaßnahmen der Kirchen aus öffentlichen Mitteln denken.

16. Die *Gründe ihrer Warnung* davor, daß sich kirchliche Gruppen als Kanäle staatlicher Gelder in die afro-asiatischen Länder zur Verfügung stellen, sind im wesentlichen folgende:

a) Eine *Zerreißung der EKD* würde erfolgen, da in der DDR eine solche Praxis unvertretbar wäre und unsere Gemeinden dort schärfsten Angriffen ausgesetzt und an der Gemeinsamkeit des Handelns Hinderungen erfahren würden.

b) Eine *Ablösung des Opferwillens* auch in Westdeutschland wäre unvermeidlich, wenn große staatliche Summen den Kirchen zur Verfügung gestellt und angenommen würden.

c) Die Rücksicht auf die begrenzte Leistungsfähigkeit unserer Bruderkirchen in Übersee in personeller und verwaltungsmäßiger Hinsicht.

d) Deren zu erwartender begreiflicher *Argwohn* — oder doch der ihrer Länder und Regierungen — daß unter dem Deckmantel bedingungsloser kirchlicher Hilfe massive politische und wirtschaftliche Einflußnahmen erfolgen könnten.

17. Mission und ökumenische Diakonie haben deshalb die dringende Bitte an die Kirche, in dieser bedeutungsvollen Frage *einfältig zu handeln* und den verheißenden Segen ihres Herrn um des verlockenden Mammons und vorgespiegelter erweiterter Wirkungsmöglichkeiten willen nicht aufs Spiel zu setzen.

18. Mission und ökumenische Diakonie haben gemeinsam die große Aufgabe, den *Horizont unserer Gemeinden* zu weiten, damit sie das zur Ernte weiße Feld in der Welt erkennen und auf den Ruf des Herrn zum finanziellen Opfer und zur persönlichen Hingabe gehorsam antworten.

Die indische Frau im modernen Indien



Harte Arbeit im Erzlager (Bauxit)

Es ist nicht möglich, dieses Thema für Indien zu verallgemeinern, da es so viele verschiedene Rassen und Stämme, und somit auch verschiedene Sprachen, Sitten und Gebräuche gibt, die sich nicht verallgemeinern lassen. So will ich mich auch nicht mit der modernen Hindufrau oder mohammedanischen Frau befassen, sondern von der Frau der Ureinwohner Indiens („Adivasis“ genannt), unter denen wir gelebt und gearbeitet haben, erzählen. Das Land heißt Chota Nagpur.

Heute finden wir einen krassen Unterschied zwischen Stadt und Land. In den Städten macht sich die fragwürdige westliche Kultur — besonders, wo die großen Industriewerke sind — immer mehr und mit größerem Tempo bemerkbar. Dort sieht der Adivasi mit Staunen — aber mehr noch mit Mißtrauen — das Neue unter sich Raum gewinnen. Die in diese Städte einwandern, werden von all dem Neuen erbarmungslos mitgerissen. Die meisten lassen alles stumpf und dumpf über sich ergehen. Die sogenannten Gebildeten jedoch versuchen — wenn auch mit viel Mißtrauen — sich dem Neuen anzupassen. Auf dem Lande jedoch hat die Zeit noch weitgehend stillgestanden. Das Neue macht sich nur dadurch stark bemerkbar, daß eine Landflucht großen Stils eingesetzt hat. Man bekommt keine Knechte und Mägde für die Landarbeit mehr. Sie ziehen in die Städte — der Mann, die Frau, die Söhne und die Töchter. Wenn diese nun einmal heimkehren mit besserer Kleidung, mit Schuhen an den Füßen (!), und von all dem Neuen, Modernen berichten, dann hört man staunend zu, gruselt sich wohl auch einmal vor all dem Gehörten — und ist froh, daß man noch auf dem Lande ist, noch in seinen alten Sitten und Gewohnheiten leben kann. Aber es ist erschütternd zu sehen, wie langsam, aber sicher all das Neue, Moderne seine zerstörende, zerstörende Wirkung auf die Familie und den Einzelnen ausübt.

Wie wirkt sich nun die moderne Zeit auf das tägliche Leben des Einzelnen der Ureinwohner aus? Der Einzelne war bisher fest in das weitverzweigte Gefüge der Großfamilie, der Sippe und des Stammes eingeschlossen. Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, wie eng die Familien- und Sippenbande sind. Das äußert sich schon darin, daß jeder von der Familie ganz genau seine Verwandtschaft bis zum dritten, ja vierten Grade kennt. Dieses feste Gefüge der Großfamilie hat ja wohl Nachteile und wird manchmal als Hemmung empfunden, aber auf der anderen Seite bedeutet es für den Einzelnen einen großen Schutz und gibt Halt und Geborgenheit.

Wer aber heute in die großen Industriewerke und Städte auswandert oder zum Militär geht, das jetzt auch immer mehr junge Menschen in seinen Dienst ruft, der fällt langsam, aber sicher aus diesen starken Familien- und Sippenbanden heraus. Er taucht unter in eine für ihn neue Welt, wo er mehr verdient, Neues sieht, Neues lernt — das Meiste nicht zu seinem Besten, sondern zum Schaden. Da wird ihm auch der Unterschied zwischen dem „neuen, modernen“ Leben und seinem sehr einfachen, schlichten, armen Dorfleben klar. Er fühlt sich „besser, gebildeter“ und hat keine Lust mehr, in sein Heimatdorf, in den Schoß der Großfamilie zurückzukehren oder sich den alten Sitten zu unterwerfen. Wer aber so aus der Großfamilie ausscheidet, wird mehr und mehr hältlos. In den großen Industriestädten kennt sich kaum jemand, kümmert sich niemand um sie; so paßt auch keiner auf sie auf. Somit sind sie nicht nur aus der Geborgenheit der Großfamilie gelöst, sondern auch von den strengen — oft recht guten Sitten der Sippe und des Stammes und ihres Dorfes. Hier entsteht nun ein gefährliches Vakuum, ein Hohlraum.

Die Kirche steht vor schweren Problemen: in den Industriestädten, oder auch sonst in den Großstädten, sind die Christen weitverstreut, darum schwer erreichbar und schwer zusammenzuschließen. Für die Arbeit in den Gemeinden der großen Industriestädte müssen auch besonders geschulte Kräfte sein, die die indische selbständige Gossner-Kirche aber noch nicht hat. So sind die Christen dort weithin geistlich un-

Bei der Erntearbeit. Dal, eine Linsenart, wird ausgedroschen



versorgt. Noch übt die Kirche in den Landgemeinden Kirchenzucht und scheidet die, die die Ehe brechen, aus. Aber wer kann dieses Amt heute noch in Industriegebieten in gerechter Weise ausüben, wo der Überblick fehlt? So ist die erste und wohl auch die ernsteste Gefahr des Vakuums: innere und äußere Verwahrlosung!

Dazu kommt eine zweite Gefahr, die ebenso ernst ist: Andersgläubige nutzen diese Hohlräume aus, um die entwurzelten halt- und hilflosen Mädchen und Frauen zu verführen, die dann als Nebenfrauen oder gar Dirnen ein trostloses Leben führen. Wenn es sich

lichkeit, daß der Name Jesu Christi, der allein der rechte Wegweiser zu Gott ist, durch die Mutter ins Herz des Kindes gepflanzt werden soll. So muß sie zuallererst einfachste Bibelkenntnis haben. — Darum ist Tabita eine Bibelschule. Aber das nicht genug: Die Mutter soll nicht nur ihrem Kinde den Namen, der über alle Namen ist, von Kindheit an einprägen, nein, sie soll auch das ausleben und vorleben, was sie glaubt, und darin ihrem Kinde ein Vorbild sein. So haben wir die Frauen und Mädchen im Internat zusammengeschlossen, damit sie im Zusammenleben und -arbeiten christliches Leben üben. Weil aber Gott auch ein Gott der Ordnung ist, legen wir auch großen Wert darauf, daß die Mädchen und Frauen in der Tabitaschule lernen, wie sie ihr einfaches Haus erhalten können durch tägliches Reinigen der Dächer von weißen Ameisen — durch Verkleistern schadhafter Stellen am Hause, auch, wie sie ihr Haus ver-



Malen und Basteln in der Tabita-Schule



Abpflücken von Baumknospen als Gemüse für die heiße Jahreszeit

dabei um Mädchen und Frauen aus den Adivasis handelt, die gleichzeitig Christen sind, so gehen sie nicht nur für ihr Volkstum, sondern auch für ihre Kirche verloren.

Welch ernster Warn- und Mahnruf an uns Christen! Kein Mensch kann lange in einem solchen Hohlräum leben. Das menschliche Herz kann nicht im Leeren bleiben, kann nicht leer sein. Es sind immer nur zwei Dinge, die unser Herz erfüllen können: Das Gute oder das Böse. Christus selbst weist den reichen Jüngling zurecht, daß nur Gott allein gut ist. So ist Gott das Gute, und das wahre Gute ist allein Gott! Und das Böse, der Böse ist der Satan, der Widersacher Gottes. So kann in unserem Herzen entweder nur Gott oder Satan diese Leere, den Hohlraum, füllen. Wie ernst ist nun an unsere indischen Christen und genauso an uns deutsche Christen die Mahnung: Füllt diesen Hohlräum mehr denn je mit der Wortverkündigung, tragt Christus den Herrn, den einzigen Helfer, die einzige Richtschnur in all dem Neuen, in all die Umwälzung hinein! Es gibt einfach keine andere Hilfe.

Dies ist auch das Ziel der Tabitaschule, die wir 1939 — also schon vor dem zweiten Weltkrieg — gründeten. Wir erkannten damals mit ganzer Deut-

schönern können durch Kalken ihrer Wände, durch eine kleine Malerei an der Wand, durch ordentliches Hinstellen der wenigen Habseligkeiten. Sie lernen kochen, bügeln, mit Wolle umzugehen, ihren Boden so zu behandeln, daß er wie Zement wirkt und nicht täglich mit Kuhdung bestrichen werden muß. Sie lernen nähen, stopfen, flicken — wir konnten ihnen 4 Nähmaschinen hinterlassen! — Puppen machen für ihre Kinder, Kinderschuhe usw. usw.

Ich kann heute nicht von unserer eigentlichen Arbeit sprechen. Dafür bietet sich vielleicht einmal eine andere Gelegenheit. Mir war es hauptsächlich darum zu tun, daß wir in der Heimat klar erkennen, in welchem gewaltigen Umbruch das zweitmeistbevölkerte Land der Welt steht. Ich wollte nur zeigen, — und ich konnte es nur in einem kleinen Bruchteil tun — in welchen äußeren und inneren Gefahren unsere christlichen Brüder und Schwestern da draußen stehen — wie sehr sie unsere Liebe — unser Mittragen — vor allen Dingen unsere Fürbitte — und auch unsere offene Hand brauchen.

Anny Diller



GESCHICHTEN AUS »TABITA«

Jeden, der in die Tabita-Bibelschule (Govindpur) eintritt, grüßen die Worte: „Jesus ist Hilfe“. Sie stehen an der Wand gleich gegenüber dem Eingang. Unsere Töchter wissen von dem Zeichen der Jungen Gemeinde: Kreuz und Weltkugel. Sie sollen erinnert werden, daß überall in der weiten Welt Er seine Gemeinde hat und Junge Gemeinde da ist, Ihm zu dienen. Jeden Sonnabend ist in Tabita eine besondere Andachts- und Gebetsstunde, in der sie derer gedenken, die um Seines Namens willen in Gefängnissen und Lagern leiden.

Heute möchte ich von drei kleinen Erlebnissen berichten:

1. Unser Hausarzt aus Jariagarh

Er ist ein Unikum. Er sieht keineswegs nach einem Arzt aus. Wie, wo oder ob er studiert hat, habe ich nie herausbekommen können. Jedenfalls stammt er aus Orissa, aus einer Familie, in der das Wissen um manche gute Medizin aus einheimischen Wurzeln, Blättern und Pflanzen vererbt wurde. Er hat sich durch jahrelange Erfahrungen und Selbststudium gute Kenntnisse an guten Medizinien gesammelt. Vor allem hatte er ein gutes Einfühlungsvermögen in die Eigenart und Eigenheiten unserer Landbevölkerung. Er war immer fröhlich, immer bereit, Kranken in ihrer Not zu helfen. Er sah „den Leuten auf's Maul“ und sprach sie so an, daß er allgemein geliebt und geehrt wurde, und man seinen Anweisungen gehorchte. Es standen ja oft seinen Anweisungen die Selbstherrlichkeit und Eigenwilligkeit der Zauberpriester und anderer Kurpfuscher entgegen. Aber — er verstand es, in seiner offenen und humorvollen Art den Unsinn von Zauberei und dergleichen zu beweisen. Nebenbei: Dieser Arzt ist kein Christ, er ist Hindu. Seine Diagnosen stellte er in erster Linie durch Befühlen des Pulses fest, dann erst fragte er gründlich aus. Das Erstaunliche war, daß seine Diagnosen, die

er durch Fühlen des Pulses stellte, richtig waren. Er sagte mir, daß er das von seinen Vorfahren gelernt und geerbt habe. Schwierige Fälle gab er stets bei Zeiten in andere Hände, z. B. konnte er nicht Geburthilfe leisten, auch keine Operationen ausführen. Er besitzt allerlei gute Bücher und hat viele gute indische, europäische und amerikanische Medizin, die er sehr gewissenhaft verwaltet. Wahrlich, ein Hindu — nicht fern vom Reiche Gottes. Manchmal habe ich gedacht: Zu ihm wird vielleicht der Herr Christus an seinem Tage sagen: „Das hast du mir getan ...“

Wenn er gerufen wird, kommt er: in sengender Hitze, durch Schlamm und auf aufgeweichten Wegen oder in strömendem Regen. Einmal saß er auf unserer Schulveranda. Ich liebte es, mich mit ihm zu unterhalten. Es war immer interessant und gut beobachtet, was er von seinen Besuchen bei Kranken erzählte. Einmal sagte er mir so laut, daß es über den ganzen Vorplatz schallte, er habe Zahnschmerzen. Dann riß er lachend seinen Mund auf, und ich sah einen Mund voller Zahnbrocken und schwarzer Zähne. Ich sagte: „Dann ist es das Beste, Sie gehen zum Zahnarzt!“ — „Zu einem Zahnarzt? Nie und nimmer! Da habe ich zu sehr Angst, daß ich sterben müßte.“

2. Viel Krankheit

Wir fingen, wie immer, unser zweites Halbjahr Anfang Juni an. Das mußte so sein, wegen der beginnenden Regenzeit. Sind erst die Regen ausgebrochen und die Flüsse angeschwollen, dann ist Govindpur von der Außenwelt abgeschlossen. Als alle — einige Mädchen hatten vier Tage Anreisezeit — in Govindpur angekommen waren, gab die Regierung bekannt, daß wegen der gefährlichen asiatischen Grippe alle Schulen für 4 Wochen (später wurden es weitere 4 Wochen) geschlossen werden müßten. So war es ringsum in den Regierungsschulen ganz still. Nur in Tabita war

Tabita-Schülerinnen beim Kochexamen

An der Handmühle





Die Tabita-Schule

Leben. Die Regenzeit hatte eingesetzt, so konnten wir unsere Töchter nicht nach Hause schicken. Die meisten Busse fuhren nicht mehr. So blieben wir in Gottes Namen zusammen. Tabita wurde also nicht geschlossen. Juni und Juli blieben wir vor Krankheit verschont. Aber im August und September fing es an. Dysenterie und Malaria packten bald die eine, und bald die andere. Es ist schon eine große Sorge, wenn das Malariafieber ansteigt, denn manche bekommen dann Krämpfe. So haben wir mehr als um eine gebangt. Aber der Herr hat uns in seiner Güte und Treue beigestanden und seine Hände über unsere Gesunden und Kranken gebreitet.

Ein anderes Mal geschah es wieder zu einem Schulbeginn. Die ganze Schar von 35 Mädchen war pünktlich angekommen, aber sie kamen aus Distrikten und Häusern, wo wieder die asiatische Grippe wütete. In vielen Familien hatte der Tod die Mutter, den Vater oder andere Angehörige in wenigen Tagen dahingerafft. Nun geschah es, daß bald das ganze Internat — einschließlich Schwester Anny — bis auf fünf und

mich, mit hohem Fieber sich legen mußten. Totenstill war es in Tabita, wo sonst so viel Leben und Lachen herrschte. Unser Ortspfarrer riet: „Alle nach Hause schicken! Die Eltern benachrichtigen! Sie dürfen die Verantwortung nicht auf sich nehmen!“ Aber, was sollte ich tun? Es blieb mir nichts anderes übrig, als im Vertrauen zu Gott es zu wagen, die Mädchen zu behalten. Wie konnte ich siebenende Mädchen nach Hause schicken? Es fuhren ja keine Autobusse mehr. Wie konnte ich die Eltern benachrichtigen, wo in der Regenzeit die Post oft zwei bis drei Wochen unterwegs ist? Auch da hat der Herr in seiner Güte und Treue uns beigestanden und seine Hände über uns geöffnet.

3. Letzte Nachrichten aus Govindpur

Wir sind sehr dankbar, daß die vier Lehrerinnen Santoshi Horo, Seteng Hapatgara, Bahalen Bage und Daisy Hemrom harmonisch und gut zusammenarbeiten. Das neue Schuljahr hat Anfang Januar mit 30 neuen Schülerinnen begonnen. Dazu kommt die blonde Dulari Topno, die zu weiterer Ausbildung in Tabita bleiben wird. Am 1. März haben sie den 22. Geburtstag von Tabita gefeiert, wozu unerwarteter Besuch aus Rourkela und Amgaon kam. Herr Vitalius Peballa aus Rourkela, den wir vor zwei Jahren in Puri kennenlernten, schreibt uns aus Govindpur: „Ich hätte nie geglaubt, daß ich eines Tages Ihre ehemalige Wirkungsstätte sehen würde. Ich war erstaunt über die Disziplin, Ordnung und vor allem Sauberkeit. Ich freue mich sehr, daß ich Govindpur gesehen habe . . .“

Vom 13. bis 18. März fand wie alljährlich eine Bibelfreizeit für Frauen und Mütter aus dem ganzen Gebiet der Goßner-Kirche in Govindpur statt. Wir freuen uns sehr, daß auch diese so wichtige Arbeit fortgesetzt wird.

Hedwig Schmidt

ZWEI INTERESSANTE BILDHEFTE — *Ganz neu!*

Gerhard Brennecke

DAS TOR IST OFFEN

Afrika ist im letzten Jahr in dramatischer Weise in das Scheinwerferlicht der Weltpolitik geraten. Es „macht Schlagzeilen“. Die Meldungen aus dem Bereich der großen Politik will dieses Heft, das reich bebildert ist, durch die Schilderung des Wandlungsprozesses ergänzen, den die viele Millionen Menschen zählende Christenheit Afrikas heute durchmacht. Ein neues, weithin unbekanntes Licht fällt auf die Ereignisse im „dunklen Kontinent“. Wir sehen plötzlich neu, sehen es anders, welche Bedeutung die Vorgänge dort für Europa und die Welt haben. Ein christliches Afrika? Das ist die Frage, die sich durch das Heft zieht, das für Schule und Kirche von besonderem Wert ist.

Gerd Hennenhofer

HUNDERT VÖLKER — EINE WELT

Von den mehr als achtzig Entwicklungsländern ist in diesem Heft die Rede und von den vielfältigen Verzahnungen, durch die ihr Schicksal mit dem der „reichen“ Völker verbunden ist. Kenntnisreich, aufregend und mit Hilfe von rund 50 Fotos besonders anschaulich, schildert der Autor die Verschiedenartigkeit der Mentalität bei den Menschen in den afroasiatischen Ländern und bei uns und fordert den Westen auf, mehr Verständnis für die Lebensgewohnheiten in anderen Weltteilen zu gewinnen. Auf dem Boden dieses gegenseitigen Verstehens könnte eine Hilfe entstehen, die die hundert Völker zu einer friedlichen Welt zusammenwachsen läßt und deren Möglichkeiten der Autor in evangelischer Sicht andeutet.

Jedes Heft mit etwa 50 Fotos gut bebildert — DM 1,80

Buchhandlung der Goßner-Mission Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20. Ruf: 83 01 61

In Christus – eine neue Kreatur

(Eine Osterbetrachtung über 2. Korinther 5,15)

Natürlich gibt es für die Auferstehung Jesu Christi keinen wissenschaftlichen Beweis. Ebensowenig kann man mit den Methoden der Wissenschaft nachweisen, daß es für den Christusgläubigen so etwas gibt wie ein Sterben und Auferstehen mit Christus.

Und doch ist die Glaubenstatsache, daß Christus von den Toten auferstanden ist, lebt und bei uns ist (Joh. 14,19; Matth. 28,20) nicht weniger eine Wirklichkeit als alles, was auf wissenschaftlichem Wege als wirklich festgestellt werden kann. Von dem in unserer Mitte gegenwärtigen Christus gehen Wirkungen aus, die so wirklich sind, daß sie den Menschen im Kern seiner Existenz verändern. Dazu bedarf es nur eines: der Lebensgemeinschaft mit dem lebendigen Christus. Das ist es, was der Apostel Paulus mit den Worten unseres Textes meint:

„Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden!“

Es handelt sich also bei dieser Aussage des Apostels darum, daß bei dem Menschen, der mit Christus im Glauben verbunden ist, etwas endgültig zuende geht und etwas völlig neu beginnt. Durch das Leben dessen, dem dieses widerfährt, geht gewissermaßen eine Demarkationslinie, die radikal zwischen dem Alten, das vergangen ist, und dem Neuen, das begonnen hat, eine Grenzscheide zieht. So ist denn hier nicht von einer Emporentwicklung von Stufe zu Stufe — ohne Bruch — die Rede, bis der Mensch zu einer sittlich-religiösen Reife und Vollkommenheit gelangt. Wem das widerfahren ist, was dem Apostel widerfuhr, hat eine äußerste Grenze überschritten, hinter die er niemals zurückkehren kann — es sei denn in antichristlicher Richtung. Er ist wirklich und wahrhaftig durch den Tod zu einem neuen Leben hindurchgedrungen. Das ist nicht ein Stück sturer Dogmatik, das ist Wirklichkeit.

Die Initialzündung aber, also die Ur-ursache zu diesem Lebensumbruch durch den der Christusgläubige hindurchgeht, liegt in der Kraft der Taufe. Im Römerbrief 6,4 heißt es:

„So sind wir ja mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, auf daß, gleichwie Christus ist auferweckt von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln.“

Der Taufvorgang als Initialakt, d. h. als der ursprüngliche Anstoß, der das alles in Gang gebracht hat, darf nicht gleichnishaft verstanden werden; er nimmt in komprimierter Form schon ganz real vorweg, was der Christ dann im Hören auf Gottes Wort



Ostersonnabend auf dem Friedhof in Ranchi. Die Gräber werden geweiht

ein ganzes Leben lang auszuleben und auszusterben hat: das Mitleben und Mitsterben mit Christus — kurzum: *Ostern!*

Das bedeutet aber in Wirklichkeit eine Veränderung des ganzen Menschen bis hinein in den Kern seiner Existenz. Bisher hat er aus den Werten und Kräften diesseits der Demarkationslinie gelebt: in einer Welt, in der der Mensch und das Menschliche den Mittelpunkt bilden. Was dem Christen jetzt widerfährt, ist nicht mehr und nicht weniger als die radikale Auswechselung der Lebensmitte. Fortan lebt er nicht mehr aus sich selbst, sondern aus den Kräften der neuen, zukünftigen Welt — jenseits der Demarkationslinie. So kann der Apostel Paulus von sich selbst bezeugen: „Ich bin ... gestorben, auf daß ich Gott lebe; ich bin mit Christo gekreuzigt. Ich lebe aber; doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir“ (Galater 2, 19/20). Ein solches österliches Leben hat nichts mit religiöser Schwärmerie zu tun. Der Christ bleibt trotzdem in dieser Welt, auch wenn er nicht mehr von der Welt her lebt. Gewiß, er ist nicht von der Welt, aber in der Welt und für sie da. Ein solches Verhältnis des Menschen zum Leben und zur Welt, das es sonst nirgendwo gibt (in keiner Religion und in keiner Weltanschauung), macht ihn für die Aufgaben, die er in dieser Welt hat, nicht untüchtig — im Gegenteil: Der Christ, der ein Bürger zweier Welten ist, lebt dieses Leben doppelt intensiv. Er steht mit Freuden im Dienst in dieser Welt, weil er mit allem, was er tut, im Dienste Gottes steht. Aber, wie eine feurige, immer noch brennende Narbe zieht sich durch seine Existenz jene Demarkationslinie, von der wir sprachen. Erst seit dem Tode und der Auferstehung Jesu Christi ist sie da und ist die Ursache dafür, daß der Christ in dem Spannungsfeld zwischen zwei Welten lebt: einer alten, die grundsätzlich vergangen ist, und einer neuen, die auf uns zukommt. Nur aus dieser Situation heraus ist z. B. der Lebensraum und das Klima der Bergpredigt zu verstehen. Sie ist nicht etwa ein neues, verfeinertes Sittengesetz, sie ist ein drastisches Zeugnis dafür, wie verblüffend anders ein Mensch auf die Forderungen dieser Welt reagiert, weil er zugleich in einer anderen lebt. Und erst von dort aus werden jene Widersprüchlichkeiten sinnvoll und einleuchtend, von denen das biblische Schrifttum voll ist.

Zum Beispiel die Seligpreisungen: Wer sie auszulegen versucht und seinen Standort nur diesseits der Demarkationslinie bezieht, muß sie mißverstehen. Man könnte über den blanken Unsinn, der da daher-

geredet wird, geradezu fröhlich auflachen, wenn der Anlaß nicht so ernst wäre.

Für denjenigen aber, der über die Demarkationslinie hinweg geführt worden ist („nicht aus eigener Vernunft noch Kraft“), werden gerade diese Widersprüche, „Ärgernisse“, „Torheiten“ in der Schrift zu seligen Widersprüchlichkeiten. Er versteht mit einem Male, daß die göttliche Torheit und die göttliche Schwachheit weiser und stärker sind, denn die Menschen (1. Kor. 1, 18-31). — Er weiß mit einem Male, daß Armut ohne Christus Armut bleibt, mit Christus aber in Reichtum verwandelt wird. Leid ohne Christus bleibt Leid; aber mit Christus wird es in Freude verwandelt. Und er begreift auch das letzte Geheim-

nis, daß der Tod ohne Christus wirklich Tod ist; aber mit Christus mündet er ins Leben ein, in ein unvergängliches, unzerstörbares, ewiges Leben.

„Als die nichts innehaben, und doch alles haben; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Gezüchtigten, und doch nicht ertötet; als die Sterbenden, und siehe, wir leben!“ (2. Kor. 6, 9-10)

Und sollte der, der um diese Kräfte weiß, die von der Auferstehung Jesu Christi ausgehen, nicht an die Auferstehung des Auferstandenen selber glauben mit einer Gewißheit, die durch nichts überboten werden kann, auch nicht durch wissenschaftliche Beweise?

Lokies

Ein Goßnersonntag in Mainz-Kastel am Rhein

Wir haben es im Goßnerhaus selbst und auch bei unseren Freunden außerhalb des Hauses meist mit Menschen zu tun, die den Kontakt zu einer Kirche verloren oder noch nie gehabt haben. Im Umgang mit ihnen hat sich im letzten Jahrzehnt gezeigt, daß es eine Reihe von Möglichkeiten gibt, auch mit diesen Menschen unter dem Wort Gottes zusammenzukommen, zu beten und zu loben, ja die Sakramente zu feiern. Hier soll in Kürze ein Sonntag beschrieben werden, an dem etwa 100—120 Menschen verschiedenen Geschlechts, Alters und Herkunft im Goßnerhaus zusammenkommen.

Die Vorbereitung erfolgt schon Wochen vorher. Ein solcher Goßnersonntag hat Seltenheitswert. Er wäre nicht jeden Sonntag durchzuführen, weder im Blick auf die gründliche Vorbereitung, noch im Blick auf die Teilnehmer. „Jeden Sonntag, das hält keiner aus.“ Damit meinen viele: Wir wollen Herr bleiben über unsere Zeit, gerade auch über die Sonntagszeit. Hier helfen keine theologischen Gegengründe. Man muß auch verstehen, daß Menschen, deren Zeit bis in Bruchteile einer Sekunde und auf ein Jahr hinaus genauestens eingeplant ist (Akkordminute, Schichtarbeit im Wechsel von Tag- und Nacht-, ja Sonntagsarbeit), nicht auch den freien Tag regelmäßig verplant wissen wollen. Wohl sind sie aber daraufhin anzusprechen, daß sie nach etwa 4 oder 6 Wochen einen halben Sonntag frei halten für das Gespräch über ein Thema, das sie beschäftigt und ihre Existenz betrifft. Dieses Thema ist nicht für sich allein im Blick auf einen einzigen Sonntag gewählt, sondern ist ein Teil des großen Themas, das manchmal über Monate von allen Seiten beleuchtet, durchdacht und besprochen wird. „Vertrauen und Mißtrauen in unserer Gesellschaft“ war einmal das Thema eines ganzen Winters, das an dem sogenannten „Großen Freitag-Abend“ einmal im Monat behandelt wurde. Soziologen, Betriebsführer und Betriebsräte kamen zu Wort. Und dann drängte alles auf die Frage zu: was

sagt die Bibel zu Vertrauen und Mißtrauen? Jetzt wurde mit Spannung der Goßnersonntag erwartet. Am besten ist es, ich schildere einen der letzten dieser Sonntage.

Das Generalthema des Winters war die „Demokratisierung des Arbeitsprozesses“. Wie kann heute in der arbeitsteiligen Welt der Einzelne ein verantwortlicher Mitarbeiter am Ganzen sein? Wo ist der Ort, an dem er verantwortliches Handeln lernt? Wo wird für ihn die Gesellschaft anschaulich? An einem Freitag wurde über die Familie geredet. Ist sie überhaupt unter solch einem Schlagwort wie „Demokratie“ zu fassen? Ist sie aber nicht auch der erste Ort, an dem der Mensch die große Gesellschaft im kleinen erlebt? An einem anderen Freitag wurde über die Stellung des Menschen an seinem Arbeitsplatz gesprochen. Hierüber hatten sich schon kleinere Kreise von Unternehmern, Gewerkschaftlern, Betriebsräten, einige Schichtgruppen vorher im Goßnerhaus unterhalten. Mehr und mehr kamen nun Fragen nach der Kirche auf: ist sie denn „demokratisch“ geordnet? Ihr Theologen redet doch allein in der Gemeinde, und die anderen antworten bestenfalls nur im Chor. Und so drängte es denn zu dem Goßnersonntag, zu dem unter dem Thema eingeladen wurde: Ist in der Kirche Demokratie nötig und möglich? Wer fordert sie? Die Bibel? Wer verhindert sie? Die Pfarrer? Eine biblische Vorbereitung in einem Kreis von etwa 20 Männern und Frauen am Freitag vor diesem Goßnersonntag hatte zwei Bibelstellen zur Grundlage: Eph. 4, 11 ff. und 1. Kor. 12. Diese Texte werden mindestens 8 Tage vorher in einer gegenwartsnahen Übersetzung (eventuell in einer eigenen) vervielfältigt den Gliedern des „Kleinen Freitag-Abend“ in die Hand gegeben. Hinweise auf die Bibelstellen allein genügen nicht. Manche haben keine Bibel zuhause oder finden die angegebenen Stellen nicht. Ein vervielfältigtes Blatt aber wird in die Manteltasche gesteckt, im Bus zur Arbeit oder auch in der Mittagspause gelesen.



„Wir sitzen im einfachen, doppelten oder dreifachen Kreis in unserem Saal —“

So entstehen schon Gespräche über die Texte vorher in der Woche am Arbeitsplatz, im Stammlokal oder in der Familie. Angefüllt mit Bemerkungen zu diesen Texten, mit Fragen und Bedenken kommt man zusammen. Bei der Vorbereitung an diesem Freitag meinte nach 2½ stündigem Gespräch ein aus der Versuchsabteilung eines Werkes stammender Angestellter: 1. Kor. 12 müßte man malen können. Wir forderten ihn auf, es zu tun. Am Sonnabend erschien er mit einer großen Rolle von Plakaten, die er selbst an seinem freien Vormittag gezeichnet hatte und hängte sie ringsum an den Wänden des Saales auf: auf jedem nur ein Körperteil, die ganze Plakatfläche ausfüllend: ein Fuß, eine Hand, ein Auge, ein Ohr, eine Nase, ein Bauch.

Die Durchführung eines solchen Goßnersonntags ist in der Grundlinie stets gleich. Wir beginnen um 11 Uhr. Jeder weiß, daß mit dem Ende des Mittagessens um 14 Uhr offiziell Schluß ist, daß aber jeder noch bleiben kann, wenn er weiter diskutieren oder sich mit ein paar Freunden bei einer Tasse Kaffee zusammensetzen will. Die Zeit der „Veranstaltung“ ist also begrenzt und wird auch genau eingehalten.

Der Beginn um 11 Uhr hat sich als günstig erwiesen. Man hat länger schlafen können. 14 Uhr als

Beim gemeinsamen Essen

Schlüßzeit ist günstig, weil man dann am Sonntagmittag noch etwas unternehmen kann (Ausflug, Besuch, Kino). Das Mittagessen, das etwa um 13.15 Uhr beginnt, schließt mit dem Dankgebet und der Verabschiedung derer, die nicht länger im Hause bleiben. Es ist immer eine einfache Suppe mit trockenem Brot dabei und wenn möglich — einem Apfel als Nachtisch. Ein Preis ist dafür nicht festgesetzt. Jeder gibt, was ihm das Essen und dieses Zusammensein wert war; mancher macht es dann an einem

Vor- und Nacharbeit im kleinen Kreis



Jeder kennt jeden persönlich

Sonntag mit einem Geldschein für vorangegangene Sonntage mit. Mancher Arbeiter gibt seine Jahresgabe, wenn er die Weihnachtsgratifikation oder den Jahresbonus erhalten hat. Eine Kollekte an solch einem Sonntag wird nicht angekündigt und eingesammelt. In dem Winter, als die Aktion „Brot für die Welt“ gestartet war, beschloß die an dem Goßnersonntag versammelte Gruppe eine Aktion „Traktor für Indien“ in einem Industriewerk zu starten und brachte in den folgenden Wochen bis zum nächsten Goßnersonntag 7 000,— DM zusammen.



Zurück zu dem Sonntag, zu dem Demokratisierungsthema. Wir sitzen im einfachen, doppelten oder dreifachen Kreis in unserem Saal — je nach Zahl der Erschienenen. 200 bis 250 Stühle haben Platz. Es gibt in dem Oval kein oben und unten, keine Kanzel, keine besonders hervorgehobene Stelle. Nur zum Flügel ist der Kreis geöffnet. Der „Organist“ hat an der Vorbereitung des Themas teilgenommen und sich seine Gedanken dazu gemacht. Nachdem der an diesem Tag verantwortliche Leiter des Hauses alle begrüßt und noch einmal das durch Einladung und vielleicht auch durch die Presse bekannt gewordene Thema genannt hat, steht der „Organist“ auf und kündigt an, daß er nun auf dem Flügel eine Fuge von Bach spielen werde. Man möge doch darauf achten, wie keine Stimme und keine Melodie in dieser Fuge die anderen erdrücke, im Gegenteil helfe, daß das Thema vielgestaltig immer besser zum Ausdruck komme; daß hier in der Musik von Joh. Seb. Bach eine großartige Behandlung unseres Themas zu erkennen sei, eine Erklärung vielleicht gerade zu den Texten Eph. 4 und 1. Kor. 12. Er spielt. Dann fragt der Leiter dieses Vormittags, was sich der Maler dieser Gliedmaßen an den Wänden eigentlich dabei gedacht habe. Und nun erklärt dieser, daß er so heute unsere Gesellschaft und auch die Kirche sähe: einzelne Glieder oder gar nur Teile davon, ohne Verbindung zueinander, kein Organismus. Schnell bestätigen das andere, erzählen aus ihrer Situation im Wohnblock oder an der Arbeitsstelle. Wie kann aus solchen Einzelgliedern ein Leib werden? Man erkennt, daß der Mensch nicht einfach „Rädchen“ sein kann, das nach Verschleiß ausgewechselt wird gegen ein anderes. Ein „Glied“ kann nicht ausgetauscht werden, es sei denn, daß man den Menschen zu einer Prothese erniedrigt. Aber wie steht es damit in der Gemeinde? Sind die Gemeindeglieder vielleicht doch nur Prothesen, die sich bewegen, wenn sie vom Pfarrer angestoßen werden? Woran kann heute noch die Gliedschaft erkannt werden? Worin sieht denn die Bibel Gliedschaft begründet und verwirklicht? Jetzt wird von dem gesprochen, was am Freitag in der kleinen Gruppe erarbeitet wurde auf Grund Eph. 4 und 1. Kor. 12. Es ist keineswegs die Regel, daß damit der Theologe beginnt. Seine Aufgabe ist nur die Gesprächsführung, die dann am besten ist, wenn man sie am wenigsten spürt. Nun kann auch an einem Punkt des Gesprächs der Text gelesen werden. Das kann auch unterbleiben, wenn im Gespräch die Sache, die der Text zum Inhalt hat oder von einem Gesprächsteilnehmer klar formuliert oder berichtet wurde, deutlich gemacht ist. Dieses Gespräch geht etwa 1½ Stunden. Am Ende fragt der Versammlungsleiter, was man sich angesichts dieses so besprochenen Themas nun wohl als Folgerung wünsche oder von Gott erbitte. Dann drücken erfahrungsgemäß 6—10 Frauen

und Männer oder Jugendliche ihren Wunsch in einem oder zwei einfachen Sätzen aus. Der Leiter faßt sie zusammen, vielleicht so: „Herr, du hast gehört, was wir wünschen und hoffen; du als der rechte Vater wirst wissen, was von unseren Bitten erfüllt werden kann; du wirst die rechte Auswahl treffen, weil du als unser Vater weißt, was gut und richtig für uns ist.“ Je nach der Situation wird das „Unser Vater“ gemeinsam gebetet oder auch nicht. Es darf nicht nur als formeller Bestandteil dieser Zusammenkunft verstanden werden, sondern muß als der an dieser Stelle notwendige Ruf zum Vater erwartet werden.

Wir singen auch, manchmal am Anfang und am Schluß, manchmal zwischendurch, um das lange Gespräch zu gliedern und einzelne Teile zusammenzufassen. Es ist außerordentlich schwierig, Lieder nach Inhalt und Melodie zu finden, die in dieser Gemeinde gesungen werden können. Man will nur das singen, was man versteht. Die meisten Lieder haben aber eine zu geschraubte, unverständliche und veraltete Sprache. So müssen die einzelnen Verse sorgfältig ausgewählt, manchmal in ihrem Text verändert werden. Das erfordert viel Arbeit in der Vorbereitung, nicht zuletzt mit dem Vervielfältigen dieser Lieder. Das Mittagessen schließt sich an. Man sitzt zu sechs an einem Tisch. Hier geht das Gespräch weiter, hier entstehen Anregungen für die weiteren Diskussionen am Nachmittag in der zurückbleibenden Gruppe. Am Nachmittag wird oft das Thema für den nächsten Goßnerontag geboren.

In diesem Bericht war nicht die Rede von Taufen Erwachsener und Kinder, von Aufnahmen in die evangelische Kirche und Trauungen, die im Rahmen des oben beschriebenen Goßnerontags vorgenommen werden, nachdem das Dimissorale der zuständigen Gemeindepfarrer eingeholt ist (bisher immer erteilt).

Wir wissen, daß die Formen von Gottesdienst, Taufe, Trauung usw., wie sie sich in den letzten zehn Jahren im Goßnerhaus gebildet haben, auch für diese Arbeit der Goßner-Mission in Mainz-Kastel keine endgültigen und keine allgemein verbindlichen sind. Wir sind auf der Suche immer bereit, aufzuhören, neu anzufangen und zu ändern. Es gibt keinen Stillstand. Alles geschieht zu dem Ziel, daß das Evangelium auch von solchen Menschen gehört werden möchte, die die Verbindung zu ihrer Ortsgemeinde und ihren überlieferten Formen verloren haben. Wir freuen uns am meisten über diejenigen, die so im Goßnerhaus staunend entdecken, wo Jesus Christus in ihrem Leben schon wirkt, wofür er sie als seine Mitarbeiter in Dienst nimmt, und die lernen, in anderer als in der gewohnten und von ihnen unverstandenen oder abgelehnten Art und Weise ein neues Lied zu singen.

Horst Symanowski

Eine Ost-West-Begegnung bei der Goßner-Mission in Ost-Berlin

Bei der Synode der Evang. Kirche in Deutschland im Februar d. J. gab es eine lebhafte Diskussion über das Verhältnis zwischen der heutigen Theologie und der verfaßten Kirche. Diese Diskussion wurde durch den Bericht des ausscheidenden Ratsvorsitzenden, Bischof D. Dr. Dibelius, ausgelöst, in dem er ein bewegtes Bekenntnis zur „sichtbaren Kirche von Fleisch und Blut“ ablegte und die heutige Theologie der mangelnden Freudigkeit zur verfaßten Kirche beschuldigte. Dabei charakterisierte Bischof Dibelius die Haltung vieler heutiger Theologen so:

„Der Heilige Geist sei zu Pfingsten bei der christlichen Gemeinde gewesen; aber nach dem Tode der Apostel habe er sich zurückgezogen und habe die Kirche zu einer Institution werden lassen, die wie alle irdischen Institutionen schnell verkalkte; und nur von Zeit zu Zeit habe er ... ‚ein Zeichen aufgerichtet‘, um dieser verkalkten Kirche zu zeigen, was für eine Pharisäer-Kaserne aus ihr geworden sei!“

Es ging auch um das Verhältnis zwischen der sichtbaren, verfaßten Kirche von Fleisch und Blut und dem lebendigen, aufrüttelnden Heiligen Geist bei der letzten Ost-West-Tagung der Goßner-Mission, die vom 11.—15. Januar d. J. in Ost-Berlin unter der Leitung von Bruno Schottstädt durchgeführt wurde. Daran nahmen 65 Laien und Theologen aus der DDR und 20 aus der Bundesrepublik und dem Ausland teil. Das Thema dieser Tagung lautete: „Heiliger Geist und Kirchenordnung.“ Langes, zähes Ringen um das Verhältnis zwischen Amt und Gemeinde bei einigen früheren Goßner-Tagungen, wobei man immer wieder auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen Heiligem Geist einerseits und sowohl Amt wie auch Gemeinde andererseits stieß, hatte zur Herausstellung dieses Themas geführt. Die Redner waren Prof. Dr. Bandt, Greifswald, Dir. Lic. Appel, Moritzburg, Oberkonsistorialrat Schröter, Berlin, und Dr. Kist, Oegstgeest (Holland).

Prof. Bandt befaßte sich zunächst mit der Frage: „Was verstehen wir unter dem Heiligen Geist?“ Es geht dabei nicht um irgendeine menschliche Vorstellung, sondern um das neuzeitliche Zeugnis. Hier lernt man, nicht zuerst zu fragen, was der Heilige Geist *ist*, sondern was er *wirkt*. Nach dem neutestamentlichen Zeugnis besteht seine Wirkung in zweierlei. Er erleuchtet unsere Vernunft, und er macht uns lebendig und frei von der Kraft der Sünde. Der Geist tut also etwas am Menschen, was ihn ändert und neu macht. Der Mensch erfährt das zwar im Glauben, aber doch hier auf Erden als geschichtliche Wirklichkeit. Er kann jetzt dem Bruder vergeben, sich selbst verleugnen, Jesus nachfolgen. Der Heilige Geist ist also nicht etwas außerhalb des Menschen, sondern er wird dem Menschen gegeben. Der Heilige Geist ist die Weise, in der Gott bei uns ist und in uns wirkt.

Dann behandelte er die Frage, was meinen wir mit

dem Begriff: Kirchenordnung? Im Neuen Testament kommt dieser Begriff überhaupt nicht (noch nicht?) vor. In der urchristlichen Gemeinde, wie wir sie bei Paulus kennenlernen, gibt es eine allgemein verpflichtende Ordnung nicht. Es gibt allerlei Unordnung, die nicht durch eine allgemeine Ordnung, sondern durch immer neue, ganz bestimmte Mahnungen und Weisungen wieder in Ordnung gebracht werden muß. Für Paulus ist die Regelung des Gemeindelebens immer Sache der Gemeinde selbst. Der Geist hat der Gemeinde allerlei Gaben geschenkt und sie dadurch in stand gesetzt, ihr eigenes Leben zu regeln.

Schließlich befaßte sich Professor Bandt mit der Frage, wie verhalten sich Heiliger Geist und Kirchenordnung? Es besteht scheinbar ein Gegensatz zwischen den beiden; denn der Geist weht, wo er will, aber das Wesen einer Kirchenordnung liegt in ihrer Beständigkeit. Der Geist ist Ereignis, die Kirchenordnung Sache der Institution. Kann man denn das Verhältnis zwischen Heiligem Geist und Kirchenordnung überhaupt mit Worten und Sätzen bestimmen? Muß das nicht vielmehr im Leben der Kirche selber geschehen, indem man im Vertrauen auf den Heiligen Geist einerseits die bestehende Ordnung gelten läßt, soweit es eben geht, und andererseits neue Wege beschreitet und neue Formen entwickelt, wo das nötig ist?

Lic. Appel sprach zum Thema: „Spontaneität (innere Beweglichkeit), Tradition (Überlieferung) und Gesetz in der christlichen Gemeinde“. Bei der inneren Beweglichkeit, von der hier die Rede ist, kann es sich nicht um eigene Einfälle der Gemeinde handeln, sondern nur um immer neue Anregungen des Heiligen Geistes. Mit einem Streifzug, der im Eilschritt quer durch die Kirchengeschichte führte, zeigte der Referent, wie der Heilige Geist der Gemeinde immer neue Anstöße gegeben hat. Dabei ist er oft an der verfaßten Kirche vorbeigegangen. Wenn man z. B. auf die amtliche Kirche gewartet hätte, wäre es bis zum heutigen Tage nicht zur Gründung der Inneren und Äußeren Mission gekommen. Andererseits stellt das Beispiel der Schwärmer die Frage heraus: wie weit ist man frei, beliebig dem Wehen des Geistes zu folgen? Schließlich gibt es nur *eine* Bestätigung dafür, daß etwas auf die Wirkung des Heiligen Geistes zurückzuführen ist, nämlich, daß die anderen Brüder überzeugt werden und sagen: Jawohl! das ist durch den Heiligen Geist geschehen.

Neben der inneren Beweglichkeit und Offenheit für das Neue ist auch das Festhalten an der Überlieferung sowohl im Neuen Testament wie in der Kirchengeschichte zu beobachten, und zwar bei denselben Männern. Bei Paulus z. B. ist gleichzeitig beides zu finden: eine ungeheure Freiheit, neue Wege zu gehen, und ein ungeheurer Ernst, in Verbindung mit der Überlieferung aus der Vergangenheit zu bleiben.



Oben: Bei der Büroarbeit. Von links nach rechts: Fräulein Reetz, Fräulein Jacob, Fräulein Endrigkeit

Mitte: Die Foto- und Diaskartei, betreut von Fräulein Folesky

Unten: Jedem Ansturm gewachsen: Fräulein Job, in der Regel zusammen mit Fräulein Jacob, in der Küche



Oben: Die Arbeit der Gossner-Mission wird geleitet von Prediger Schottstädt (zweiter von links) und Jugendsekretär Gutsch (ganz rechts). Ganz links: unser amerikanischer Mitarbeiter Pastor Starbuck. In der Mitte Diakon Richter, hauptamtlicher Berufsarbeiter in der DDR.

Mitte: Der Mitarbeiterkreis bei der Morgenandacht

Unten: Wolf-Dietrich Gutsch und seine Sekretärin Fräulein Folesky



Ohne Beständigkeit im Festhalten an der Überlieferung kann die Christenheit auf dieser Erde nicht weiterleben. Wir sind alle auf das Empfangen von den Vätern angewiesen und zum Weitergeben an unsere Nachkommen verpflichtet. Auch Luther war sich dessen bewußt, daß man die Väter nicht entbehren kann. An der Überlieferung festhalten heißt, sich die großen Taten Gottes in den alten Zeiten einprägen.

Beim Gesetz sieht die Lage sehr viel schwieriger aus. Ohne gesetzliche Ordnung kann die Kirche in dieser Welt nicht bestehen. Sie braucht rechtliche Ordnung, im besonderen auch, um ihr Verhältnis zu Staat und Gesellschaft zu regeln. Die katholische Kirche hat es in dieser Hinsicht sehr viel leichter, da sie für alle Zeiten das feststehende, sogenannte „kanonische“ Recht besitzt, das im gleichen Ansehen steht, wie die Heilige Schrift selber. Die evangelische Kirche muß ihre kirchlichen Gesetze und Rechtsordnungen immer wieder neu vom Worte Gottes her überprüfen und bereit sein, sie auch zu ändern.

Ein starres Gesetz ohne die innere Kraft zu einer Erneuerung bedeutet den Tod der Kirche; schrankenlose Freiheit ohne Gesetz führt zur Willkür; das Festhalten am Alten ohne die Fähigkeit, sich dem Neuen zu öffnen, kann zur Sünde wider den Heiligen Geist werden; eine leidenschaftliche Hinwendung zum Neuen ohne Bindung an die Überlieferung kann gleichbedeutend sein mit der Verachtung der früheren Wege Gottes mit seinem Volk. — Eine Daumenregel, wie Gesetz, Überlieferung und Geistesfreiheit miteinander in Einklang gebracht werden können, gibt es nicht, das kann nur praktisch von Fall zu Fall bestimmt werden. Klar ist, Kirche ohne Bindung gibt es nicht, aber ohne Freiheit kann die Kirche auch nicht sein. Das Band der Liebe darf nicht reißen, auch nicht bei kühnen Vorstößen in kirchliches Neuland, wenn sie nicht ins Leere gehen sollen.

Oberkonsistorialrat Schröter gab der Tagung einen umfassenden Überblick über „die Wirkung des Heiligen Geistes nach dem neutestamentlichen Zeugnis“. Der Geist ist die entscheidende Wirklichkeit für das Leben sowohl des Einzelchristen wie auch der Gemeinde. Der Geist ist Ursprung des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, des Gebetes, des Bekennens und des Dienstes. Der Geist ist aber der Gemeinde als ganzer gegeben, und so gibt es kein Christsein außerhalb der Gemeinde. Der Geist ist der Schöpfer, Erhalter und Regierer der Gemeinde.

Was bedeutet nun dieser Tatbestand für die Gemeinde von heute? Wir können die neutestamentliche Gemeinde nicht nachahmen, uns ist allein Nachfolge geboten. Man kann die Geschichte nicht überspringen. Das Neue Testament ist kein Gesetzbuch. Eine vollkommene Gemeinde gibt es im Neuen Testament nicht und wird es auch bei uns heute nicht geben. Geboten ist nicht das Festhalten an geschichtlichen Formen um jeden Preis, sondern die immer neu erfolgende Bitte um den Heiligen Geist, den Geist der Freiheit und der Reformation.

In den Morgenandachten legte Pastor Starbuck, ökumenischer Mitarbeiter bei der Goßner-Mission aus

den USA, Texte aus dem 12. und 14. Kapitel des 1. Korintherbriefes aus. Danach ist die Gemeinde als ganze eine geistbegabte Wirklichkeit. Der Geist weist jeden Einzelnen in der Gemeinde über sich hinaus zum Dienst am Ganzen, und er weist die Gemeinde als ganze über sich hinaus zum Dienst an der Welt. „Im Geiste sein“ heißt „außer sich sein“.

Am ersten und zweiten Tage mußten die Tagungsteilnehmer schwer arbeiten, um die 3 grundlegenden Referate einigermaßen zu verstehen. Dafür durften sie aber am dritten Tage (Sonnabend) unter der gewandten und temperamentvollen Leitung von Dr. Kist spielen. Das Spielen nahm die Form von „Soziodramen“ an. „Soziodramen“? was ist das eigentlich? So wird jeder fragen, der dieses Wort zum erstenmal hört. Auch den meisten Teilnehmern der Tagung war dieses Wort völlig unbekannt. Ein „Soziodrama“ ist gewissermaßen ein Schau- und Hörspiel, das bei einer solchen Tagung aufgeführt werden kann. Die Teilnehmer werden in Gruppen eingeteilt, und jeder in der Gruppe muß dann eine bestimmte Rolle übernehmen — unvorbereitet, aus dem Stegreif. Er muß sich in eine ganz bestimmte Person hineinversetzen und ihren Standort einnehmen — sei es innerhalb oder außerhalb der Christengemeinde oder gar im Gegensatz zu ihr. Das Thema, um das es dann geht, ist kein anderes, als dasselbe, das auch in den hochwissenschaftlichen Vorträgen behandelt worden ist. Im Rund- und Wechselgespräch wird nun darüber erneut verhandelt, und jeder nimmt dann von seinem Standpunkt aus dazu Stellung. Es ist erstaunlich, wie lebendig es dabei zugehen kann. Hier sind es im besonderen die Laien, die statt der gelehrten Theologen zu Worte kommen: frank und frei! Auf diese Weise bekleiden sich die von den Theologen in ihren Vorträgen angebotenen trockenen „Knochen“ mit „Fleisch und Blut“. Lag auf den Laien, solange die Theologen redeten, ein Bann ehrfürchtigen Schweigens, so war jetzt durch das „Soziodrama“ der Bann gebrochen.

In einem besonderen Vortrag bezeichnete Dr. Kist das „Soziodrama“ als eine neue Art der Erwachsenenbildung und als ein Mittel der Gruppenarbeit, das in der Art des Spiels eine lebendige Einsicht in ganz bestimmte soziale Situationen vermittelt, wobei der Teilnehmer seine eigene Lebenslage sowie die seines Mitmenschen deutlicher erkennt und zu verstehen lernt als durch rein gedankliche Vorträge.

Einen entscheidenden und von allen hochgeschätzten Beitrag zur Auflockerung der Tagung leistete auch der Cottbusser Kantor Lothar Graab, als er zwischendurch die Teilnehmer im Singen der von ihm selber komponierten Spruchkanons und Galgenlieder leitete. Wie üblich bei Goßner-Tagungen wurden die Abende dem Theaterbesuch und dem Zusammentreffen in Hauskreisen gewidmet.

Ihren Abschluß fand die ganze Ost-West-Tagung der Goßner-Mission, Arbeitszweig Ost, in einem oekumenischen Gottesdienst in der Eliaskirche, an dem Tagungsteilnehmer aus dem geteilten Deutschland sowie aus Holland und der Schweiz mitwirkten. Die Predigt hielt Pastor Dohrmann-Wolfsburg.

B. Starbuck

Nachrichten FÜR UNSEREN FREUNDESKREIS

1. Die Aufbauarbeit der Goßner-Kirche in Indien

Kaum war Dr. Junghans mit seinem landwirtschaftlichen Maschinenpark in Calcutta gelandet, als der deutsche Generalkonsul und auch die Indische Regierung ihn und Ing. Thiel baten, sich an der bevorstehenden 1. Nationalen Landwirtschaftsausstellung Indiens zu beteiligen. Nachdem beide Brüder die Zustimmung der Goßner-Kirche und der Goßner-Mission eingeholt hatten, erklärten sie sich bereit, auf der Ausstellung, die am 24. Dezember 1960 durch den Ministerpräsidenten Nehru eröffnet werden sollte, einen Großstand zu übernehmen.

Bau-Ingenieur Thiel entwarf die ganze Anlage und leitete die für die Ausstellung erforderlichen Bauarbeiten mit solcher Zielsicherheit, daß diese als Gemeinschaftsarbeit zwischen der Goßner-Kirche in Indien und dem deutschen Generalkonsulat in Calcutta aufgebaute Abteilung rechtzeitig fertig dastand.

Unter den Ausstellern waren außer den indischen Bundesländern noch einige andere ausländische Staaten vertreten: Italien, Japan, die Tschechoslowakei und vor allem Sowjet-Rußland.

Die Ausstellung wurde verspätet am 8. Januar 1961 durch Vizepräsident Dr. Radhakrishnan eröffnet. Unter den prominenten Besuchern, die sich im besonderen auch für die von den Brüdern Junghans und Thiel geleitete einzige deutsche Abteilung interessierten, befanden sich außer Dr. Radhakrishnan auch der Planungs- und Landwirtschaftsminister Indiens und die Gouverneurin von Bengalen.

Ingenieur Thiel und Diplomlandwirt Dr. Junghans hatten auf dem ihnen zugewiesenen großen Gelände 2 Pavillons aufgebaut und einen 10 m hohen Turm errichtet, auf dessen Spitze sich ein Erntekranz mit Fahnenstreifen in den indischen und deutschen Farben drehte. Ein großes Plakat am Turm kündigte an: „Ausstellung der Evang.-Lutherischen Goßner-Kirche von Chotanagpur und Assam.“

In dem einen Pavillon führte Frau Junghans unter dem Schlagwort: „Jedem Bauern seine eigene Molke-

rei“ die einfachsten Molkereimaschinen vor. Der andere Pavillon diente als Informationsbüro, in dem Vertreter deutscher landwirtschaftlicher Firmen jede nur gewünschte Auskunft gaben. Dr. Junghans selbst führte Tag für Tag die neuesten Pflanz- und Erntemaschinen vor, mit denen er täglich Tausende von künstlichen Reispflanzen setzte und schnitt. Am Abend wurde dann dem indischen Publikum im Freilichtkino die moderne landwirtschaftliche Arbeitstechnik anschaulich gemacht.

Welche Bedeutung hat nun diese Ausstellung für die in der Goßner-Kirche geplante Aufbauarbeit?

Als hier in Deutschland die Maschinen gekauft und bereits verladen waren, erschien bei der Leitung der Goßner-Mission ein Indienexperte, der erklärte, daß die Missionsleitung die für die Maschinen ausgegebene Spende in den Schornstein schreiben könne. Die Maschinen würden in Indien verrotten; es gäbe keinen konservativeren Bauern in der Welt als den indischen, so daß es nie gelingen würde, ihn von seiner bisherigen primitiven Arbeitsweise abzubringen.

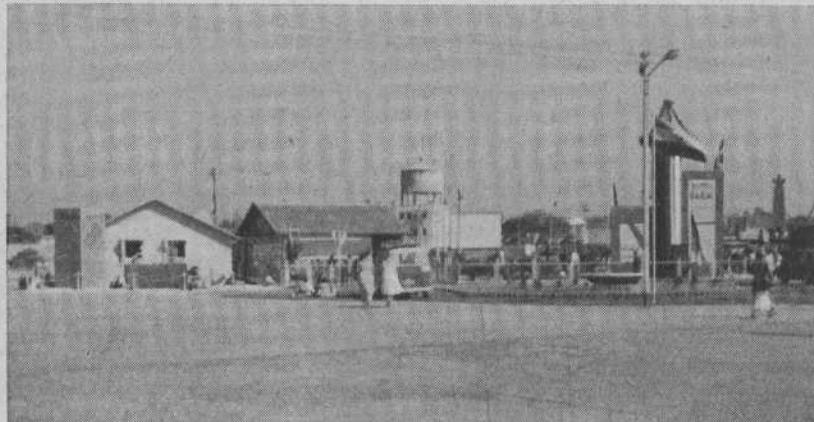
Die völlig unvorhergesehene Beteiligung an der landwirtschaftlichen Ausstellung in Calcutta hat nun der Goßner-Mission diese Sorge abgenommen. Den beiden Brüdern Junghans und Thiel ist es gelungen, sich für ihr Unternehmen die Unterstützung aller zuständigen indischen Regierungsstellen zu sichern. Es ist ihnen bereits in Aussicht gestellt worden, daß sie für das in der Gemeinde Khutitoli geplante landwirtschaftliche Zentrum (landwirtschaftliche Oberschule, Musterfarm, Ausbildungsstätte für Jungbauern) die staatliche Anerkennung erhalten. Ein technisches Zentrum (Ausbildung von Bauhandwerkern, Schlossern, Tischlern und Unterweisung in Handfertigkeiten für Mädchen) soll durch Ing. Thiel und seine Frau in Phudi, unweit der Landeshauptstadt Ranchi, errichtet werden. Ganz dicht dabei liegt die in Zukunft größte Werkzeugfabrik Indiens, die von Moskau aufgebaut wird.

Was die Mission als Entwicklungsarbeit für die junge indische Kirche tun kann, ist – verglichen mit

Die Modellfarm der Goßner-Kirche bei der landwirtschaftlichen Ausstellung in Calcutta



Gesamtansicht des von den Brüdern Thiel und Dr. Junghans betreuten Großstandes



Rourkela macht für Düngemittel Propaganda
Dr. Junghans und seine Frau

Am Schluß der Ausstellung erhielten die Brüder Thiel und Dr. Junghans für ihren Pavillon von der indischen Regierung den 1. Preis. Sie wurden beide aufgefordert, bei den Ausstellungen der nächsten Jahre (in Neu-Delhi und Madras) mitzuarbeiten. Gegen Ostern sind beide mit dem ganzen Maschinenpark im Gebiet der Goßner-Kirche eingetroffen.



der Entwicklungshilfe der politischen Mächte — nur ein Tropfen auf den heißen Stein; aber es ist nicht gleichgültig, aus welcher Hand die indische Kirche diese Hilfe erhält.

Wenn sich die deutschen Missionen dazu entschlossen haben, mit Hilfe der Sammlung „Brot für die Welt“ den jungen Kirchen in der Zeit eines rapiden wirtschaftlichen Umbruchs mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, so wollen sie damit ein Zeichen dafür aufrichten, daß unseres Gottes Barmherzigkeit und Macht nicht an der Schwelle des technischen Zeitalters Halt machen, sondern seine Kirche auch über sie hinweg begleiten und festhalten.

Die Leitung der Goßner-Kirche hat zur Durchführung der geplanten Aufbauarbeit (Hospital Amgaon, landwirtschaftliches Zentrum in Khutitoli, technisches Zentrum in Phudi) einen Verwaltungsrat (Governing Board) eingesetzt, dessen Vorsitz der Pramukh-Adhyaksh der Kirche (Präsident Joel Lakra) übernommen hat. Der Schatzmeister wurde von der Goßner-Mission berufen: Ingenieur Werner Thiel; den Schriftführer hatte die indische Kirchenleitung zu bestimmen. Sie berief auf diesen Posten Diplomlandwirt Dr. Jungbans. Wir sehen das als ein gutes Zeichen für das Vertrauensverhältnis zwischen Mission und Missionskirche an.

2. Missionshospital Amgaon

Am 2. Januar dieses Jahres trat unser Missionsarzt Dr. Gründler mit Frau und Tochter eine Studienfahrt zu zwei Krankenhäusern der Nachbarmissionen an: dem Missionshospital in Khariar, das zu einer amerikanischen Mission gehört, und nach Nowrangapur, wo die von der Breklumer Mission gegründete Jey-purkirche ein großes Krankenhaus errichtet hat. Er hat über diese seine Fahrt ausführlich berichtet und ist für die dabei gemachten Erfahrungen und empfangenen Eindrücke sehr dankbar.

Mit Dr. Gründler fuhr auch Schwester Ursula von Lingen mit, um in Nowrangapur ihr Sprachexamen in Oriya zu machen. Sie hat die schriftliche Prüfung bestanden, während die mündliche, die sie in der Landeshauptstadt Cuttack ablegen muß, noch bevorsteht. Anfang Mai gedenkt sie nach Amgaon zurückzukehren. Inzwischen hat Schwester Maria Schatz, die im Missionshospital zurückgeblieben war, die ganze Verantwortung für den Fortgang der Arbeit allein getragen. Die Erweiterungsbauten, die in Amgaon durchgeführt werden, sind durch eine Wetterkatastrophe in Rückstand geraten. Ein orkanartiger Sturm, begleitet von mehreren Wolkenbrüchen, vernichtete an einem Tage 200 000 zum Brennen vorbereitete Lehmziegel; auch der Garten des Hospitals hat schwer gelitten. Schwester Ilse Martin hat ihren Heimatsurlaub beendet und steht vor der Wiederausreise nach Indien. Sie fährt am 18. April mit Dampfer „Laos“ von Marseille ab und wird voraussichtlich am 29. April in



Bombay eintreffen. Wir sind ihr für den während ihres Urlaubs geleisteten Vortragsdienst in den Gemeinden sehr dankbar. Es liegen noch viele Einladungen für sie vor; aber ihre Zeit ist abgelaufen, und wir bitten alle Gemeinden, die sie nicht mehr besuchen kann, um Verständnis dafür, daß Schwester Ilse auch dringend in Indien gebraucht und im Missionshospital Amgaon erwartet wird.

3. Heimarbeit

Schwester Hedwig Schmidt, die nach 24jährigem Missionsdienst in Indien nach Deutschland zurückgekehrt ist, hat sich bereiterklärt, in die Heimarbeit der Goßner-Mission einzutreten. Sie hat den Auftrag, das Kuratorium in der Frage der Jugend- und Frauenarbeit in der Goßner-Kirche zu beraten und im besonderen die Tabitaschule in Govindpur, in deren Leitung sie viele Jahre gestanden hat, zu betreuen. Sie ist nach Maßgabe ihrer Kräfte bereit, auch den Gemeinden mit Vorträgen über die Missionsarbeit in Indien zu dienen.

4. Besuche

Pastor Dr. Peusch - Rourkela kommt mit seiner Familie Ende Mai dieses Jahres zu einem dreimonatigen Heimatsurlaub nach Deutschland.

Bischof Dr. Manikam ist von der Universität Halle eingeladen worden, um den Titel eines Ehrendoktors der Theologie entgegenzunehmen. Bei dieser Gelegenheit wird er in der Zeit vom 11.—16. Juni d. J. auch die Goßner-Mission in Berlin besuchen. Im Anschluß an die 3. Weltkirchenkonferenz in Neu-Delhi im November d. J. haben folgende Delegierte, die der Goßner-Mission nahestehen, die Absicht, der Goßner-Kirche in Indien einen Besuch abzustatten: der Vorsitzende unseres Kuratoriums Kirchenrat Dr. Berg - Stuttgart/Berlin, Bischof Dr. Krummacher-Greifswald, Generalsuperintendent Dr. Jacob-Cottbus, Professor der Landwirtschaft Dr. Erich Hoffmann-Halle (Lehrer unseres nach Indien entsandten Bruders Dr. Jungbans), unser hauptamtlicher Mitarbeiter in der Goßner-Mission Ost, Jugendsekretär Wolf-Dietrich Gutsch. Auch der Leiter des Ev. Pressedienstes, Dr. Lüpsen, wird als Guest in der Goßner-Kirche erwartet, die auch noch folgenden für die Arbeit der Goßner-Mission wichtigen Persönlichkeiten in Deutschland eine Einladung übermittelt hat: Bischof D. Dr. Dibelius, Landesbischof Dr. Lilje und Oberkirchenrat Dr. Hübner, Hannover; Landesbischof D. Dietzelbinger - München und Oberkirchenrat Dr. Thimme-Bielefeld.

Die Goßner-Kirche sieht endlich auch dem Besuch von Dr. Obse, dem Pressreferenten der Aktion „Brot für die Welt“ entgegen, um ihm im besonderen einen Einblick in die begonnene Aufbauarbeit (Missionshospital, landwirtschaftliches und technisches Zentrum) zu geben.

Lokies

MARTIN A. BORRMANN:



TRAMPEDANK - oder das Glück der Pechvögel

Ganzleinen · 684 Seiten · DM 19,80

2. Auflage

Dr. GERHART POHL im „Telegraf“, Berlin, 13. 11. 1960

„... eine dichte Atmosphäre, die eindringliche Gestaltung skurriler Menschen von gestern, die es gottlob auch heute noch gibt, echten Humor. Sie lesen richtig: Humor ... Das Motiv vom Glück der Pechvögel ist so meisterlich durchgeführt, daß man unter Schmunzeln und Lachen (am Rande der Tränen, versteht sich) weiterlesen muß. Und mit einem Mal wird man froh, immer glücklicher, weil das alles eben stimmt. Hinter den kauzigen Gestalten und dem komischen Geschehen ist eine echte Sinngebung unseres Lebens wieder da. Selbst der Tod verliert den Stachel.“

Dr. HANS STECHE:

INDISCHER ALLTAG

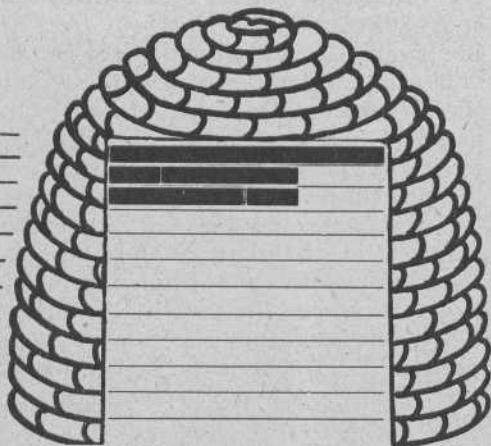
208 Seiten · 48 Fotos auf Tafeln · Leinen DM 9,80

„Der Wandel der Welt macht es notwendig, ständig neu zu orientieren, in knapper, brauchbarer Form Sitten und Gebräuche, Alltag und Kultur, Wirtschaft und Religionen des Landes zu zeigen, wie es heute der Wirklichkeit entspricht. Ein neues, konzentriertes Buch über Indien, offenen Herzens und offenen Geistes von einem Kenner des Landes geschrieben.“ — Mit Förderung der Deutsch-Indischen Gesellschaft. —

Diese Bücher schickt Ihnen gerne zu und erfüllt Ihnen auch Ihre anderen Bücherwünsche

BUCHHANDLUNG DER GOSSNER MISSION / Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20

Jan.	
Febr.	
März	
April	
Mai	
Juni	
Juli	
Aug.	
Sept.	
Okt.	
Nov.	
Dez	



Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 31. März 1961

betrugen 75000,— DM

sie beträgt 55691,68 DM

Wir haben zu wenig
gesammelt 19308,32 DM

Unser Gabenkonto:

Gossnerische Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 52050 beim Postscheckamt Berlin-West für Gossnerische Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Gossnerische Missionsgesellschaft Mainz-Kastel

Lettner-Verlag, G. m. b. H., Berlin-Dahlem. Einzelpreis DM 0,20. / Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, Berlin SW 61.

Bildnachweis: Gossner-Archiv (25), F. P. Kroeger (8)

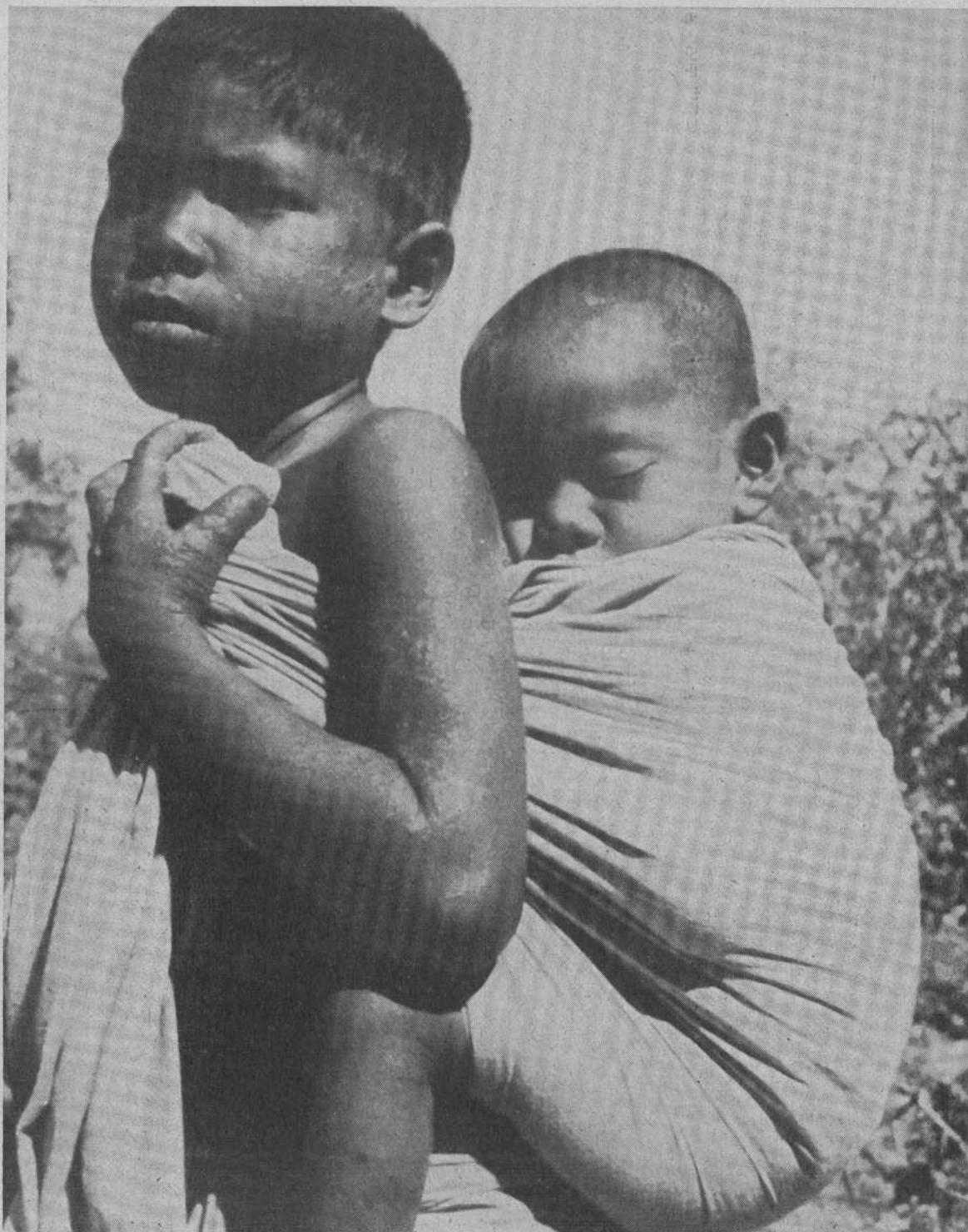
Gossner Missionblatt



Berlin, Juli 1961 (Nr. 3)

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Gegründet 1834



Es geht uns um den Menschen!

- 1) Es bleibt dabei, daß wir vom Geheimnis des Menschen reden müssen.

Er ist unberechenbar, er ist unbezahlbar, er ist unverrechenbar. Die Wissenschaft, die auf das Objekt Mensch losgegangen ist, hat dabei ungezählte Entdeckungen gemacht. Sie kann ständig neue Ergebnisse auf ihrem Erfolgskonto buchen. Aber sie ist ehrlich genug, während sie weiter enträtselft, immer einmal festzustellen, daß ihr dabei der Mensch nur um so ratselhafter wird.

Dietrich Bonhoeffer hat 1930 in seiner Antrittsvorlesung in Berlin die beiden biblischen Fragen nebeneinander gestellt: „Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst?“ Du hast ihn wenig niedriger gemacht, denn

Gott“ (Psalm 8). Und: „Was ist ein Mensch, daß du ihn groß achtest und bekümmerst dich um ihn, daß du ihn täglich heimsuchst, ihn alle Stunden versuchst? Warum tust du dich nicht von mir und lässt mich nicht?“ (Hiob 7).

Frühgeschichtlich, völkerkundlich, sprachgeschichtlich, biologisch, medizinisch, psychologisch und soziologisch ist unabdinglich fleißig gearbeitet worden. Wenn es auf diesem Gebiet eine Art von Dispatcher*) geben könnte, hätte er zu versuchen, Hunderttausende von Einzelergebnissen gewissermaßen zusammenzubauen.

Was dabei herauskäme? DER Mensch??

Da hat es einer — wenigstens auf seinem Fachgebiet — versucht und ist dabei sehr bescheiden geworden. Herbert Wendt schrieb: „Ich suchte Adam“, Untertitel: „Die Entdeckung des Menschen“. Am Ende des Buches lesen wir: Der Kulturmensch habe „in einem verhältnismäßig kurzen geologischen Zeitraum mehr Artgenossen umgebracht, als irgendein anderes Lebewesen vor und neben ihm. Zuweilen besann er sich und schuf welterobernde Lehren und Denkgebäude, die der ewig sich fortpflanzenden Tat des Kain ein Ende setzen sollten. Aber das Zeitalter der Humanität, der Nächstenliebe, das die Entwicklung des Menschen vollenden könnte, ist uns heute immer noch genau so fern wie in den Tagen der „Schlacht“ von Krapina“ (in der Urzeit).

Nicht auf biologischem, technischem, wirtschaftlichem, politischem Gebiete fiele die Entscheidung, meint dieser Mann. Aber als was gilt es dann den Menschen zu entdecken?

In den vergangenen hundert Jahren ist doch der Mensch nach allen Regeln der Vernunft, Wissenschaft und Ideologie eingekreist, ausgezogen und durchröhrt worden. Aber ob dies im Stil der Komödie oder Tragödie abließ, immer wieder kommen wir auf das Geheimnis Mensch zurück.

*) in Großbetrieben Personen, die für den reibungslosen Ablauf der Arbeit zu sorgen haben.



„Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkst?“

Der Mensch ist mehr als ein Stück Natur oder eine Art innerhalb des Tierreiches; der Versuch der Entdeckung des Menschen „von unten“ kann als gescheitert angesehen werden. Der Mensch als vernünftiges Wesen müßte sich doch vernünftig gegeben haben und geben. Warum tut er das nicht?

Was wir als schlimm an ihm erkennen, sei im Grunde nur Unwissenheit, die behoben werden müsse!

So lese ich in einem Prospekt in einer unserer Buchhandlungen mit dem Titel „Die Religion und das Leben“: „Die Wissenschaft löste die Probleme des Lebens im Zuge ihrer Entwicklung“ und — die Verkäuferin ist eine Frau, deren Ehe völlig zerfallen ist!

Es bleibt bei dem Geheimnis Mensch.

- 2) Es geht dem Christen um den ganzen Menschen, den Menschen mit Leib, Seele und Geist.

Wo eins leidet, leidet das andere mit. Wo sich eins freut, freut sich das andere mit. Wir werden also bei keiner Abwertung des einen oder anderen mitmachen können, ebenso aber auch bei keinem Kult (etwa der Vernunft oder des Leibes). Es ist der ganze Mensch, der sich als enttäuscht, fanatisch, unruhig, heuchlerisch

„Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“



risch, demütig, skrupellos, vertrauend oder verachtend gibt.

Und es ist der ganze Mensch, der die innere Befreiung zum verantwortlichen Leben vor Gott und den Mitmenschen erfährt, annimmt und lebt.

Wenn es nun aber so ist, daß uns auf dem Wege der Enträtselung dessen, was der Mensch ist, nur immer neue Rätsel aufgegeben werden und daß sich jede Aufteilung des Menschen in „Sparten“ als Selbstmord erweist, kommt die Frage doppelt gewichtig erneut auf uns zu.

Von woher muß es uns denn um den Menschen gehen?

Es hat schon genug Stimmen gegeben, die kapitulierend schlossen: „Wenn ihm doch nicht beizukommen ist, ist ihm auch nicht zu helfen“.

Fragen wir ihn doch selbst, ihn den Menschen, wie er sich selbst versteht!

Ich kann zu dieser fälligen Frage nur wieder sagen, daß es da 100 Antworten geben könnte.

Ich will in Kürze versuchen, den Satz zu verdeutlichen:

3) Es geht uns um den Menschen, der sich selbst nicht verstehen und sich auch nicht selbst helfen kann.

Martin Fischer hat dazu auf einige „verräterische“ Aussagen hingewiesen, die sich beliebig vermehren lassen:

Etwa: „Ich möchte einmal zu mir selbst kommen“, „ich habe mich selbst wiedergefunden“, „ich habe mich vergessen“, „ich hatte mich verloren“, „ich hatte keine Kontrolle mehr über mich“, „ich bin nicht, der ich sein sollte“, „mir kann keiner helfen“.

Verräterisch ist dabei sowohl der Versuch des Rückzugs auf sich selbst (Abkapselung), als auch der Versuch der Flucht nach vorn (Kollektiv). Und quälend töricht wäre in dieser wie jener Lage der „Zuspruch: „Hilf Dir selbst“, „qualifiziere nur munter dein Bewußtsein“.

Christen kapitulieren aus *dem* Grunde hier nicht und „trösten“ sich in dieser Lage auch nicht selber, wenn sie sagen, „es geht uns um den Menschen“, weil sie glauben und wissen, daß Gott selbst Mensch geworden ist.

4) Es muß uns um den Menschen gehen, weil Gott selbst Mensch geworden ist.

Ein Einschub sei erlaubt:

In dem obengenannten Prospekt lese ich: „Vor Jahrhunderten schienen die Religion und das Leben, schienen diese Begriffe untrennbar miteinander verbunden. Die Propagandisten der herrschenden Klassen leiteten die Lebensinhalte aus der Religion ab. Mit dem „Wort Gottes“ maßte man sich an, alle Lebensfragen beantworten zu können.“

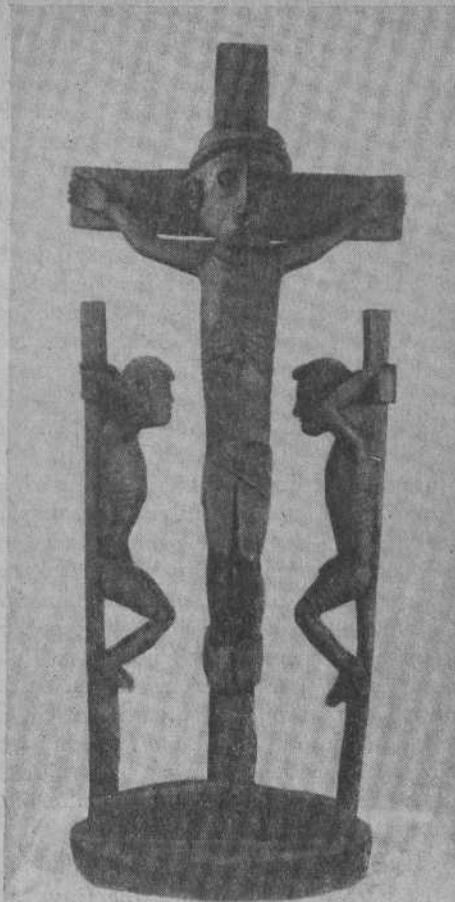
Hier ist wenigstens redlich und deutlich genug die Meinung ausgesprochen, die Bibel solle endlich schweigen.

Es ist doch aber gewiß keine Anmaßung, wenn wir uns hierzu die Frage erlauben: Weshalb?

Weil die Bibel so viel vom Menschen redet?

Weil das Wort Gottes mit der Bloßstellung der Welt und des Menschen, so wie sie sind, quer durch

Christus für uns
(papuanische
Schnitzarbeit
— Neuguinea)



alle Ideologien hindurch tödliche Gefahr für alle Selbstdäuschungen ist?

Weil die Bibel damit *für den Menschen spricht*?

Weil — und das ist das Entscheidende — Gott darin menschlich redet, menschlich handelt, menschlich leidet und für den Menschen seinen Sohn Mensch werden läßt, ihn nicht schont, sondern für uns alle in den Tod gibt, damit wir leben sollen? Und daß der Vater Jesu Christi dennoch bleibt, der er ist, der Schöpfer und Vollender?

Wir können es nicht lassen, vom Gesamtzeugnis der Bibel her, in besonderer Weise, aber von der Tatsache, daß Gott Mensch geworden ist, solche Leute zu sein, denen es um den Menschen gehen muß.

Zum Gesamtzeugnis der Heiligen Schrift ist es uns kein müßiges Wortspiel, den Stellen nachzusinnen, die mit einem „lasset uns“ beginnen.

Im I. Mose 1, 26 Gottes Wille: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei“.

Im Psalm 2, 3 dagegen die Rede derer, die es nicht aushalten, Menschen in der Freiheit der an Gott Gebundenen zu sein: „Lasset uns zerreißen ihre Bände und von uns werfen ihre Seile“. Bis hin zu Matth. 27, 22 „Laß ihn kreuzigen“. Zu dem allen die Redensart: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“.

Dagegen der Zuspruch und Anspruch in der Apostelgeschichte 2, 40 „Lasset euch erretten aus diesem verkehrten Geschlecht“ und im 2. Kor. 5, 20 „Lasset euch versöhnen mit Gott“. Die Antwort im 1. Joh. Brief: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt“ und das Gegenstück zu jener fadener Parole „Kraft durch Freude“ im letzten Buch der Bibel (Offb. 19, 7): „Lasset uns fröhlich sein und ihm die Ehre geben“.

Dem sinnt einmal nach oder, wer den Großen Katechismus im Hause hat, der lese nach, was *Luther* schreibt: „Wie sich der Vater uns gegeben hat samt allen Kreaturen“, wie da „kein Rat, Hilfe und Trost war, bis sich der einzige und ewige Gottessohn unseres Jammers und Elends aus grundloser Güte erbarmte und vom Himmel kam, uns zu helfen“; und wie „alles in der Christenheit dazu geordnet ist, daß man da täglich eitel Vergebung der Sünden durch Wort und Zeichen hole, unser Gewissen zu trösten und aufzurichten, solange wir hier leben“; und — „daß Menschen darin als Menschen leben, daß ihnen Gott vergißt und sie untereinander vergeben, tragen und aufhelfen“.

Immer werden wir hier auf die eine Zielrichtung hingewiesen, um derentwillen es uns um den Menschen geht, — in *Paul Gerhardts* Lied so ausgedrückt: „Gott ward Mensch, dir Mensch zugute“!

Es ist daneben gesehen, was man uns gelegentlich bei humanistischen Plattformgesprächen entgegenkommenderweise bescheinigen will, wir Christen meinten, Gott in unserem Herzen entdeckt zu haben und brächten nun aus frommen Gefühlen eine gewisse Portion an Mitgefühl für den Mitmenschen auf. Nein! Das Geheimnis Mensch erschließt sich für uns in der einen Tatsache, die nun allerdings schlechthin entscheidend ist:

Gott wurde Fleisch!

Er kam in unsere Haut, die Haut, aus der (wieder eine verräterische Redensart!) „der Mensch nun einmal nicht heraus kann“.

Nichts an der Ganzheit Mensch trägt so viel Demütigendes an sich wie das „Fleisch“. Denkt an einen einzigen Splitter unter einem Fingernagel. Ganz und gar menschlich ist Gott geworden.

Und sein Name heißt „Immanuel“.

Das bedeutet „Gott mit uns (Menschen)“, — gegen alles, was uns zustünde und was wir von Rechts wegen erwarten müßten, nämlich: „Gott gegen uns“. Was aber in diesem „Gott mit uns“ ausgesagt ist, kann uns im Titusbrief im 3. Kapitel deutlich werden:

„Da aber erschien die Güte und *Menschenliebe Gottes unseres Heilandes*“. Die, denen das geschrieben wurde, lebten wie wir in einer Menschheit des Hassens und Vergeltens!

Diese tätige Menschenliebe geht gegen den „Lebensinhalt“ an, der aus Fressen, Saufen, Sichpropagieren und Krepieren besteht. Diese Botschaft wurde vielleicht zur Giftmischerzeit des Kaisers Claudius („Ich, Kaiser und Gott“) zuerst gehört.

Und worin besteht diese Menschenliebe Gottes?

Nicht in Gemütsbewegungen, sondern in Geburt, Leben und Sterben des EINZIGEN Sohnes!

Dessen Hoheitsname ist „*Menschensohn*“.

Ihr kennt die beiden deutlichen Sätze:

„Des Menschensohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lassen, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele (Menschen)“. Und: „Des Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist“.

Wir haben allen Grund, nicht nur gelegentlich auszusprechen, was in der Kirche, die sich Kirche Jesu Christi nennt und dies in der Nachfolge gehorsam zu leben hat, so alles daraus geworden ist: Wie es da um menschliche Ehre, um „Ruhe als die erste Bürgerpflicht“, um Bienenzucht und andere nützliche Sachen

ging, während — um nur eines zu nennen — die Kinderarbeit Kinder umbrachte, Kinder, für die des Menschensohn in so besonderer Weise parteiisch ist.

Gott hat dennoch dafür gesorgt, daß sein Wille nicht totzukriegen war. Daß Menschen sich von Christus dienen lassen und selber Dienende bleiben. Daß von Christus Gesuchte und Gefundene suchen, was verloren ist, ohne dieses vom hohen Sockel her als solches auszupreisen.

Weil Gott Mensch geworden ist, weil es diesem Christus um den Menschen geht, deshalb muß es dem Christen, der weiß, daß er einmal danach gefragt wird, um den Menschen gehen.

5) Aber wie denn nun?

Die Schrift gibt uns dazu als erstes eine erstaunliche Auskunft. Sie sagt, mit einem Wort unserer Sprache ausgedrückt: *Absichtslos!*

„Die Liebe Christi dringet uns also“. Es geht gar nicht anders.

So ähnlich, wie es — doch beinahe entschuldigend — im Munde der Apostel vor den hohen Herren in Jerusalem klingt:

„Wir können's ja nicht lassen, daß wir reden sollen von dem, was wir gehört und gesehen haben“. Oder so echt erstaunt, wie die Frage es ausdrückt. „Wie kannst du Gott lieben, den du nicht siehst, wenn du deinen Nächsten nicht liebst, den du siehst“?

Zu dem „absichtslos“ kommt das: „*Obne Ansehen der Person*“, wobei wir uns freilich dabei nicht in irgendeine Form der Unverbindlichkeit zurückziehen können. Denn Gott ist immer parteiisch für die Waisen, die Witwen, die Armen, die, welche unterwegs sind, die Hungernden, die Durstenden, die so oder so Ausgebeuteten und die Gefangenen.

Weil Christus uns vom verlorenen Sohn erzählt, zu Zachäus geht, die Frau, die vormals eine Hure war, in seine Nachfolge nimmt, Kinder in die Mitte der Jünger stellt und den Mitgehenden am Kreuz sein besonderes Wort gibt, deshalb muß es uns um solche Menschen gehen.

Weil Christus niemanden verteufelt, weil er wie keiner sonst Sünde beim Namen nennt, aber dem umkehrenden Sünder nicht Moral, sondern frohe Botschaft, nicht die Ausweisung, sondern das Vaterhaus gibt, deshalb dürfen wir nichts anderes wollen und tun.

Aber wir werden auch nicht verteufeln können, wenn es sich um einen der grimmigen oder raffinierteren großen Politiker und Wirtschaftler handelt. Im Zusammenhang mit dieser Art Leute steht nämlich einmal im Evangelium die Erinnerung, daß bei Gott alle Dinge möglich sind! Wenn es uns so in Christo „ohne Ansehen und Person“ um den Menschen geht, können wir es sogar ertragen, daß man uns nachsagt, wir seien darin Schwärmer, Optimisten und Weltverbesserer, die letztlich der Unmenschlichkeit die Straße pflasterten. In das Lager der Schwarz-Weiß-Maler passen wir nicht hinein; denn wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen! Bitte überseht bei diesem Satz des Paulus nicht, daß darin eine Kampfansage bis hin gegen die Umwelttheorie liegt!

Also hängt für uns alles für den Menschen an der Tatsache der unlöslichen Verbundenheit, daß wir als von Gott Geliebte Gott lieben und den von Gott geliebten Mitmenschen lieben.

Daran hängt alles. Das, was an diesem Nagel hängt,



Hat Christus den Menschen erlöst? Die Frau hat er doppelt erlöst: von dem allgemeinen Menschen- und ihrem besonderen Frauen-schicksal

hängt fest und wenn ein Sechstel der Erde, wie man bei uns zu sagen pflegt, sich daran hängt. Dafür hat sich Christus Jesus an das Verbrecherkreuz annageln lassen.

Von daher versteht es nun bitte noch einmal ein wenig deutlicher, daß wir Christen da, wo es um den Menschen geht, zu all' dem anderen, was sonst in der Welt für den Menschen gedacht, gekämpft und gelitten wird, nicht noch ein wenig spezifisch „Frommes“ oder „Religiöses“ dazu zu tun haben.

Wir wissen, daß es Menschen gab und gibt, die es mit aller Hingabe versucht haben, ohne den Vater Jesu Christi Mensch zu sein.

Aber es ist etwas wurzelhaft anderes, was Christen in dieser Sache zu leben haben. Sie können nicht anders, als im Menschen immer den gottgeliebten Mitmenschen zu sehen.

6) Damit sind wir bei der Aussage:

*Es geht Christen immer um den Mitmensch*en. Dieses nicht aus dem Grunde, weil man ja nun einmal nicht anders leben kann, sondern, weil es der lebendige Gott so haben will!

Es geht uns also nicht aufgrund von sogenannten Gesetzmäßigkeiten der Natur, Gesellschaft und Geschichte, gewissermaßen zwangsläufig um den Mitmenschen, sondern willentlich so, wie Gott den Menschen von seiner ersten persönlichen Anrede an mit sich in das Gespräch gezogen hat.

Von daher können wir nur im Gegenüber zum Mitmenschen die Erfüllung des Menschseins sehen.

Es war eine schreckliche Karikatur, als einer der führenden Ideologen des Hitlerregimes aus dem Psalmwort:

„Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen“ den Vers machte:

„Rufe dich selbst an in der Not, so wirst du dich erretten und sollst dich selbst preisen“.

Das war eine Lösung für Menschenverächter, in solcher Ideologie steckte bereits die Unmenschlichkeit drin.

Dem Christen geht es um den Menschen, weil er vom Vater Jesu Christi zur Gemeinschaft hin geschaffen ist.

Die Heiligen, die in die Wüste gingen, stellten eine Verirrungserscheinung dar. Zum Mann gehört die Gehilfin.

Es lohnt sich, über die Spaltung der Welt in „zwei Hälften“, von der Spaltung der kleinsten menschlichen Zellen her nachzudenken!

Und je unbequemer mir ein Mitmenschen ist, umso deutlicher sollte mir sein:

„Er ist die wohltätige, gottgesetzte Grenze für den fürchterlichen Drang des Menschen zur Alleingeltung“ (H. Gollwitzer).

Freilich, Allgemeinaussagen treffen hier niemals die Sache; weder ein „Wir sind doch alle Sünder“, noch ein „Seid umschlungen Millionen“. Auch mit christlicher Verbrüderung kann Unfug getrieben werden.

Es ist für mich immer eine Warnung, daß Jesus Christus erst, nachdem er sich für die, welche weg liefen, zusammenschlagen und aufhängen ließ, den Ausdruck „Brüder“ gebraucht.

Allgemeinplätze, auch wenn sie tausendmal hintereinanderweg abgewalzt werden, lenken noch immer von einem ganz bestimmten Gebot ab.

„Dein Wille geschehe“, so betet Christus, so beten auch wir.

Und „Tue das, so wirst du leben“, dürfen wir hinzufügen. Tue das, so bist du Mensch. Als Christus so in Gethsemane für uns gebetet hat, hat er jedes Freund—Feind-Schema durchbrochen. Und seit Golgatha glaubt der Christ an die Vergebung der Sünden und nicht die Hoffnungslosigkeit der „Fälle“ östlicher und westlicher Prägung.

Er kann dabei seinen Herrn nicht zum Vergebungs-funktionär machen, denn er weiß, was das gekostet hat.

Aber er kann auch über nichts mehr, was „im Menschen“ ist, erschrecken, wenn er unter das Kreuz Christi tritt.

Ist etwa die Abwandlung unerlaubt: Ist Gott für den Menschen, wer mag wider ihn sein?

Nun gibt es kein freies Befinden mehr darüber, wer unser Mitmensch ist. Der Friede in Christus als Wirklichkeit ist bestimmd für den Bruder Mensch.

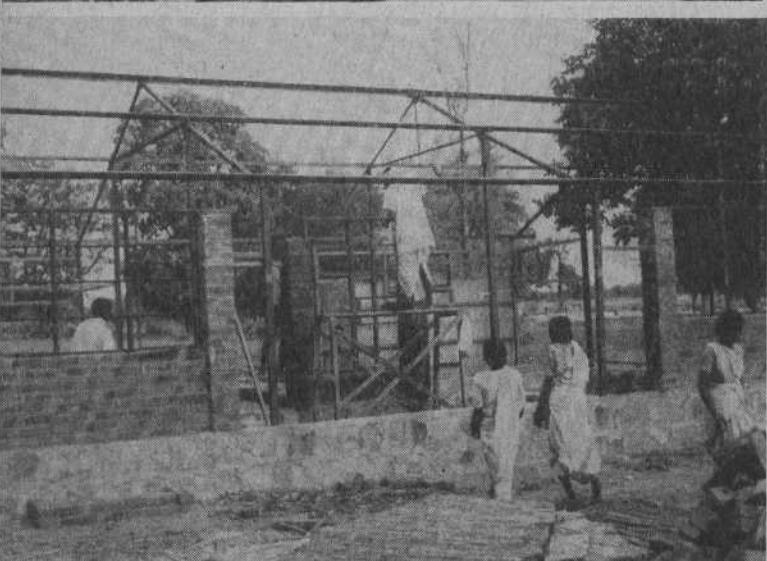
Damit geht es uns — so und wirklich — um den Menschen.

Heinz Fleischhack



P. H. Fleischhack
Propst von
Magdeburg

Neuanfang IN KHUTITOLI



Wir haben in der Tat lange nicht „miteinander gesprochen“. Ursache hierfür ist nicht nur die Abneigung des Bauern gegen alle Schreiberei, sondern die Arbeit. Jede Zeile schreiben, heißt Nachtarbeit zwischen 9—12 Uhr leisten. Heute ist der erste Sonntag in Khutitoli. Wir sind jetzt fünf Wochen hier; es ist der erste Sonntag, an dem wir alleine sind und somit schreiben können.

Wir sind am 5. April, nachts 23 Uhr, eingetroffen. Ostersonnabend früh um 4 Uhr waren wir in Calcutta mit den Traktoren gestartet, und am 2. Feiertag früh um 6 Uhr hielten wir auf dem Missionsgrundstück in Ranchi. Und dann haben wir geschlafen und nochmals geschlafen. Am Mittwoch früh 5 Uhr ging es dann weiter über Lohardaga und Gumla nach Khutitoli. Wir hatten an diesen Tagen kein Auge für das „Halsband von Chotanagpur“, die „Blauen Berge“; denn wir fuhren bei 45—47 Grad Celsius. Auf den Schleppersitzen konnte man ohne Kissen nicht mehr bleiben, und zwei riesige Sonnenblasen am rechten Bein — womit man das Gaspedal bedient — gab es außerdem. Und doch würde ich nochmals fahren, denn wir haben in diesen Tagen 2.500 Rupies verdient, da wir 4 LKW sparten.

Hier in Khutitoli schlügen wir dann das Nachtlager zu Granada auf. Unser Haus wird von sechs achtzigjährigen Bäumen gebildet und besteht aus sechs Räumen. Als Schlafzimmer fungiert Bruder Boruttas Zelt mit zwei Feldbetten; Bad und Vorratsraum wird von einer Anhängerplane gebildet, unter der ein Steinwaschbecken und der Kerosinkühlschrank stehen. Das Frischwasserreservoir bildet drei Milchkannen. Die Küche stammt aus Kalifornien und wurde zur Zeit der Goldgräber entworfen: 3 Wellbleche als Dach, etwas Bambusried als Wand, und man hat Wind- und Regenschutz für einen Petroleumkocher, einen Wasserfilter und einen Fliegenschrank. Das Speisezimmer besitzt den größten Luxus, denn es enthält einen richtigen Tisch mit 3 Stühlen und ist voll „aircondition“ (Luftkühlung): der Wind kann von allen Seiten heran, auch dem Regen von oben steht nichts im Wege. Das Büro repräsentiert den letzten Schrei der Innenarchitektur, es wird von zwei Stahlschränken markiert. Als Empfangsraum dienen zwei Korbessel und ein runder Korbtisch. Wenn man sich das alles mit Stacheldraht umgeben vorstellt, so hat man den Wohnbungalow eines Missionslandwirtes im Zeitalter der Weltraumfahrt.

Besucher kommen schon jetzt häufig. Neben Rourkela-Deutschen und Dr. Obse-Berlin war vorletzte

von oben nach unten:

Die Grundsteinlegung für das Landwirtschaftliche Zentrum Khutitoli durch Pastor J. Lakra, den Präsidenten der Gossner-Kirche

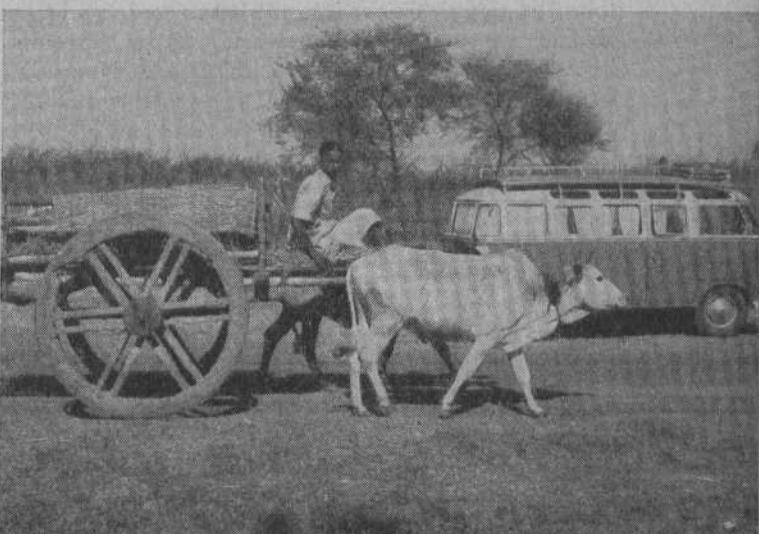
Bauarbeiten am Bungalow und Geflügelhaus (unten)

Nacht ein Tiger hier, der 100 Meter von unserem Lager entfernt ein Schwein riß. Drei Königskobras und eine andere giftige Schlange mußten ihre Aufwartung bei uns mit dem Tode bezahlen. Leider bissen sie vorher ein Schulkind; aber da ich die Kleine sofort mit dem Traktor zum Arzt nach Simdega fuhr, besteht keine Gefahr für das Mädchen. Wir selbst sind noch mehr oder weniger gut erhalten. Haben nur sogenannte Hitzeflechten und leiden unter Schlaflosigkeit. Mittags sind im Zelt oftmals 45 Grad, und auch nachts kann man wegen der Wärme kaum einschlafen. Und morgens beginnt dann der Arbeitstag wieder um 5 Uhr. Meine Frau findet sich mit dem Klima nicht so gut ab — Herzbeschwerden! — sie fährt deshalb ab und an zu Freunden nach Rourkela, um einmal eine Nacht im luftgekühlten Zimmer zu schlafen.

Die Arbeit in Khutitoli geht rüstig voran, wenn auch manchmal die Schwierigkeiten unendlich zu sein scheinen. Wir beschäftigen jetzt 71 Arbeiter, 30 Frauen, 9 Maurer und Zimmerleute, 2 Fahrer und 3 Aufseher. Das erste Wohnhaus — Räume für ledige Arbeitskräfte — wird in der kommenden Woche bezugsfertig. Damit bekommen dann endlich die jungen Leute ein Dach über den Kopf. Bis jetzt lebten sie auf der Veranda des Pfarrhauses oder in einem Zelt neben unserem Lager. Das erste Hühnerdoppelhaus für 500 Hennen geht auch seiner Vollendung entgegen. Die eine Hälfte (für 250 Tiere) ist bereits fertig. In der Woche nach Pfingsten fahre ich nach Calcutta und kaufe die Hennen. Wahrscheinlich werden wir ein Flugzeug chartern, um die 1000 Tiere sicher nach Khutitoli zu bringen. In der heißen Zeit möchte ich einen LKW-Transport über 800 km nicht wagen. Hennen per Flugzeug: das wird die Sensation des Jahres. Dabei ist die Sache gar nicht teuer, zumindest kostet sie uns nicht mehr als ein LKW und ein 15 bis 20prozentiger Hühnerverlust. —

Unser eigenes Wohnhaus geht langsam voran, da wir häufig unter Materialschwierigkeiten leiden. Aber bis jetzt habe ich wegen Materialmangel noch nie die Arbeit eingestellt. In letzter Minute fand sich immer noch ein Ausweg. Manchmal fuhren wir 50 Meilen mit dem Jeep, um 5 Sack Zement zu kaufen; und dann wieder war der Schlepper mit zwei Hängern 4 Tage unterwegs, um aus Orissa Wellblech und Asbestplatten heranzuholen. Ende Mai werden wir wohl soweit sein, daß die ersten Räume beziehbar sind.

Auf den Feldern geht es rüstig voran. Wir haben bereits 2,5 ha Reisland zu bestellen begonnen, und weiter 10 ha werden Ende Mai fertig sein. Diese 10 ha bilden eine zusammenhängende Fläche und sind geradezu ideales Reisland. Allerdings mußten 3,8 km Kanal ausgeschachtet und 3,5 km alter verfallener Kanal zugeschüttet werden. Um die Felder dann zu rekultivieren und von den riesigen Erosionsschäden zu befreien, haben wir in den letzten 4 Wochen



von oben nach unten:

Dr. Junghans und seine Frau bei der Geländebeleuchtung

Begegnung zwischen alter und neuer Zeit in Indien

Dr. Junghans in voller Fahrt

Künstlicher Regen

8000 cbm Erde bewegt und 3 km Reis-Felddämme gebaut. Wir haben nun 8 Felder angelegt, jedes 1,25 ha groß, und jetzt schon kommen täglich Besucher, die die größten Reisfelder Nordindiens sehen wollen. Am Pfingstsonnabend haben wir hier den landwirtschaftlichen Entwicklungsausschuß des Staates Bihar zu Gast, und vom 28. Mai bis 4. Juni findet hier das Jugendtreffen der Goßner-Kirche statt. Wir erwarten etwa 1000 Jungen und Mädel. Jeden Nachmittag arbeiten sie 3 Stunden in den Feldern, um praktisch am Farmbau mitzuhelfen. Ich bezahle diese Arbeit, nur wird der Betrag auf unser Kirchbaukonto in Khutitoli überwiesen. Und damit komme ich zu einem sehr wichtigen Thema: Kirche Khutitoli. Das gegenwärtige Gebäude befindet sich in einem abbruchreifen Zustand und soll auf seinem ursprünglichen Platz — zwischen Mittelschule und Farmhof — wieder errichtet werden. Die entstehenden Kosten trägt zum Teil die Gemeinde. Wir haben in den letzten 4 Wochen bereits 350 Rupies gesammelt und hoffen, den gleichen Betrag durch die Jugendarbeit zu erhalten. Wir möchten die Kirche aus Jacksboard (Rohrplatten für Fertighäuser) bauen und glauben, von der Firma einen 50prozentigen Preisnachlaß zu erhalten. Es bleibt nun die Frage offen, wieweit die Goßner-Mission selbst behilflich sein könnte. Das ganze Projekt ist aus zwei Gründen sehr dringend:

1. Die Kirche und das alte Pfarrhaus stehen gerade in der Mitte unserer Hühnerfarm;
2. wir bauen Hühnerhäuser aus Stahlkonstruktion und mit Asbestdächern, aber die Kirche und das Pfarrhaus sind Lehmkaten, die in Deutschland baupolizeilich gesperrt werden müßten.

Wir haben leider erst jetzt den Wert eines Kirchengebäudes für unser Landwirtschaftliches Zentrum erkannt, sonst hätten wir schon vorher das Kirchengrundstück mit verplant.

Mit der Frage des Kirchenbaues eng verbunden ist das Problem des Pfarrhauses. Zur Zeit ist der alte Missionarsbungalow Pfarrwohnung und Schülerinnenheim der Oberschule. Beide Teile mehr als baufällig.

Das Schulproblem drängt sich uns plötzlich mit Macht auf, so daß auch das Schülerheim an Bedeutung gewinnt. Wir schlagen daher vor:

1. Bei uns liegen von der Ausstellung her noch zwei Jacksboarddoppelhäuser, die für die Hühnerfarm Verwendung finden sollten. Eine Einheit bauen wir noch vor der Regenzeit als Pfarrhaus und können bereits in der Regenzeit mit dem Abbruch des Bungalows beginnen;
2. erste Arbeit nach der Regenzeit ist der Bau des Schülerinnenheims und der Kirche.

Das Material für das Pfarrhaus ist restlos vorhanden. Es wird nur noch ca. 800—1000 Rupies Löhne und Steine kosten. Auf diese Weise würde der Bau der Hühnerfarm nach der Regenzeit nicht aufgehalten, und der Pfarrhof mit Kirche würde ein anständiges Aussehen erhalten.

Nun ein kurzer Bericht vom Besuch des Herrn Dr. Obse. Er kam nach Ranchi am Sonntag, dem 7. Mai, wurde vormittags in der Kirche begrüßt, und gegen 2 Uhr gings nach Phudi. Bruder Thiel hatte dort ein Arbeitslager der Goßnerjugend. Abends gegen 6 Uhr holte mein Fahrer Dr. Obse mit dem Jeep ab und brachte ihn zusammen mit P. Joel Lakra in den Inspektions-Bungalow nach Kolabira, 17 Meilen von Khutitoli. Abends gegen 10 Uhr fuhr ich mit dem Traktor ebenfalls nach Kolabira und brachte Kartoffelsalat, Würstchen und Tee. Meine Frau fütterte inzwischen zuhause Kloss, Schwester Else und andere Gäste, die bereits am Sonnabend eintrafen. Am Montag war dann der offizielle Empfang Dr. Obses. Wir verknüpften diesen Anlaß mit dem ersten Seed Drill (Aussaat) und der Grundsteinlegung. Wir hatten die Khutitoli-Synode, die Regierungsvertreter und die hohe Geistlichkeit aus Ranchi eingeladen. 2500 Menschen waren gekommen, und im ersten gemeinsamen Gottesdienst seit 4 Jahren saßen Kharias, Mundas, Uraons und frühere Mohammedaner zusammen. Die Liturgie hielten die Pastoren beider Gruppen und Joel Lakra die Predigt. Anschließend gab es ein riesiges Festessen. 12 Zentner Reis hatten wir gekocht, und als Zutaten waren 2 Zentner Dal, 2 Zentner Kar-

Dr. Junghans führt seine Maschinen vor



Die älteste Dreschmaschine der Welt



Ansprache des indischen Landrats



toffeln und 1,5 Zentner Flaschenkürbisse gekauft worden. Die Kirchengemeinde Khutitoli hatte 2500 Teller aus Blättern geflochten, und die gesamte Kocharbeit bewältigten 6 Frauen aus beiden Gemeindegruppen. Von früh um 5 Uhr bis mittags um 2 Uhr loderten die offenen Kochfeuer. Die Hauptattraktion des Tages war weniger die erste Saat als vielmehr das Essen der Sahibs mit den Fingern. *Kloss, Schwestern Else* und ich haben uns kräftig die Finger geleckt. Um 3 Uhr kam dann der Landrat mit 8 Abteilungsleitern, der Landwirtschaftsreferent für Chotanagpur und der Oberschulinspektor des Regierungsbezirks Ranchi. Der Grundstein wurde pünktlich um 4 Uhr gelegt, und eine Stunde später drillten wir die erste Saat in Khutitoli. Den Tausenden aus dem Busch blieb der Atem weg, und die Regierungsvertreter, die ebenfalls zum erstenmal eine vollmechanisierte Feldwirtschaft sahen, beglückwünschten uns aufrichtig. Den Schluß und Höhepunkt bildete die Regenvorführung; „künstlichen Regen“, ja, das hatte man noch nicht gesehen.

Dr. Ohse wollte am selben Abend noch nach Rourkela fahren, blieb jedoch bis zum nächsten Morgen und schließlich den ganzen Tag. Wir sind über die Felder gewandert, haben jede Baustelle besichtigt und krochen schließlich in die primitiven Heime unserer Schule. Letzteres besonders deshalb, weil der Schulinspektor wieder dringend vom Aufbau einer Higher Secondary School (Oberschule) sprach und unseren Plan für 1963 als viel zu spät bezeichnete. Ich hoffe sehr, daß uns mit Mitteln aus der Sammlung „Brot für die Welt“ geholfen wird. Mein Plan trägt dieser Mitteilung Rechnung. Ich dachte mir die Sache so, daß wir mit dem Geld von „Brot für die Welt“ sobald als möglich die Heime bauen und den Unterricht in den alten Schulgebäuden fortsetzen. Allmählich im Laufe der Jahre reißen wir diesen Bruchladen ab und ersetzen ihn durch Neubauten aus Missionsmitteln. Das schwierigste Problem sind aber die Lehrkräfte. An Oberschulen dürfen nur Lehrer mit akademischen Graden unterrichten, und $\frac{1}{3}$ von diesen muß den Magistertitel besitzen. Mit bester Unterstützung von Bruder *Bage* haben wir diesen Engpaß überwunden. Den Leiter der Schule mache ich (mit

Doktortitel); Hauptlehrer wird *Mr. Dean*, zur Zeit stellvertretender Hauptlehrer der Netarhat-Public-School (mit Magistertitel aus Amerika, Glied der Goßner-Kirche); Heimleiterin für Mädchen: Miss *Tiga* (die Tochter des früheren Präsidenten mit Magistertitel). In Khutitoli unterrichten zur Zeit bereits zwei Ba und ein Bsc (Ba = Bachelor of arts, Bsc = Bachelor of sciences: beides Vorstufen zum Magister). Zwei bis drei Hilfslehrer sind ebenfalls sofort zu haben. Damit würde unser Lehrkörper — bis auf den Hindupandit (Sprachlehrer für Hindi) — aus Christen bestehen. *Bage* hat mir weitere Hilfe versprochen, und ich glaube, er hält Wort. Wir haben mehr und mehr den Eindruck, daß die Regierung von Bihar die offizielle Mitarbeit der Kirchen im Entwicklungsgebiet von Chotanagpur wünscht. Bihar ist arm, die Mittel der Goßner-Kirche aber sind beachtlich. Vor allem können sich arme Staaten keine ausländischen Experten leisten. Wir haben bisher ausgezeichnete Hilfe von den Regierungsstellen gehabt und möchten diese auch reichlich ausnutzen, besonders im Erziehungswesen. Ich bitte, diesen Tatbestand — den auch *Dr. Ohse* bestätigen wird — dem Verteilerausschuß vorzutragen und als Begründung unsere zusätzliche Forderung anzuführen. Daß wir aus Geld etwas machen, wird *Dr. Ohse* ebenfalls bestätigen.

Eine weitere Erkenntnis, die sich uns immer mehr aufdrängt, ist die Tatsache, daß aller Kirchenstreit doch mehr oder weniger eine Ranchi-Angelegenheit war. Die Goßner-Kirche, d. h. die Gemeinden, sind von diesen Dingen nur sehr wenig berührt gewesen. Selbst hier in Khutitoli, wo nun doch die Wogen hoch schlugen, hat es im letzten Jahr 5 Heidentaufen gegeben. Und seit wir hier sind und arbeiten, haben mehr als 25 Heiden um Taufunterricht gebeten. Am 8. Mai kam ein Heide, ein Hindu aus dem Gumla-gebiet, 60 Meilen entfernt, um vom Pramukh die Taufe zu erhalten. Ich glaube, gerade in Deutschland, wo wir als unser Gegenüber in Indien immer nur die kleine Führungsschicht in Ranchi ansehen, haben die meisten von uns den Kirchenstreit in der Goßner-Kirche völlig überbewertet. Indien lebt im Dorf, im Familienverband. Für die Kirche heißt das:

Dr. Junghans, Leiter und Schwerstarbeiter zugleich

Zaungäste



in der Ortsgemeinde. Und diese lebt, ist lebendig und wächst. — Das andere Bemerkenswerte ist die Vielzahl von Kräften innerhalb der Kirche, die bereit sind, mitzuarbeiten, selbst bei etwas geringerem Lohn als in offiziellen Diensten. Fast alle diese teilweise vorzüglichen Kräfte waren in den dreißiger Jahren in der Gossner-High-School Ranchi. Von Leuten, die dort einen Abschluß gemacht haben, braucht man kaum eine andere Empfehlung. Der Landrat begründete so seinen dringlichen Wunsch nach einer Gossner-High-School in Khutitoli. Wir wollen versuchen, dieses uns von der Regierung entgegengebrachte Vertrauen zu rechtfertigen.

Die Aussendung weiterer Mitarbeiter habe ich schon mehrfach erbeten und die notwendigen Qualifikationen wiederholt aufgezählt. Ich wiederhole nochmals:

Als Mitarbeiter schwebt uns ein Bauernsohn vor, der mit allen praktischen landwirtschaftlichen Arbeiten vertraut ist. Vor Aussendung sollte er nochmals einige Zeit im Güldner-Schlepperwerk arbeiten. Vorteilhaft wäre eine Fachschul- oder zumindest Landwirtschaftsschulausbildung. Seine Aufgabe hier wird es sein, die Leitung im „Young Farmer Training-Institut“ (Ausbildungsstätte für Jungbauern) zu übernehmen und unseren Maschinenpark zu beaufsichtigen. Der Hauptton liegt auf Praxis. Der Idealfall wäre ein Diplomlandwirt von bäuerlicher Abstammung. Aber das Diplom ist keineswegs entscheidend. Es käme z. B. auch ein Bauernsohn aus dem Ravensberger Land oder aus Ostfriesland in Frage. Das wür-

de vor allem die Verbundenheit mit dem Heimatland der Mission fördern. Wegen einer Spezialausbildung des Mannes vor seiner Ausreise würde ich dann Rat erteilen, sobald mir die Bewerbungsschreiben vorliegen. Auf jeden Fall wird dieser Helfer offiziell von dem Landwirtschaftlichen Zentrum Khutitoli und nicht von der Mission angestellt. Das Visum wird unter dieser Flagge besorgt.

Die Autofrage bleibt weiterhin problematisch. Dr. Gründler-Amgaon will den VW-Bus behalten; selbst auf die Gefahr hin, daß er in der Regenzeit festliegt. Ich habe nun endlich den Jeep erhalten, und nach dreimonatiger Reparaturzeit ist er noch nicht ganz in Ordnung. Er ist eben auch wie der Mercedes ein Gebrauchtwagen. Glücklicherweise habe ich jetzt einen guten Mechaniker auf dem Betrieb, so daß uns der Schlitten wenigstens keine großen Kosten verursacht. Problematisch ist die Zukunft. Wie transportieren wir die Eier nach Rourkela etc.? Außerdem kommen mehr und mehr Anforderungen von Gemeinden an uns für Beratungsarbeit. Dazu braucht man ein vierradgetriebenes Fahrzeug. Ich schlage folgendes vor:

Bis August fahre ich den Jeep. Wird das Geld bewilligt, dann verkaufe ich den Jeep, und mit diesem Betrag plus 10 000 DM für einen VW-Bus bekomme ich einen neuen Jeep-Station-Car mit Hänger, Tragfähigkeit $\frac{3}{4}$ T, Hänger $\frac{3}{4}$ T. Der Jeep-Station-Car verbraucht wohl mehr Benzin, hat aber volle Überholung in Indien. Ersatzteile immer vorrätig.

Soviel für heute.

K. H. Junghans

Wir suchen Mitarbeiter:

1. Für unser landwirtschaftliches Zentrum in Khutitoli: einen Bauernsohn, der mit allen praktischen landwirtschaftlichen Arbeiten vertraut ist.

Ausbildung: Fachschule oder landwirtschaftliche Schule

Idealfall: Diplomlandwirt mit bäuerlicher Abstammung

Für spezielle Ausbildung vor der Aussendung (im besonderen im Güldener Schlepperwerk) gibt Dr. Junghans noch Weisung.

2. Für unser technisches Zentrum in Phudi: einen Baufachmann, einen technischen Lehrer für Metallbearbeitung, einen technischen Lehrer für Holzbearbeitung.

Ist die Anlage einer Wasserleitung nur eine technische Hilfe?

Bischof Newbigin erzählte, wie er dazu gerufen wurde, eine große Gruppe in einem Dorf zu tauften, das er nie vorher gesehen hatte. Wie war das gekommen? Ein christlicher Ingenieur, ein Inder, der absolut keine Rednergabe besitzt, hatte aus einfacher Liebe zu diesem Dorf dazu verholfen, eine anständige Wasserleitung zu bekommen, und dann waren ein paar Schriften in das Dorf geraten, kleine Traktätschen, von denen wir nicht allzuviel

zu halten pflegen. So hat es angefangen. Die Leute fragten, und schließlich faßten sie sich ein Herz und bat eine Gemeinde in der Nachbarschaft, ob sie nicht jemanden schicken könnte, der sie lehrte. Diese Gemeinde schickte dann einen einfachen Arbeiter für drei Wochen dorthin. Kein Pastor und kein Bischof erfuhr etwas, bis es soweit war. Das ist Mission im eigenen Raum.

Prof. Dr. W. Freytag †

Man schreibt uns aus Tabita

Zuerst ein Brief von *Santoshi Horo*:

Seit 30 Jahren steht *Santoshi Horo* im Dienste der Kirche. Nachdem sie ihr Lehrerinnen-Examen abgelegt hatte, wurde sie sehr bald durch Schwester *Auguste Fritz* zur Bibelfrau — heute nennen wir sie Gemeindehelferin — berufen. 1940 wurde *Santoshi* durch Präsident *Stosch* und andere führende Männer der Kirche zur Head Pracharika — Hauptbibelfrau — eingesegnet. Damit stand ihr das ganze weite Kirchenfeld der Goßner-Kirche offen; sie reiste durch



Alles wartet auf Dr. Ohse

die Gemeinden, um überall die Frauen um Gottes Wort zu sammeln, Frauenbibelkreise zu gründen und bestehende Kreise zur Weiterarbeit zu ermutigen und anzuleiten. 1946 beriefen wir sie zur Hausmutter in „Tabita“ und das ist sie heute noch.

Sie schreibt:

„Drei Wochen, ehe die Heiße-Zeit = Ferien begannen, hatten unsere Schülerinnen und die Studenten des Katechisten-Seminars viel zu tun. Da wir nirgends gebrannte Bausteine bekommen konnten, taten wir dies in gemeinsamer Arbeit selbst. Auch die Schüler und Schülerinnen in den Govindpur-Schulen haben uns dabei geholfen. Wir erlebten an uns selbst, wie schwer diese Arbeit ist, die sonst durch Kulis getan wird. Die ungebrannten Bausteine aus Lehm sind rauh und schwer. Unsere Hände wurden wund vom Anfassen und Aufschichten der Steine zum Brennofen. Schließlich mußten wir die Hände mit Lappen und Lumpen umwickeln. Einen Brennofen zu bauen, war für uns eine ungewohnte, schwierige Arbeit. Aber wir haben sie doch geschafft. Am 27. April konnte das Feuer im Brennofen entzündet werden. Am 1. Mai, als unsere Ferien begannen, fuhren *Seteng Happadgara* und ich mit 12 unserer Schülerinnen, 10 Studenten des Katechisten-Seminars und Pastor *Martin Tete* nach Phudi, um dort an einem Arbeitslager, an Vorarbeiten für den Aufbau der Handwerker-Schule mitzuhelpfen. Es ist das erste Mal, daß soleh' ein freiwilliges Arbeitslager in unserer Goßner-Kirche stattfand. Es kamen noch andere Freiwillige aus anderen Gemeinden. 15 Tage lebten sie in Laubhütten. Jeden Morgen um 5.30 Uhr hielt Pastor *Tete* eine

Andacht über Abschnitte aus der Offenbarung. Sofort nach der Andacht begannen wir mit der Arbeit.“ Und nun erzählt —

Seteng Happadgara weiter:

„Wir arbeiteten von früh 6—10 Uhr und von 2.30 bis 5 Uhr. Der neu erworbene Platz in Phudi wurde erst einmal gesäubert; wir sammelten alles herumliegende Holz, dann wurden die dornigen Phutus-Sträucher geschlagen und verbrannt. Als das getan war, sammelten wir allerlei Steine, große und kleine, um sie später beim Brunnen- und Wegebau mit zu verwerten. Während wir im Arbeitslager waren, kam Herr Dr. *Ohse* aus Deutschland, der alle die Projekte, die im Namen der Aktion „Brot für die Welt“ gestartet werden, zu besichtigen hat. Zu seiner Begrüßung hatte auch ich einiges in Deutsch zu sprechen. Unsere Tabita-Schülerinnen wohnten in einem alten Lehmhouse, das extra für sie zur Übernachtung leer gemacht worden war. So gut es ging, haben wir es sauber gemacht, aber es war nicht unsere gewohnte Sauberkeit von „Tabita“. Die Hauptsache: wir hatten ein Dach über dem Kopf! Andere wohnten in Laubhütten. *Santoshi Horo* und ich schliefen auf der Veranda des Hauses. Dort, wo *Santoshi* auf dem Boden schlief, hatte sie als Nachbarn zwei Büffel; an meiner Seite hatten 3 Hühner ihr Nachtlager. Wir brauchten daher keinen Wecker. Mücken und anderes Ungeziefer plagten uns jede Nacht. . . .

Über meine eigentliche Arbeit kann ich noch nicht viel sagen. Das Tabita-Schulkomitee hat mich zum Reisedienst in den Gemeinden gewählt, um hier Frauen, junge Mädchen und Kinder Gottes Wort zu lehren und um die Arbeit unserer Schülerinnen, die die Schule verlassen, zu organisieren und zu überwachen. Aber der Kirchenrat in Ranchi hat bis heute diesen Beschuß noch nicht bestätigt, daher kann ich den Reisedienst noch nicht aufnehmen. In „Tabita“ wohnte ich in dem Zimmer, genannt „Manoharpur“. Aber — ich mußte dort ausziehen. Die ganze Nacht fand ich dort keine Ruhe: Ratten und Mäuse haben „Manoharpur“ zu ihrem Konferenzort erkoren. Das Thema ihrer nächtlichen Zusammenkünfte scheint zu sein: „Wo und wie können wir etwas zerstören? Wo gibt es etwas zu fressen?“ So sorgen sie eifrig für ihren Bauch. Alle aber sind eins in dem Bestreben,

Dr. Ohse wird mit Blumenkränzen und Händewaschen begrüßt





Seteng Happadgara hält eine deutsche Ansprache

die Menschen zu ärgern und alles, was ihnen gehört, zu beschädigen. So hausten sie zwischen meinen Büchern, warfen bald da, bald dort etwas herunter. Auch meine Schuhe schienen sie sich anziehen zu wollen. Sie knabberten meine Sari an, um sich warme Nester zu machen und so fort. Ja, ja, das sind so kleine Nebenfreuden in „Tabita“.

Daisy Hemrom erzählt:

„Babalen Bage mußte zur Pflege ihres erkrankten Vaters nach Ranchi. Durch eine Lungenentzündung ist er sehr geschwächt. Augenblicklich sind nun alle fort. Ich hüte mit der blinden Dulari das Haus. Im Blick auf das Blinden- und Krüppelheim, das wir als Diakonisches Werk an „Tabita“ anzugliedern gedenken, ist folgendes zu sagen: Solch ein Werk ist sehr nötig für Tabita; die Gemeinde begrüßt den Plan. Eine schwerwiegende Frage ist, wer wird dieses Heim leiten? Wo haben wir einen geeigneten Menschen, der so ausgebildet ist, daß er solch' ein Heim leiten

könnte? Hätten wir eine geeignete Lehrerin, so würde der Kirchenrat sofort „Ja“ sagen.

Ein Zweites: Das Tabita-Komitee hat mich zur Leitung von „Tabita“ ernannt. Mir ist deswegen das Herz sehr schwer. Ich habe mich dagegen sehr gewehrt. Noch aber hat die Kirchenleitung diesen Beschuß nicht bestätigt. Vom 29. Mai bis 2. Juni wird ein großes Jugendtreffen in Khutitoli sein und anschließend eine Bibelfreizeit für die Frauen der Synode. In beiden Freizeiten habe auch ich zu sprechen. Am 9. Juni ist Anreisetag für alle Schülerinnen, dann sind die Heiße-Zeit = Ferien zu Ende“

Wir bitten, unserer Schülerinnen und Lehrerinnen in „Tabita“ im Gebete zu gedenken, daß ER sie wachsen lasse in der Gnade und in der Erkenntnis Jesu Christi und daß ER selbst dies SEIN Werk, die Tabita-Schule, segne und fördere.

Hedwig Schmidt

Wieder in Tabita



Probleme der Industrialisierung in Asien

Die Städte Asiens wachsen schnell. Der Wohnraum ist knapp. Die Zuwanderer sind geneigt, auch in den Städten weiter im dörflichen Stil zu leben. Das Ergebnis sind Schmutz, Krankheit und Unbildung.

In den Städten machen sich Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung breit, die den allgemeinen Stand von Sitte und Moral herunterdrücken. Der Arbeitslose entartet innerlich und wird zum Feind der bestehenden Ordnung. Viele Arbeiter und Arbeiterinnen vom Lande gehen in die Industrie, nicht um dort ständig zu bleiben, sondern um dort ein paar Monate oder ein paar Jahre lang Geld zu verdienen und dann wieder aufs Dorf zurückzukehren. Wenigstens denken sie, daß sie wieder dorthin zurückkehren. Sie bleiben Dörfler, die das Stadtleben und seine Probleme nicht anpacken wollen.

Das Hin- und Herfluten der Bevölkerung ist in den Industriezentren so stark, daß man einander fremd bleibt. Dieses Unbekanntsein erzeugt im Einzelnen das Gefühl der Verlorenheit. Die Kasernierung solcher verlorener Einzelner in den Fabrikwohnblocks läßt sie zu abhängigen Arbeitssklaven der Industrieunternehmen werden. Der Dörfler Asiens, der in sei-

nem Lebensumkreis einen sozialen Halt hätte, findet etwas Entsprechendes nicht in der Stadt und in der Fabrik. Er tut unbeteiligt eine Arbeit nach der anderen, wie sie ihm befohlen wird. Ablehnen kann er sie nicht, weil er Geld verdienen muß.

Das führt dahin, daß sich die rein materiellen Ziele immer stärker durchsetzen. Für die Arbeiterklasse Asiens ist „Glück“ zunächst einmal gleichbedeutend mit „mehr Geld“. Das Sozialprodukt dieser Länder steigt zwar, aber die menschliche Substanz wird weniger. Das Leben wird technisiert und mechanisiert, der Einzelne wird vom materiellen Fortschritt aufgesogen. Der moderne Arbeitsprozeß macht aus Tagen und Zeiten einzelne Stunden, die Geldwert haben. Der Mensch als Ganzes verkümmert. Was bleibt, ist eine sich schiebende und schiebbare Masse.

Diese Menschenmasse lebt unter dem Wechsel von Konjunktur und Depression (Wirtschaftswunder und Wirtschaftsdruck). In der Konjunktur lebt man fröhlich und unbeschwert und gewöhnt sich das Geldausgeben an. Kommt eine Depression, so ist man ihr schutz- und ratlos ausgeliefert. Unzufriedenheit und Hilflosigkeit verbünden sich. Materielle und charak-



1

Das Gebiet der Goßner-Kirche wird mehr und mehr zu einem Industriezentrum Indiens

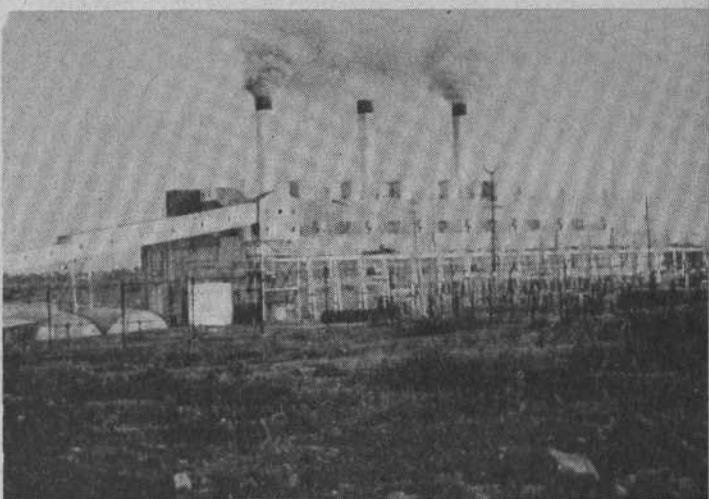
- 1 Verkehrspolizist aus Rourkela
- 2 Abbau von Glimmer (in der Weltproduktion an 2. Stelle)
- 3 Kohle-Lager / Abbau über Tag
- 4 Kohle Hüttenwerk
- 5 Abbau von Porzellannerde
- 6 Abbau von Bauxit zur Aluminiumgewinnung
- 7 Im Eisenerzlager
- 8 Blick über die „Rote Erde“ Indiens (60—80 % Eisenerz)



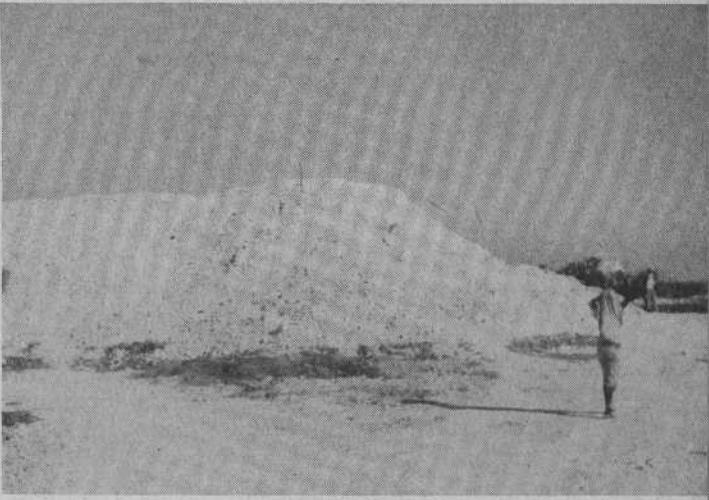
2



3 4



5 6



7 8



terliche Armut bilden einen aufnahmebereiten Boden für politischen Radikalismus. Gewerkschaften und Unternehmerverband mißtrauen einander und versuchen, sich gegenseitig zu schaden. Das Ergebnis sind Streik, Aussperrung und Unsicherheit für den Arbeiter. Wer nach Asien geht, kommt dort in eine sehr deutliche Klassenkampfsituation.

Der Industriearbeiter kann nicht als einzelner arbeiten und existieren, sondern ist Teil einer Arbeitsgruppe und Teil einer Wohngruppe. Die Vertretung seiner Interessen und Rechte übernimmt die Gewerkschaft. Über sie kann er dem Unternehmer als Machtfaktor begegnen. Sie hebt seinen Besitzstand und sein Selbstgefühl. Trotzdem stehen die Gewerkschaften der jungen asiatischen Industrie auch vor schweren Problemen.

Die überwiegende Mehrzahl der Industriearbeiter ist gewerkschaftlich noch nicht organisiert. Entweder ist das industrielle Unternehmen für einen aussichtsreichen gewerkschaftlichen Kampf um höhere Löhne noch nicht ertragreich genug oder der dörflich ausgerichtete Industriearbeiter auf Zeit sieht nicht ein, warum er Geld und Kraft der Gewerkschaft zur Verfügung stellen soll.

Es gibt Gewerkschaften. Aber nicht immer vertreten sie die Rechte und Interessen der Arbeiter. Oft werden sie von der Betriebsleitung beherrscht und dienen deren Interessen. Oder die Kommunisten benutzen sie für ihre politischen Ziele, die zunächst nichts mit einer Besserung der Lage des Arbeiters zu tun haben. Häufig dienen die Gewerkschaften auch als Absprungbrett für Arbeiter, die der Arbeitswelt entfliehen wollen und über die Gewerkschaft in die Politik abwandern.

Ohne eine Steigerung der Produktivität des einzelnen, das heißt ohne eine Senkung der Gesamtlohnkosten, und das heißt wieder ohne eine Verringerung der Gesamtzahl der Arbeiter, gibt es keine Massenproduktion der ersehnten Industriegüter zu niedrigeren Preisen. Das ist das Interesse der Gesellschaft als Ganzes. Dem steht das Interesse des einzelnen Arbeiters entgegen. Er will seinen Arbeitsplatz behalten und höheren Lohn bekommen. Er wehrt sich gegen die Leistungssteigerung. Die Gewerkschaftsführung steht hier in einer Spannung, die sie nicht fruchtbar gestalten kann. Entweder vertritt sie die Interessen des Arbeiters, dann stemmt sie sich gegen den unaufhaltsamen Fortschritt und unterliegt dem Urteil der Geschichte über alle reaktionären Kräfte. Oder sie stellt sich auf die Seite des industriellen Fortschritts. Dann tritt der Arbeiter aus den Gewerkschaften aus. Dies ist die schwierige Situation der Gewerkschaftsführer in Asien. Darum denken sie oft anders, als sie reden, und sie reden anders, als sie handeln.

Heute in Asien, das heißt bei einem Überangebot an Arbeitskräften, Gewerkschaftsführer zu sein, bedeutet oft, ein unglaublicher Mensch zu werden. Er wird zwangsläufig entweder ein Menschenverächter, der nur seinen eigenen Vorteil sucht, oder er verzichtet und sucht sich in Politik oder Wirtschaft einen „Job“, der seine Familie ernährt. Die Gewerkschaftsführer in diesen Ländern werden leicht zu gespaltenen Persönlichkeiten. Sie sind zu bedauern. Wenn wir daher asiatischen Gewerkschaftsführern begegnen, sollten wir sie nicht belehren, sondern Verständnis für ihre prekäre Situation aufbringen.

Ohne das Streikrecht ist der Arbeiter dazu verurteilt, sich ausbeuten zu lassen. Aber Streik ist Wirtschaftskrieg. Und Krieg produziert nicht Kraft, sondern konsumiert sie. Da die Volkswirtschaften Asiens zu schwach sind, um sich Streiks leisten zu können, wird das Streikrecht vom Staat um des Interesses der Gesamtheit willen eingeschränkt. Dies ist das Dilemma, in dem der aufgeklärte Sozialist Nehru steht. Er will die Gewerkschaften, kann ihnen im Ernstfall aber nicht ihr Grundrecht, das Streikrecht, gewähren. Überall, wo in Asien dieser Kurs siegt, wird die Gewerkschaft bedeutungslos. Siegt dagegen die Gewerkschaft, so tut sie es auf Kosten der Gesamtheit und muß über kurz oder lang die politische Verantwortung für das Ganze übernehmen.

Sobald die Gewerkschaften politisch tätig werden, sind sie von der Spaltung bedroht. Dadurch wird ihre Front den Unternehmern gegenüber geschwächt. Man ist immer wieder erstaunt über die Zersplitterung der asiatischen Arbeiterbewegungen und darüber, wie leicht die Unternehmer mit ihnen fertig werden. Wir dürfen aber das, was sich dort Gewerkschaft und Arbeiterbewegung nennen, nicht an den Maßstäben unserer hochindustrialisierten Gesellschaft messen. Man hat dort nur unsere Organisationsformen und Begriffe übernommen. Ihr Inhalt ist ein sehr anderer.

Für die christlichen Kirchen ist in den asiatischen Entwicklungsländern zumindest eine Front klar abgesteckt. Sie müssen dem Industriearbeiter Asiens helfen, seine Rolle im Plan Gottes, und das heißt für ihn innerhalb der Industriegesellschaft, zu sehen. Er muß sich als sinnvolles Glied der Gesellschaft, der er angehört, erleben können. Das geht nicht ohne Mitgliedschaft und verantwortliche Mitarbeit in den Gewerkschaften. Bei allen erwähnten Vorbehalten wird der Industriearbeiter Asiens über die Gewerkschaft positiv in die Gesellschaft eingegliedert. Darauf muß die Kirche die Gewerkschaftsarbeit unterstützen. Sie muß über die Gewerkschaften an der sozialen Reform der neu entstandenen industriellen Arbeitsverhältnisse mitwirken. Sie muß ihren Beitrag zur Sozialpolitik des jeweiligen Landes leisten. In den jungen Industriegesellschaften Asiens können unsere Entwicklungshelfer als Christen glaubwürdig nicht existieren, wenn sie nicht Partei für den Arbeiter ergreifen. Sie müssen aber gleichzeitig darauf bedacht sein, sich nicht zur geistigen und geistlichen Rechtfertigung einer ideologisierten sozialistischen Sozialpolitik missbrauchen zu lassen.

Pastor Theodor Jaeckel, Mainz-Kastel

Pastor Jaeckel im Kreise seiner Familie



Auf den Spuren des Industriearbeiters

Aus der Arbeit
des Seminars für
Kirchlichen Dienst
in der Industrie

Vom 8. bis zum 15. April waren vierzig Pastoren aus verschiedenen Landeskirchen in Mainz-Kastel zusammen. Pfarrer Horst Symanowski hatte sie zu einem Wiederholungskursus eingeladen, der jährlich für ehemalige Teilnehmer des Seminars für Kirchlichen Dienst in der Industrie in Mainz-Kastel stattfindet. Die einen kamen aus ländlichen Gemeinden des Nordens und Ostens, andere aus Industriegebieten. Unter diesen berichteten einige von ihrem Dienst an wichtigen Stellen außerhalb der Ortsgemeinde.

Einer der Pastoren, der zur Zeit in Schottland das Leben der dortigen Kirchen kennenlernt, erzählte von interessanten Experimenten einer Gruppe von Theologen und Laien, die in einem Armenviertel in Glasgow eine neuartige Gemeindearbeit betreiben. Menschen, die von der Ortsgemeinde nicht erfaßt sind, werden hier angesprochen. Ferner berichtete er von Hauskreis-Gemeinden in Leeds und Fabrik-Gemeinden in Sheffield, die er besucht hatte — lauter Versuche, dort Dienst zu tun, wohin die übliche Ortsgemeinde vielfach nicht reicht.

Ein Theologe, der bei den Farbwerken in Hoechst Arbeiterwohnheime betreut, hat sein besonderes Augenmerk auf die Probleme der italienischen Fremdarbeiter gerichtet. Er fuhr nach Sardinien und besuchte die zurückgebliebenen Familien. Dort stieß er auf einen tiefen Haß gegen die Kirche. Bei einem Vortrag in einem katholischen Priesterseminar erklärte er, warum er sich in Deutschland um italienische Arbeiter kümmert. Er tut dies aus der Erkenntnis heraus, daß die wichtigste Aufgabe der Dienst an den bedrängten Menschen ist, ganz abgesehen von ihrer Konfession.

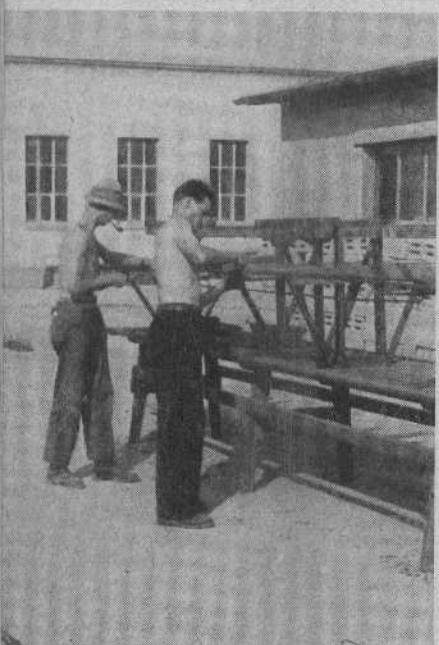
Die Brüder aus Mitteldeutschland berichteten von den Aufgaben, die sich ihnen angesichts der wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen stellen, etwa bei dem seelsorgerlichen Dienst an den Menschen, die mit der Umwandlung ihres Eigentums in Gemeineigentum nicht fertig werden können. Sie meinten, im Westen solle man den katastrophalen Pfarrermangel des Ostens nicht nur negativ sehen; es ergebe sich dadurch an vielen Stellen eine Aktivierung der Laien, bis hin zur Übernahme von Amtshandlungen. Es ist dort die Aufgabe der Theologen, die Isolierung der Gemeinde nicht noch von innen her zu verstärken, sondern offen zu werden für den Dienst auch an den Atheisten. An vielen Stellen in der Zone schießen — wie bei uns — ganze Wohngebiete aus der Erde, die die Kirche dort zu neuen Wegen herausfordern.

Der Bericht aus der Volkswagenstadt Wolfsburg zeigte, wie in Westdeutschland über die ortsgemeindliche Arbeit hinaus kirchlicher Dienst in der Industrie getan werden kann. Der Kirchenvorstand (Presbyterium) dort hat einen Ausschuß für Industrie-Diakonie beauftragt, die Verbindung zu den Gemeindegliedern im Volkswagenwerk herzustellen. Dies geschieht durch zwei Theologen, die ständig im Werk arbeiten, und durch einen Gemeindepfarrer, der für die dadurch entstehenden Kontakte freigestellt ist — in Zusammenarbeit mit anderen Pfarrern und Gemeindegliedern. Ähnliche Versuche sind in Gelsenkirchen, in dem neuerrichteten Volkswagen-Zweigwerk Baunatal, Kassel, und in der Opel-Stadt Rüsselsheim im Gange.





Der Anstoß für diese kirchlichen Neuansätze ging von dem Seminar für Kirchlichen Dienst in der Industrie in Mainz-Kastel aus. Was geschieht eigentlich dort? Das Seminar sammelt alljährlich aus den deutschen Landeskirchen und aus den Kirchen des Auslandes junge und alte Theologen zu einem Halbjahreskursus in den Wintermonaten, jeweils ab 1. November. Das Abstandnehmen von liebgewordener Thematik, von bekannten theologischen Begriffen und — zumindest während des Fabrikeinsatzes — von gewohntem Lebensrhythmus fällt den Theologen oft sehr schwer. Schnell erkennen sie aber auch, daß sie auf diese Weise dem Durchschnittsmenschen unserer Zeit nahekommen, ihn besser als früher in seinen Wünschen, Hoffnungen und seiner ganzen Lebensgestaltung verstehen. In den volkswirtschaftlichen Vorlesungen erkennen sie die Zusammenhänge zwischen Arbeit, Arbeitsergebnis, Sozialprodukt, Geld- und Kapitalmarkt, Innen- und Außenhandel, Reichtum der Industrieländer und Armut der Völker im raschen sozialen Umbruch. Wenn nach dieser Vorbereitung dann die zwei Monate Schichtarbeit in der Fabrik erlebt werden, hat sich vielen Theologen eine neue Welt erschlossen; die Arbeitswelt von heute.



Im Vordergrund steht nicht die Frage, welche Sprache wir wohl für die Menschen unserer Zeit finden sollten, damit sie in die Kirche kommen, oder die Frage nach Methoden und Formen kirchlicher Arbeit. Es geht nicht um die eigenen kirchlichen Gruppen und Grüppchen, sondern um die Probleme unserer Gesellschaft, und die Frage an die Theologen wird immer eindringlicher: Was könnt ihr mit eurer Kenntnis der Bibel und der Geschichte der Kirche Jesu Christi beitragen zum Durchdenken der gesellschaftlichen Probleme unserer Zeit, zu ihrem Erkennen und zu ihrer Lösung?



Auch für Theologiestudenten gibt es ein Industriapraktikum im Goßner-Haus in Mainz-Kastel. Es läuft vom 31. August bis 25. Oktober und will einen bescheidenen Einblick in die moderne industrielle Arbeitswelt, in ihre Mechanisierung, Rationalisierung, Schichtarbeit, Akkordarbeit, Betriebsordnung usw., in die Auswirkung dieser Arbeit auf die ganze Existenz des Industriemenschen und in die sich daraus ergebende soziale Problematik der heutigen Industriegesellschaft vermitteln. Weiter sollen die Teilnehmer einen Einblick in die Kluft zwischen der Kirche und der Gesellschaft bekommen und sich neu auf die Aufgabe der Kirche und des Theologen in dieser Situation besinnen.



Das Praktikum beginnt mit einer dreitägigen Einführung in die Fragen: Was geht die soziale Frage uns als Gemeinde an? Und: Was haben wir als Theologiestudenten in den Betrieben zu suchen? Es folgt ein siebenwöchiger Fabrikeinsatz als Hilfs- und Schichtarbeiter in der metallverarbeitenden, chemischen oder Zementindustrie. Während dieser Fabrikarbeit gibt es zweimal wöchentlich Zusammenkünfte, in denen die eigenen Erfahrungen systematisch besprochen werden. Das Praktikum schließt mit einer dreitägigen Besprechung, in der die Bedeutung dieser Erfahrungen für das künftige Studium und die Aufgabe der Kirche in der Industriegesellschaft durchdacht werden.



Es geht in Mainz-Kastel nicht um ein neues Arbeiter Priestertum oder um die Bildung christlicher Betriebskerne, sondern um mündige Gemeinde, also eine Gemeinde mit Mund. Dieser Mund darf nicht nur im Chor geöffnet werden. Er muß in der Gemeinde gebraucht werden, um mitzureden von den großen Taten Gottes, um sie für unsere Zeit zu deuten. Deshalb wird der Theologe heute auch in der Gemeinde manchmal mehr hören als reden müssen. Er muß hören, wie das Evangelium den anderen trifft, an welcher Stelle seines Lebens es ihn beunruhigt oder wo es bedeutungslos wird.

Angesichts der vielen, oft nur klagend-beschreibenden Deutungen unserer gegenwärtigen Welt ist es ein Lichtblick, daß dieses Seminar zu einem nächsten Schritt ermuntern will, einem Schritt im Glauben nach vorne.

Ritter/Günneberg

(„Der Weg“, Nr. 18, 1961)

Pastoren bei der Fabrikarbeit

Auf Bild unten rechts (S. 15)
gibt Pastor H. Symanowski
Arbeitsanweisung

Nachrichten

FÜR UNSEREN FREUNDESKREIS

1. INDIEN

Aus unserem Hospital in Amgaon

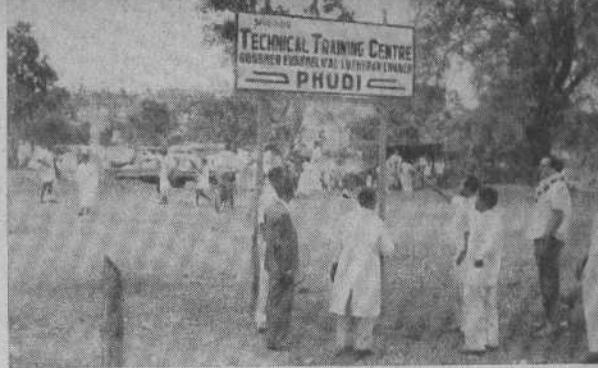
wurde uns mitgeteilt, daß Schwester *Ilse Martin* am 4. Mai auf ihrem alten Arbeitsplatz wieder eingetroffen ist. Es traf sich unglücklich, daß das Auto des Hospitals ausgeliehen und im Augenblick nur Schwester *Maria Schatz* an Ort und Stelle war. So zog Schwester *Ilse* allein, auf einem neugekauften Fahrrad in ihrem früheren Wirkungsfeld ein. Aber gerade dadurch wurde überall bekannt, daß die geliebte Ma (Mutter) wieder nach Amgaon zurückgekehrt sei. Schwester *Ilse Martin* schreibt selbst darüber folgendes: „Wie ich hier ankam, habe ich Ihnen ja schon geschrieben. So unbequem die ganze Sache war, wurde es doch gleich wieder eine gute „Reklame“. Es ging wie ein Lauffeuer durch die Gegend, daß ich wieder eingetroffen wäre. Es war ein richtiges „Nach-Hause-Kommen“. Am nächsten Tag begann ich gleich mit der Arbeit, und seitdem ist der Patientenstrom noch nicht wieder abgerissen — 60-100 jeden Tag. Viele Kinder mit Keuchhusten werden gebracht, und trotz der Hitze haben wir auch Patienten mit Lungenentzündung, dazu noch mehrere mit Typhus neben den „alltäglichen“ Krankheiten. Es ist wieder wie in alter Zeit.“

Inzwischen sind die beiden Schwestern *Marlies Gründler* und *Ursula von Lingen* aus ihrem Bergurlaub zurückgekehrt. Anschließend trat Schwester *Maria Schatz* ihren diesjährigen Urlaub an (zusammen mit Pastor *Kloß* und seiner Frau in Kalimpong/Himalaja); jetzt hält sie sich im Gebiet der Breklumer Mission in der Gemeinde Kotapad auf, um von dort aus ihr Sprachexamen in Oriya zu machen. *Dr. Gründler*, der mit seiner Frau zum Urlaub und Sprachstudium in Südindien war, wird in Kürze im Hospital zurückerkwartet. Dort hat man inzwischen nach dem furchtbaren Hagelschlag, der 200 000 Lehmziegel vernichtete, neue Ziegel gebrannt und ein Haus für die Angestellten sowie ein Gästehaus errichtet.

Mit dem Aufbau des geplanten technischen Zentrums in Phudi hat unser Bruder, Ingenieur *Thiel* in der Weise begonnen, daß er zunächst die Jugend der Goßner-Kirche zu einem Arbeitslager eingeladen hat. Dazu waren aus Govindpur Schüler des Prediger-Seminars und Schülerinnen der Tabitaschule sowie Studenten vom Theologischen College in Ranchi erschienen (Es fehlte nur die Jugend der NW-Anschal (Nord-West/Sprengel).

Bruder *Thiel* schreibt darüber: „Erfreulich, daß es überhaupt erstmalig zu einem solchen Arbeitslager kam; erfreulich, daß wir eine schöne Freizeit gemeinsam verleben und ein wenig von dem verspüren durften, was Christengemeinde bedeutet. Diese Jun-

Hoher Besuch
in Phudi:
Die Leitung der
Goßner-Kirche
u. Dr. Ohse als
deutscher Guest



Einholung
durch die
Junge Gemeinde



Dr. Ohse im
Adivasi-Gewand



Dr. Marsalan
Bage übersetzt
die Ansprache
von Dr. Ohse



Der
Ranchi-Chor
singt





Abschied von Schwester Ilse Martin vom Patenkirchenkreis Zehlendorf
v. l. n. r.: Kirchenrat Hildebrand, Schw. Ilse Martin, Fräulein Wraskw

gen und Mädel haben Planierungs- und Entwässerungsarbeiten gemacht, sie haben auch beim Graben eines großen Brunnens geholfen, der uns in Zeiten der Dürre Vorrat geben soll; etwa 8 m Durchmesser und bis jetzt schon 10 m tief; er soll aber noch 3 bis 4 m tiefer geegraben werden, da erfahrungsgemäß dann erst das gute Wasser kommt. Nach 8 Stunden Arbeit im Freien wurde auch immer Bibelarbeit getrieben. Die Jugend war dann noch zwanglos zu allgemeinen Unterhaltungen beisammen. Geschlafen wurde in Laubhütten. Einmal wurden wir alle recht naß, weil ein völlig unerwarteter regelrechter Wolkenbruch uns überraschte; aber alle sind gesund und munter geblieben. Heimweh hat es bei keinem gegeben; man hörte nur immer wieder die Frage, wann wir wieder ein solches Lager durchführen würden. Die Mädchen der Tabitaschule haben zeigen können, was sie gelernt hatten; die Verpflegung klappte ausgezeichnet.

Die Verantwortlichen haben sich die größte Mühe gegeben; die ganze Veranstaltung war ein Beispiel guter Organisation und einer echten Bereitschaft zur Mitarbeit und zur Überwindung aller kirchenpolitischen Spannungen und Stammesgegensätze — zur Ermutigung für alle diejenigen, die immer noch nicht verstanden haben, daß es heute um mehr geht, als um persönliche oder Gruppenvorteile. Möge Gott ein Wunder an denen tun, die ER liebt. Und möchten diese Tage im Arbeitslager Phudi als ein Zeichen echter Verbundenheit unter dem Kreuz verstanden werden, so wie wir es empfunden haben, als wir beim Himmelfahrtsgottesdienst unter einem großen Baum auf dem Gelände des neuen technischen Zentrums standen.“

In einem Brief vom 9. Mai 61 berichtet Bruder Thiel von dem Besuch, den der Berichterstatter der Sammlung „Brot für die Welt“, Herr Dr. Obse-Berlin, Phudi am 8. 5. abstattete. Es heißt dort: „Nicht nur, daß Herr Dr. Obse von dem wirklich herzlichen Empfang in Ranchi und in Phudi beeindruckt war, es war für uns wichtig, daß er einen Gesamteindruck von unserem Phudi-Projekt erhielt. Im besonderen war er der Meinung, daß wir gut daran tun, in Phudi nichts Halbes, sondern etwas Ganzes aufzubauen. Erfreulich war, daß diesmal beim Empfang von Dr. Obse in Phudi außer dem Pramukh Adhyaksh Joel Lakra, Pastor Tiga, der frühere Präsident der Kirche, an-

wesend war, und daß diesmal die NW-Anchal ihren Ranchi-Chor entsandt hatte. Mit ihm wechselte sich eine Gruppe von Sängern ab, die der bis dahin gegnerischen Gruppe angehört hatten; es war ein weiterer Schritt zueinander.“

2. H E I M A T

Unsere Arbeit in der DDR. Bruder Schottstädt berichtet darüber:

Die Goßner-Mission in der DDR hat im letzten Halbjahr drei Seminarwochen für Pastoren durchgeführt, an der je 20—30 Pastoren aus der DDR teilgenommen haben. Diese Seminar-Wochen wurden eingerichtet für junge Pastoren, die bemüht sind, in ihren Gemeinden zu entdecken, wo man neue Arbeiten beginnen muß und alte getrost fahren lassen darf. Mit Hilfe des fraternal workers, Pastor Starbuck, erhielten die Pastoren eine Einführung in die Industrie-Gesellschaft. Es wurde ihnen deutlich gemacht, wie dynamisch diese Gesellschaft ist, und wo der Mensch innerhalb dieser Gesellschaft leidet oder aber auch ganz neu Mensch wird.

In allen drei Seminarwochen ging es um die Frage: Was ist der Verkündigungsinhalt, und wie haben wir ihn in unserer heutigen Situation darzubieten?

Referate hielten in den Seminarwochen: Prof. Dr. Erich Hoffmann, Halle; Pfarrer Krockert, Friedberg (Hessen); Conrad Thomas, Mannheim; Dipl.-Volkswirt Raspini, Lohr (Main); Pf. Hartmut Grüber, Hohenbruch, und Pastor Robert B. Starbuck.

Mehrere Wochenendbegegnungen mit Laien wurden durchgeführt. In diesen ging es ebenfalls um die Frage der christlichen Existenz in der Welt von heute. Eine sehr gute Hilfe erfuhrn wir durch die Mitarbeit eines katholischen Priesters, Sigfrid Abrens, der uns einföhrte in die Bewegung der Arbeiterpriester Frankreichs. Der französische Pfarrer Happel machte in einer Laienrüste deutlich, welch' große Schuld die Christen in Nordafrika auf sich geladen haben, und wie wenig vom Gemeindeleben dort spürbar ist. Herr von Rekowski, der Geschäftsführer des christlichen Friedensdienstes EIRENE, führte uns ein in den Dienst junger Christen in Marokko. Diese arbeiten dort in fünf Teams und helfen den Marokkanern im Straßenbau, in der Landwirtschaft und in der Krankenpflege. Eine Gruppe arbeitet in Agadir, in der Stadt, die im letzten Jahr durch ein Erdbeben fast völlig zerstört wurde.

Alle Mitarbeiter reisen ständig in den Gemeinden der DDR und berichten von den Diensten der Goßner-Mission in Indien und in Deutschland. Der Jugenddelegierte für Neu-Delhi, Wolf-Dietrich Gutsch, muß sich vielen Jungen Gemeinden zeigen und Grüße und Empfehlungen nach Neu-Delhi mitnehmen.

Fast in jeder Woche führen wir 1—2 Ost-West-Begegnungen durch. Gemeindeglieder aus der DDR treffen sich mit Gemeindegliedern aus der Bundesrepublik und hören voneinander.

Alle unsere Arbeit dient dazu, mitzuhelpen, daß die Gemeinde Jesu Christi missionierende Gemeinde wird und bleibt.

3. P E R S Ö N L I C H E S

Am 11. Mai d. Js., am Tage der Himmelfahrt, beging Pfarrer *Karl Hensel* seinen 75. Geburtstag. Die im Goßnersaal zum Jahresfest versammelte Missions-Festgemeinde konnte dem Jubilar, der mit seiner Frau und 2 Söhnen erschienen war, während der Feier selbst den Dank der Goßner-Mission für seinen langjährigen treuen Dienst auf dem indischen Missionsfelde und in der Heimatarbeit aussprechen.

Wir dürfen endlich unserer Heimatgemeinde die freudige Mitteilung machen, daß sich ein jüngerer Arzt, *Dr. Will Robwedder*, bereitgefunden hat, im Herbst nächsten Jahres nach Indien hinauszugehen und in die Hospitalarbeit in Amgaon einzutreten. Er bereitet sich für die missionsärztliche Aufgabe, die ihn dort erwartet, besonders vor. Wir freuen uns auch darüber, daß er eine Lebensgefährtin gefunden hat, die mit ihm nach Indien hinausgehen und ihm in seiner Arbeit helfen will. Am 6. Mai d. Js. fand die



Pastor Karl Hensel, der Jubilar

Trauung von *Dr. Robwedder* mit Fräulein *Marianne Irmer* in Mannheim statt. Wir bitten unseren Freundeskreis, das junge Ehepaar in seine Fürbitte hineinzunehmen.

Unser „Bohnenfeld“

Die Zwillingsschwester unserer Schwester *Ursula von Lingen, Hedwig von Lingen*, war längere Zeit in den Elendsvierteln einer amerikanischen Großstadt tätig. Das war ihr freiwilliger Beitrag zur ökumenischen Diakonie. Was wir unter dem obigen Titel veröffentlichen, ist ein Erlebnisbericht aus jener Zeit.

Mein Tischnachbar bei einer Hochzeit in Philadelphia war ein Bauer. Er besaß einen schönen Hof im fruchtbaren Farmland von Pennsylvania. Stolz erzählte er von seinem Besitz, von seinen Feldern und Ernten. „Aber davon verstehen Sie natürlich nichts“, bemerkte er zu mir, „vielleicht interessieren Sie sich gar nicht für meine Mais- und Bohnenfelder.“

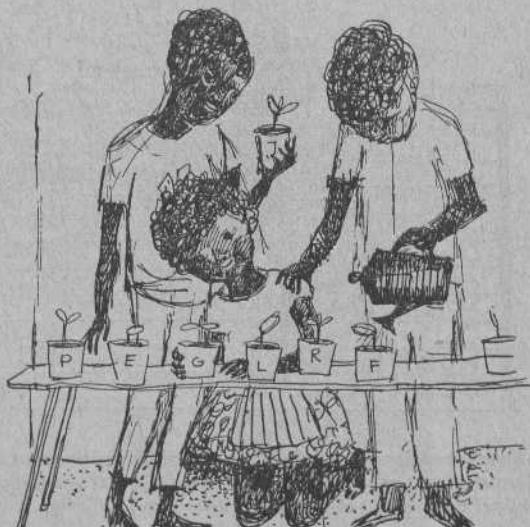
Nun hatte ich ihm etwas zu erzählen. „Wissen Sie, daß ich eben mitten im dichtbevölkerten Stadtteil Philadelphias, wo man keinen Park oder Garten findet, ein „Bohnenfeld“ habe? Vielleicht bin ich also doch ein kleiner Bauer?“

Mein Nachbar schaute mich zweifelnd an. Er dachte wohl, ich machte Spaß. „Darf ich Ihnen davon erzählen?“, fragte ich. „Natürlich, ich bin gespannt, etwas von Ihrer Farm in der Großstadt zu hören“, antwortete er ein bißchen spöttisch.

„Die „Farm“ fing ganz schlicht an“, fuhr ich fort, „eigentlich erst vor vier Wochen. Es war ein heißer Tag. Viele Kinder kamen von staubigen und schattlosen Straßen zu mir in den Kindergarten. Meine braunen und schwarzen Freunde wollten ein Spiel machen. Peter fehlte im Kreis. Wie angewurzelt, ohne auf seine Spielgefährten zu achten, stand er vor unserem Ecktisch, auf dem ein frischer Blumenstrauß leuchtete. „Komm, Peter“, riefen die Kinder. Er aber bat nur dies: „Darf ich da mal eine von anfassen? Weißt Du, Tante, ich habe noch nie in meinem Leben eine Blume angefaßt.“

Diese Bitte deckte mir plötzlich die Not der Kinder auf, die in den Slums leben. Was sie sehen, ist nur grauenhaft, sie atmen staubige Luft, sie kennen keine schöne Natur, kein Feld, kein Beet.

Vor der Kirche, in der ich die Kinder betreute, zwischen Mauer und Bürgersteig, suchte ich am Nachmittag etwas Erde und füllte sie in eine Büchse. Das war der Anfang unseres „Feldes“. Wir hatten kein Beet, keinen Blumenkasten, keine Schaufel, aber die Kinder sollten pflanzen. Wir besaßen schöne feste Trinkbecher aus Wachspapier, und schon gingen 20 Kinder ans „Ackern“. Jedes füllte seinen Becher mit Erde, steckte eine oder zwei Bohnen hinein, drückte die Erde an, und erlebte etwas von der Freude des Säns und Besitzes. Das Eigentum wurde gekennzeichnet und auf ein großes Fensterbrett in die Sonne gestellt.



Anmerkung für Beitrag „Ein Goßner-Sonntag in Mainz-Kastel in Nr. 2 (April 1961)

Vorabdruck aus Band V „Missionarische Gemeindeveranstaltungen vom Gottesdienst bis zur Geselligkeit“ herausgegeben von *Manfred Langhans* im Rahmen der Buchreihe „Gemeindeveranstaltungen. Arbeitshilfen und Entwürfe“ herausgegeben von Pfarrer *Ludwig Schmidt*, Frankfurt/Main, mit besonderer Erlaubnis des Ehrenfried Klotz Verlages, Stuttgart.

Die Spannung hielt an. Die Bohnen wurden gepflegt, sie keimten und wurden große Pflanzen. Der Eifer und die Freude der Kinder wuchsen auch. Endlich hatten wir ein „Bohnenfeld“. Wir sangen Lieder vom Säen und machten Fingerspiele vom Pflanzen und Begießen.

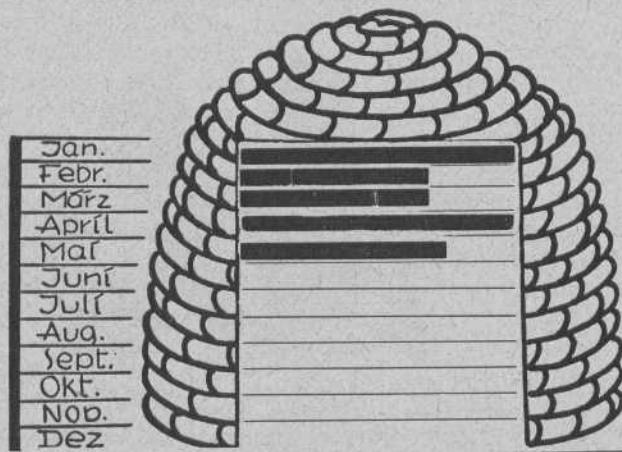
Ich glaube, die Freude der Kinder an unseren Pflan-

zen ist kaum kleiner als Ihre Freude über eine ganze Ernte“, schloß ich.

Mein Nachbar war nachdenklich geworden. Als er sich verabschiedete sagte er mit warmer Stimme: „Alles, alles Gute für Ihr Bohnenfeld! Ich werde es nie mehr vergessen, wenn ich auf meinem Acker stehe.“

Hedwig von Lingen

Jeden Bücherwunsch
erfüllt Ihnen gern
Ihre Buchhandlung
der Goßner-Mission,
Berlin-Friedenau,
Handjerystraße 19/20.
Telefon: 83 01 61



Jan.
Febr.
März
April
Mai
Juni
Juli
Aug.
Sept.
Okt.
Nov.
Dez

Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 31. Mai 1961	
betrugen	125000,— DM
sie beträgt	<u>97814.77 DM</u>
Wir haben zu wenig	
gesammelt	<u>27185.23 DM</u>

Unser Gabenkonto:

Goßnerische Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 520 50 beim Postscheckamt Berlin-West für Goßnerische Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Goßnerische Missionsgesellschaft Mainz-Kastel

Lettner-Verlag, G. m. b. H., Berlin-Dahlem. Einzelpreis DM 0,20. / Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, Berlin SW 61.

Bildnachweis: BROT FÜR DIE WELT (10) Goßner-Archiv (34), F. P. Krueger (2), Zeichnung: Eva-Maria Figge

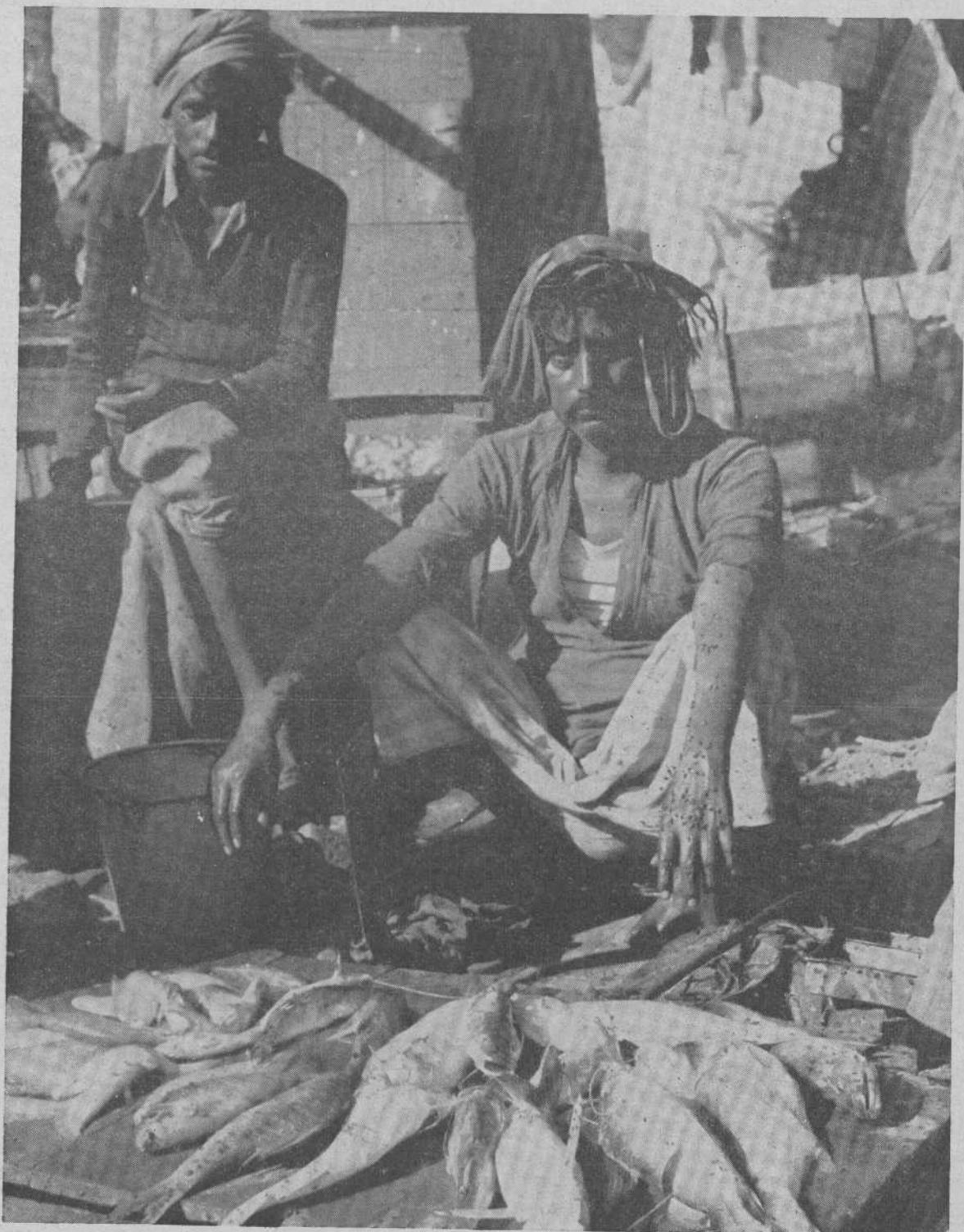
Gossner Missionenblatt



Berlin, September 1961 (Nr. 4)

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Gegründet 1834



Fischmarkt in Rourkela

Das Wunder der Mission

Lukas
5, 1-10

Es handelt sich in unserem Text zunächst nur um eine technische Hilfe und nicht um Mission. Die Masse des Volkes ist dem Herrn Christus so dicht auf den Leib gerückt, daß er sich von ihr absetzen muß, um sich mit Seinem Worte verständlich zu machen. So besteigt er denn ein Fischerboot und bittet den Fischer Simon, dem das Boot gehört, ihn ein wenig vom Lande weg zu fahren. Er hätte diese Bitte an jeden anderen richten können, selbst an einen kleinen Fischerjungen, nur mußte es jemand sein, der mit einem Boot und mit Rudern umzugehen verstand. Was der Herr Christus in dieser Situation brauchte, war nur eine technische Hilfe, und diese hatte den Zweck, Sein Wort hörbar zu machen.

Eine solche technische Hilfe haben wir auch in der Mission nötig. Darunter verstehen wir z. B. die ganze Schul- und Hospitalarbeit in der Mission oder auch die Einrichtung landwirtschaftlicher und technischer Schulen. Für diesen Dienst brauchen wir keine Missionare im eigentlichen Sinne – also Berufsmissionare – sondern sachverständige Laienchristen, kurzum Experten. Und doch hängt ihre Arbeit mit Mission zusammen. Sie wollen nämlich – genau so wie in unserem Text – die Voraussetzung dafür schaffen, daß Gottes Wort hörbar und verständlich wird.

Der heimgegangene Professor Dr. Freytag erzählt einmal von einem indischen Dorf, in dem zunächst nichts anderes geschah, als daß ein christlicher indischer Ingenieur aus Liebe zu diesem Dorf eine Wasserleitung anlegte. Er war ein prächtiger Mensch, aber ohne jede Rednergabe. So bezeugte er seinen christlichen Glauben wenigstens damit, daß er etwas tat. Er baute eine Wasserleitung. Die Folge davon aber war, daß das Dorf zu fragen anfing und sich zuletzt entschloß, sich von der benachbarten christlichen Gemeinde einen Lehrer kommen zu lassen. Man schickte einen ganz einfachen christlichen Kuli, und nach Monaten geschah es, daß der Bischof (in diesem Falle war es Bischof Newbigin) gerufen wurde, um das Dorf zu taufen. Bis zu diesem Augenblick hatte er von der Existenz dieses Dorfes nichts gewußt.

Die technische Hilfe, von der wir hier sprechen, ist etwas, was wir Menschen mit menschlicher Kraft und Vernunft leisten können. Im Gegensatz dazu ist die Mission ein Wunder – genauso wie der wunderbare Fischzug, von dem in unserer Geschichte berichtet wird. Dieser Unterschied kommt

in unserem Text darin zum Ausdruck, daß in dem einen Falle der Herr Christus eine Bitte ausspricht, nämlich ihn vom Lande zu fahren; in dem anderen Falle aber gibt Er einen Befehl: „Fahre auf die Höhe und werfet eure Netze aus!“ Der sachkundige Fischer Simon weiß, daß dieser Befehl Jesu allen Erfahrungen und Regeln seines Fischerhandwerks geradezu Hohn spricht. Er hat mit seinen Gesellen in der denkbar günstigsten Zeit, in der Nacht, gefischt und nichts gefangen. Und jetzt soll er am hellen Tage zum Fischfang ausfahren. Jeder, der etwas von der Sache versteht, muß dies für baren Unsinn halten. Wenn Simon der Forde rung Jesu dennoch nachkommt, so geschieht es nur aus Gehorsam dem Worte Jesu gegenüber: „Herr, auf dein Wort ...!“ Und das Wunder geschieht. Es werden Fische gefangen in einer solchen Menge, daß die Netze zerreißen.

Die Mission ist immer ein Wunder und kein Menschenwerk, getan aus eigener Vernunft und Kraft. Alle unsere Standortbestimmungen und Situationsanalysen auf den Missionskonferenzen haben nur einen relativen Wert. So können wir meinen, daß die gegenwärtige Stunde für die Mission denkbar ungünstig und unsere Arbeit vergeblich sei – ganz ähnlich wie Simon Petrus über den ihm befohlenen Fischzug dachte. Und gerade dann geschieht das Wunder, und Christus schenkt uns einen Fischzug, so groß und gewaltig, daß wir davor erschrecken.

Dann widerfährt auch uns, was Petrus widerfuhr: Wir begegnen in dem Herrn der Mission auch ganz persönlich unserem eigenen Herrn. An Seiner Herrlichkeit geht uns unsere Schuld auf, an unserer Schwachheit seine Macht, so daß auch wir ausrufen: „Herr, gehe von mir hinaus! Ich bin ein sündiger Mensch.“ Er aber verläßt uns nicht –, Er bleibt bei uns und vergibt uns unsere Schuld, indem Er uns einen Auftrag gibt oder uns in unserem Auftrag neu bestätigt: „Von nun an sollst du Menschen fangen.“

Was wir als Missionsleute schon immer getan haben, das sollen wir von nun an in einer neugeschenkten Vollmacht, ohne Zweifel und Kleinglau ben tun: in der gläubigen Gewißheit, daß Er, der Herr der Mission, selbst seine Hand am Netze hat und wir mit unseren kleinen Booten gerade noch zur rechten Zeit hinrudern können, um den überwältigend reichen Fang zu bergen. *Lokies*

Kirchliche Arbeit in einem Entwicklungsland

Erfahrungen - Möglichkeiten - Forderungen

(Aus einem Vortrag von Pfarrer Dr. E. Peusch, Rourkela/Indien, gehalten in der Evangelischen Akademie in Arnoldshain/Hessen-Nassau)

Als 1956 die ersten Vorarbeiten für die Errichtung eines Stahlwerkes in Rourkela — im Staate Orissa in Indien — begannen (Rourkela liegt an der großen Ost-Westverbindung Kalkutta—Bombay, eine Nachtreise von Kalkutta), machte die Goßner-Mission, die in ebendemselben Gebiet seit über hundert Jahren arbeitet, das Kirchliche Außenamt auf die Möglichkeit und Gelegenheit aufmerksam, einen Pfarrer zur Betreuung der dort arbeitenden Deutschen zu entsenden. Meine Frau und ich erklärten uns bereit, diese Arbeit aufzunehmen, weil wir ohnehin darauf vorbereitet waren, im Dienste der Goßner-Mission nach Indien zu gehen, aus deren Dienst wir dann in den des Kirchlichen Außenamtes überwechselten.

Unsere Aussendung wurde im Gespräch mit der Industrie vorbereitet. Das erste Gespräch mit den leitenden Herren der „Indischen Gemeinschaft Krupp & Demag“ in Essen im Februar 1957 war sehr ermutigend, weil von Seiten der Industrie die Entsendung eines Pfarrers begrüßt wurde. Bei derselben Gelegenheit wurde uns auch ein Entwurf für eine deutsche Kirche in Rourkela vorgelegt. Kurze Zeit später fand ein anderes Gespräch mit Herren des Vorstandes des Sozial-Vereins Rourkela e. V. statt, der in der Zwischenzeit von den 35 am Projekt beteiligten deutschen Firmen zur sozialen Betreuung der Deutschen dort draußen gegründet worden war.

Hier wurde nun die Frage gestellt, inwieweit der zu entsendende Pfarrer mit in die Arbeit des Sozialvereins eingebaut werden könnte, gewissermaßen als „Divisionspfarrer“, der das „Ressort Religion“ übernahm — oder ob die kirchliche Arbeit völlig unabhängig betrieben werden sollte. Die Entscheidung fiel für das letzte, und uns verblieb die Aufgabe, eine gute Form der Zusammenarbeit zu finden, was uns nach anfänglichen Schwierigkeiten dann auch gelang.

Es muß betont werden, daß ich mit meiner Familie ohne offizielle Einladung der Industrie nach Rourkela ausreiste, wie dann auch unsere Ankunft ohne besonderen Enthusiasmus registriert wurde, was sich mit darin zeigte, daß keinerlei Unterkunft für uns bereitgestellt war, die wir erst durch das Eintreten der Deutschen Botschaft in Neu-Delhi zugeteilt bekamen. Das gesamte Gelände und die vom Werk erstellten Wohnungen stehen unter der ausschließlichen Kontrolle des indisch verwalteten Werkes.

Mit der Entsiedlung eines Pfarrers nach Rourkela wurde zum ersten Mal ein Montagepfarrer und zugleich der erste Auslandspfarrer nach Indien ausgesandt. Die Betreuung von deutschem technischen Personal hatte bislang — soweit mir bekannt ist —

nur zwei Vorläufer: die Arbeit des deutschen Pfarrers Höpjner von Kairo unter den deutschen Fachkräften im Stahlwerk Heluan und die gelegentlichen Besuche der Goßner-Missionare bei den deutschen Tata- und Mercedes-Leuten in Jamshedpur in Indien. In der Zwischenzeit haben sich in Indien mehrere Missionare der Deutschen angenommen, z. B. in Bangalore und im Raum Madras.

Die Arbeit in Rourkela wurde am Weihnachtsabend 1957 bei der gemeinsamen Weihnachtsfeier der 180 Rourkela-Deutschen aufgenommen. Zur gleichen Zeit begann der deutsche katholische Missionar, der schon immer in Rourkela saß, ebenfalls, sich um die Deutschen zu kümmern. Ein katholischer Pater mit der gleichen Aufgabe wie ich wurde erst Anfang 1959 ausgesandt.

Gleich von Anfang an wurde ein regelmäßiger Gottesdienst am Sonntag gehalten, wozu uns der Sozialverein einen Saal zur Verfügung gestellt hatte. Durch laufende Hausbesuche versuchten wir, allmählich eine Gemeinde zu sammeln. Vor allem mußten neue Formen kirchlicher Arbeit versucht werden, da wir uns im klaren waren, daß es nicht genügte, die weithin dem kirchlichen Leben entfremdeten Industrie- und Montagemenschen einfach zum Gottesdienst einzuladen.

Sehr bald begann ich dann auch mit allgemeinen Vorträgen, z. B. über Indien, Land und Leute, über die Religionen Indiens, über politische Strömungen u. a. m. oder über literarische und selbst philosophische Themen, wozu mich ein Kreis interessierter Ingenieursfrauen anregte. Hinzu kamen Lichtbildvorträge — z. B. über moderne Kunst oder fremde Länder — schließlich auch Bibelbesprechungen und Singabende in unserem Pfarrbungalow, denen sich ein geselliges Beisammensein oft bis in die Nacht anschloß.

Über ein Jahr lang versuchte ich, in einem „50-Minuten-Gottesdienst für Busy people“ („Schwerbeschäftigte“) — einer Art freier und mehr musikalisch gestaltetem Gottesdienst — weitere Kreise zu erreichen. Nach anfänglichem Erfolg interessierten sich dann immer weniger für diese Art Gottesdienst, der sich nach meinen Erfahrungen z. B. in Kopenhagen großer Beliebtheit erfreut. Bald danach kam die erste Nummer des Gemeindeblattes „*Nagara*“ heraus, das 10 bis 14 Seiten umfaßt. Neben bewußt christlichen Artikeln und Wortbetrachtung brachte das Blatt Nachrichten des vergangenen Monats, Kurzgeschichten und Nachdenkliches, natürlich auch Gemeindenachrichten, und half, wenigstens in der ersten Zeit



Hochzeitsreigen
der Adivasi-Jugend,
im Hintergrund die von
deutschen Ingenieuren
erbaute Kirche



Pastor Dr. Peusch
nach der Trauung



Das Hochzeitspaar



Der Hochzeitszug



Adivasi-Kinder in Rourkela

Rourkela-Deutsche als Gäste im Missionshospital Amgaon



den Mangel an Lesestoff und Zeitungen zu überbrücken. Es hatte vor allem den Vorteil, daß alle deutschen Wohneinheiten — wir hatten bis zu 800 — erreicht wurden. Ein anderer Versuch, die Deutschen mit in die kirchliche Arbeit hineinzunehmen, waren die im Anfang sehr geschätzten Ausflüge zu deutschen Missionsstationen oder nach Ranchi, dem Sitz der Goßner-Kirche, und zu der Dschangalgemeinde Zadakadar. Diese Ausflüge — bei denen immer ein Gottesdienst oder eine Andacht gehalten wurde — waren weithin die einzige Möglichkeit, auch solchen, die keine Fahrzeuge zur Verfügung hatten, etwas vom wahren Indien zu zeigen, da ja Rourkela mit dem Flugsand indischer Menschen, die dorthin verschlagen wurden, keinen echten Eindruck des Landes geben kann. Aus einem dieser Ausflüge entstand dann die deutsch-indische Bautätigkeit in dem genannten christlichen Dorf Zadakadar, von dem später noch die Rede sein soll.

Inzwischen hatte sich die Gemeindearbeit soweit entwickelt und sich auch ein hinlänglich und fester Kreis gebildet, daß wir es wagten, die „Deutsche Evangelische Gemeinde in Rourkela“ zu konstituieren. Es wurde eine Gruppe von fünf Mitarbeitern gewählt, die sich um die Presse (Gemeindeblatt), um Veranstaltungen, Kontakte (Hausbesuche), die Finanzen, die Bibliothek und das Gemeindeeigentum kümmern sollte.

Es zeigte sich jedoch schon nach der dritten Arbeitssitzung, daß diese Gruppe nicht arbeitsfähig war, zumal bald danach schon die ersten Abgänge zu verzeichnen waren. Die geplante feierliche Einführung eines Gemeindekirchenrats in das Amt wurde dann auch unterlassen. Bei der Gründungsversammlung wurde beschlossen, daß sich diejenigen, die sich zur Gemeinde zählen und halten wollen, zur Zahlung eines monatlichen Beitrages von 5 bis 30 Rupies verpflichten sollten, um die Gemeinde, wenigstens was die laufende Arbeit anbetrifft, finanziell selbständig zu machen.

Sehr erschwert wurde die Arbeit in den ersten beiden Jahren durch die völlig unzureichende Pfarrunterkunft, die es nicht erlaubte, besonders in der Regenzeit oder im Winter einen größeren Kreis im Pfarrhaus zu sammeln. Als dann endlich die indische oberste Verwaltung der drei Stahlwerke einen Bauplatz zugesagt hatte, scheiterte der Bau einer deutschen Kirche an dem Ausbleiben der Entscheidung seitens des indischen Stahlministers.

Erst im November 1960 entschlossen wir uns, der katholische Pastor und ich, für 12 000 DM eine Simultankapelle zu erbauen, wofür uns der Sozialverein einen Bauplatz auf dem Klubgelände zur Verfügung stellte. Die Kapelle wurde zum ersten Male am Weihnachtsabend zum Gottesdienst benutzt und faßt etwa 100—120 Menschen. Dieses Gebäude muß nach Abzug der Deutschen ebenso wie das Deutsche Hospital, der Klub und die Schule unentgeltlich dem indischen Werk überignet werden. Es wird indes alles versucht werden, diese Kapelle für den Gottesdienst der indischen Christen freizuhalten.

Nach dieser mehr praktischen Übersicht möchte ich mich nun den mehr grundsätzlichen Fragen zuwenden.

Was bedeutet kirchliche Arbeit unter Montage- und Industrieleuten im Ausland? Die besondere Schwierigkeit einer solchen Arbeit liegt in dem Umstand, daß es sich bei den zu betreuenden Menschen um einen sehr kleinen Ausschnitt der normalen Bevölkerung in der Heimat handelt. Es sind nicht nur Menschen der Industriegesellschaft, Arbeiter, Techniker, Kaufleute und Ingenieure, die sich daran gewöhnt haben, sich fast ausschließlich mit der Vordergründigkeit des Lebens abzufinden und damit in besonders starkem Maße an der allgemeinen geistigen Krise unserer Zeit teilhaben, sondern es sind — zumal wo es sich um alte Montageleute handelt — Menschen, die zum größten Teil der Kirche entfremdet sind und einen eigenen Lebensstil entwickelt haben, in den eine kirchliche Bindung einfach nicht mehr hineinpaßt. Die hier vertretenen technischen Berufe bringen es mit sich, daß die Vorbildung, die Gedankenwelt und Interessen ziemlich gleichartig sind. Zudem handelt es sich meist um Leute im Alter zwischen 20 und 45 Jahren, also um Jahrgänge, die auch weithin in unseren Heimatgemeinden fehlen.

Für eine normale kirchliche Arbeit fehlen die Jungen und die Alten, fehlen Lehrer und andere — wenn ich sagen darf — kulturtragende Berufe, vor allem fehlt der kirchlich geprägte Mittelstand, die Angestellten, Beamten und die Handwerker.

Mit einer unserer Hauptaufgaben dort draußen sahen wir darin, die vielen Vorurteile gegenüber der Kirche und vor allem die längst überholten Leitbilder zu zerstören, die sehr viele von den Pastoren und aller kirchlichen Arbeit mit sich herumtragen.

Es gelang uns überraschend leicht, guten persönlichen Kontakt mit vielen Kirchenfremden zu bekommen, die sich dann auch gelegentlich zu den verschiedenen Veranstaltungen der Gemeinde einfanden. Nur in den wenigsten Fällen führten diese Verbindungen mit dem Pfarrhaus zum Besuch des Gottesdienstes, um etwa dem Pfarrer einen Gefallen zu tun und deswegen selbst auf einen geplanten Dschangalausflug oder den Besuch des Schwimmbades am Sonntagmorgen zu verzichten.

Zu diesen soziologisch bestimmten Schwierigkeiten kam der stete Wechsel in der Belegschaft der Firmenangehörigen und das kurzlebige Baustellen- und Montageklima. Viele Deutsche — selbst wenn sie für 2 Jahre nach Rourkela kamen — hielten es nicht der Mühe wert, sich dort einzurichten und — bildlich gesprochen — den Koffer auszupacken. Demzufolge läßt man sich auch kirchlich nicht nieder, da es sich für die kurze Zeit gar nicht lohnt. Diese Interesselosigkeit ist selbst bei ehemaligen Gemeindearbeitern und ernsten Kirchgängern zu beobachten! Man bringt offenbar gar nicht sein ganzes Ich mit nach draußen. Von daher ist es auch zu verstehen, daß wir kaum feste Mitarbeiter gewinnen konnten und dem Pfarrer und seiner Frau alle Arbeit überlassen wurde — selbst das Amt des Küsters.

Die kirchliche Arbeit auf der Großbaustelle Rourkela hat uns von Mal zu Mal die Quittung für unsere so sehr gepriesene volkskirchliche Situation daheim gegeben. Dies zeigt sich besonders bei den Amtshandlungen. Ganz im Sinne der volkskirchlichen Tradition verliefen z. B. die etwa 23 Trauungen und 25 Taufen, indem man gerne den Pfarrer um diesen Dienst bittet, ohne dann selbst sich zur kleinen deutschen Gemeinde zu halten. Trotz allem sind aber die vorausgehenden Trau- und Taufgespräche sehr wertvoll und aufschlußreich gewesen. Sie ziehen sich oft bis in die Nacht hin. Wie wenig feierlich andererseits diese Amtshandlungen verlaufen können, mögen Sie daraus ersehen, daß am gleichen Nachmittag eines Fußballkampfes 21 Fußballspieler in vollem Sportdresß im Kirchsaal saßen und mit Freude und auch mit Andacht „Lobe den Herren“ sangen, als der 22. Spieler getraut wurde, der sich dann beeilen mußte, um sich pünktlich umzuziehen.

Bisher wurden 8 Konfirmanden unterrichtet und konfirmiert. Meist handelte es sich um Kinder, deren Eltern längere Zeit im Ausland waren. In einem Falle handelte es sich um einen dreißigjährigen verheirateten Monteur, dessen Konfirmation wegen eifriger HJ-Tätigkeit seinerzeit unterblieben war. Ferner traten 3 verheiratete Katholiken nach gründlicher Vorbereitung, an der selbstverständlich auch die Ehegefährten teilnahmen, zur evangelischen Kirche über. Bei aller guten Zusammenarbeit mit dem katholischen Kollegen treten mit die größten Schwierigkeiten durch die unduldsame Seelsorge an Mischehen auf. — Sehr viel Freude machen die Religionsstunden an der deutschen Schule mit insgesamt drei Wochenstunden und der regelmäßige Kindergartenstudiendienst.

Neben den Deutschen in Rourkela konnten dann auch besonders zu Weihnachten und Ostern die Deutschen in Kalkutta, die deutsche Kolonie in Jamshedpur sowie eine kleinere Baustelle, 120 Kilometer von Rourkela entfernt, betreut werden. Gerade an dieser Baustelle zeigte es sich, wie dankbar mitten im Dschangel ein gelegentlicher Besuch von außerhalb begrüßt wird, was sich an der meist hundertprozentigen Teilnahme am Gottesdienst zeigte. Die Betreuung der Deutschen in Kalkutta gestaltet sich recht schwierig, da die dortigen Deutschen — in Madras, Delhi und Bombay ist es ähnlich — kaum einen festen Zusammenschluß miteinander haben.

Unser Verhältnis zu der indischen Christenheit in Rourkela und in der Umgebung ist sehr lebendig. Das liegt einmal daran, daß wir persönlich durch unsere frühere Zugehörigkeit zur Goßner-Mission der dortigen Goßner-Kirche schon bekannt waren, liegt aber vor allem auch daran, daß in den letzten drei Jahren ständig deutsche Monteure und Ingenieure beim Aufbau der Dschangelkirche und zuletzt einer großen achtklassigen Schule in Zadakudar (40 km außerhalb von Rourkela) mithalfen. Diese Aktivität befriedete natürlich auch die deutsche Gemeinde-

arbeit, da es ja an den deutschen Mitchristen lag, die Mittel für den Bau zu beschaffen durch Spenden, durch den Verkauf von Pfeil und Bogen oder Trommeln oder den Besuch der dafür veranstalteten Eingeborenen-Abende mit Reigen und Gesang, wie auch durch freiwillige Zahlung des Eintrittsgeldes bei Theateraufführungen unserer Laienspielgruppe, der sich nicht nur Gemeindeglieder angeschlossen hatten. Auch für die Erstellung von Bauplänen für Kirchen beider Konfessionen in der Umgebung der Stadt und in der Stadt selbst, wie auch für Missionsstationen konnten immer wieder deutsche Bauleute gewonnen werden, die dann oftmals selbst mit Hand anlegten.

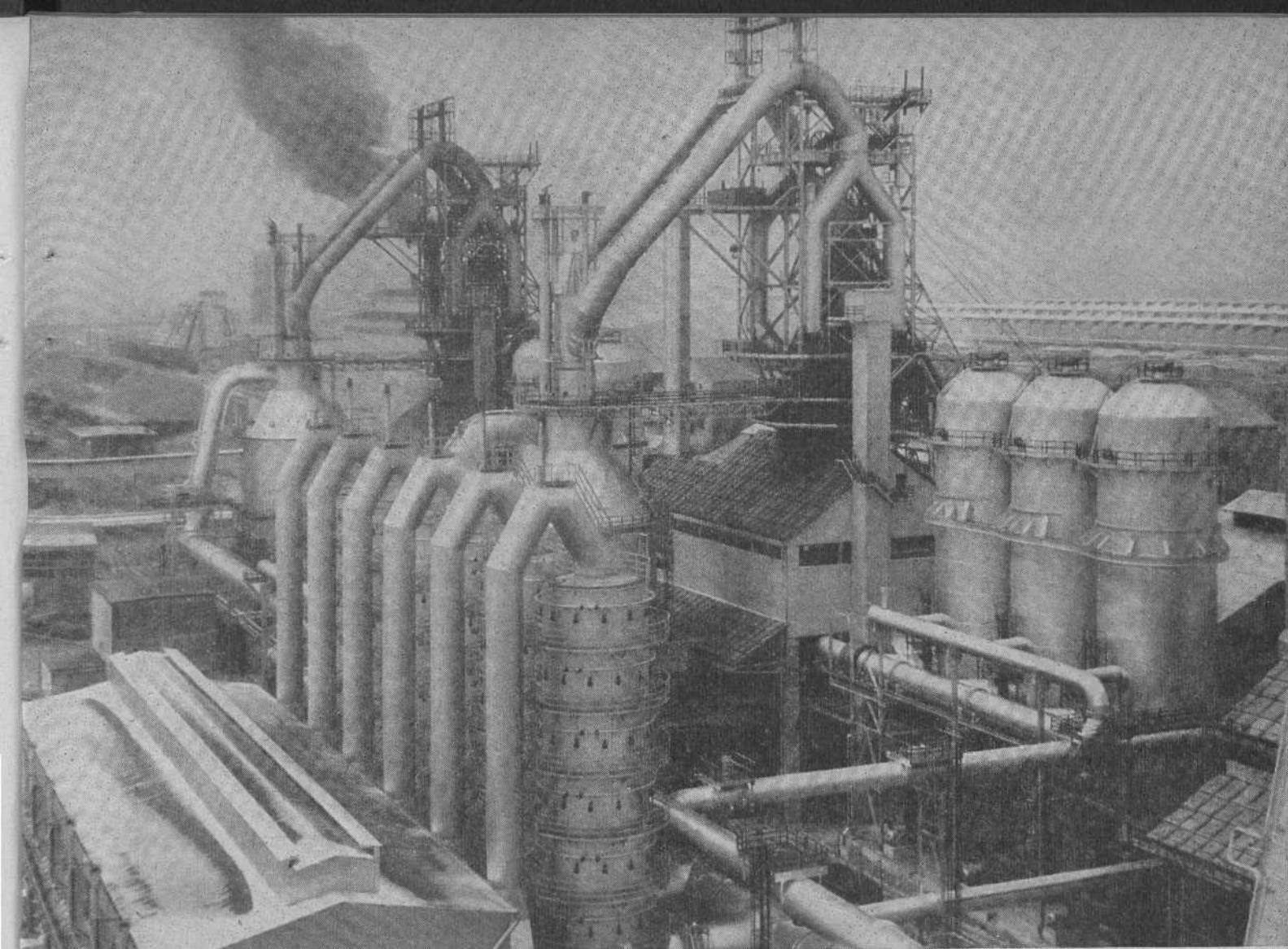
Ich selbst bin — abgesehen von zwei englischen Missionaren — im Umkreis von 300 Kilometern der einzige protestantische Geistliche. Auf katholischer Seite stehen etwa zwölf! Die indischen Gemeinden im Raum Rourkela sehen sich infolge der Industrialisierung und des rapiden Wachstums der Stadt — seit 1954 wuchs die Bevölkerung um etwa 130 000 — vor einer Reihe von Schwierigkeiten und Aufgaben, die sie gerne im Gespräch mit uns klären wollen. Vor allem geht es um die Organisation der auf sieben Konfessionen und Konföderationen verteilten kirchlichen Arbeit, geht es um die Bemühung zur Schaffung eines indischen kirchlichen Zentrums, was bis heute noch nicht möglich war, da die Verwaltung des indischen Stahlwerkes noch keine Bauplätze für religiöse Zwecke — also auch nicht für Moslems und Sikhs — zur Verfügung gestellt hat.

Trotz dieser guten und regen ökumenischen Verbindungen muß mit Bedauern festgestellt werden, daß den indischen Christen der Schock nicht erspart blieb, als sie entdeckten, daß nicht alle, die aus dem Heimatland der Missionare kamen und als Weiße ohne weiteres als Christen angesehen werden, wirklich Christen sind.

Das deutsche Pfarrhaus in Rourkela hat sich fast zu einem vorläufigen christlichen Zentrum für die Inder entwickelt, wie auch die europäischen Missionare gerne bei uns übernachten, wenn sie in Rourkela zu tun haben. Leider steht unsere gesamte kirchliche Arbeit von Anfang an unter der Aufsicht der indischen Polizei, was daher zu erklären ist, daß mir das Visum nur unter der Bedingung gegeben wurde, daß ich keinerlei missionarische Arbeit tat. Ob damit auch ökumenische Kontakte gemeint sind und alles, was der Stärkung der indischen Christen dienen könnte, darüber konnte ich bis heute noch keine offizielle Auskunft erhalten.

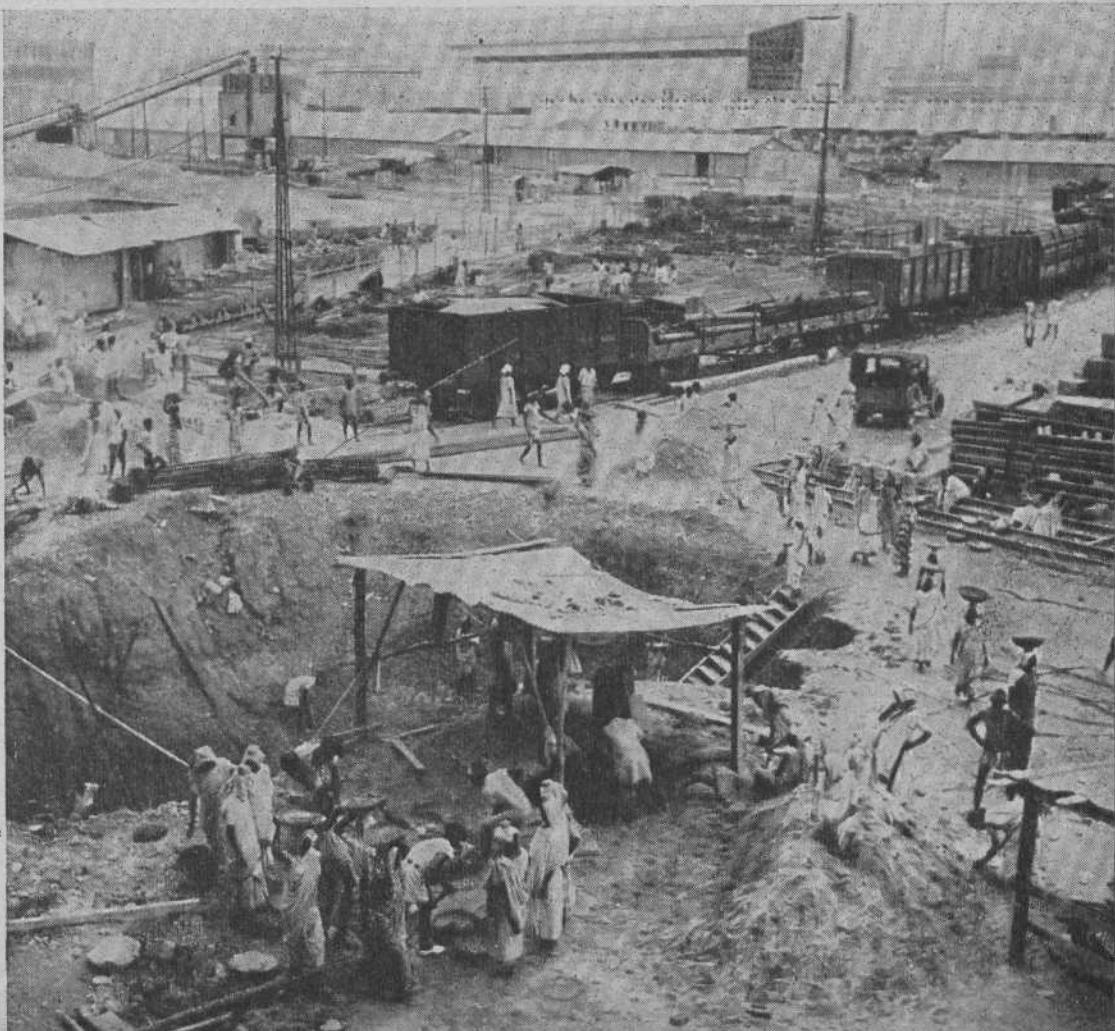
Alles in allem muß gesagt werden, daß nach unseren Erfahrungen in Indien ein Pfarrer durchaus seinen Platz auf einer Großbaustelle hat. Ich glaube, daß — wenn die im folgenden zu nennenden Forderungen erfüllt werden können — sich die Arbeit eines Montagepfarrers wesentlich leichter gestalten kann.

Wichtig für die Durchführung der Arbeit ist vor allem, daß die Entsendung eines Pfarrers von Sei-



Oben: Die Hochöfen
von Rourkela

Unten: Eine Großbaustelle
in Rourkela



ten der Industrie voll und ganz anerkannt und bejaht wird.

Vor allem sollte erreicht werden, daß der Arbeit des Pfarrers dieselbe Bedeutung zugemessen wird, wie etwa einem Sozialverein oder einer anderen Art von Betreuungsarbeit. Es muß ferner gewährleistet sein, daß dem Pfarrer und dann auch der sich sammelnden Gemeinde Baugelände für Pfarrhaus und Gemeindezentrum zur Verfügung steht, was eine Sache vertraglicher Regelung mit dem ausländischen Kunden sein muß. Wenn auch keine Gleichstellung des Pfarrers mit dem technischen Personal erreicht werden kann, so sollte er unter denselben Bedingungen, also ohne besondere Auflagen, seine Einreiseerlaubnis erhalten. Der ausdrückliche Verzicht auf missionarische Arbeit, der offenbar für Indien auch ökumenische Kontakte mit einbeschließt, ist eine christliche Unmöglichkeit.

Kirchlich gesehen, sollte von der sendenden Stelle nicht erwartet werden, daß sich eine fest konstituierte Auslandsgemeinde bildet, die sich finanziell selbst tragen kann. Die Arbeit eines Montagepfarrers wird wohl in den meisten Fällen auf die Zuschüsse aus der Heimat angewiesen sein und ähnelt auch daher mehr der Arbeit eines Missionars als der eines Auslandspfarrers.

Es wird von Seiten der Firmen allgemein immer wieder geklagt, wie schwierig es ist, für Auslandsbaustellen — zumal in den Tropen — geeignete Fachkräfte zu finden, die willig sind, nach draußen zu gehen. Dasselbe trifft wohl auch für kirchliche Arbeiter zu, zumal bei dem Pfarrermangel in der Heimat. Hier liegt nun die große Aufgabe für die Heimatkirchengemeinden, daß sie von sich aus aktive Gemeindeglieder zu einem Auslandsaufenthalt ermutigen und sie geradezu als kirchliche Laienarbeiter aussenden, die besonders dort zum Einsatz kommen sollten, wo eine kleinere Gruppe von Deutschen arbeitet oder aber auch zur Unterstützung eines Pfarrers auf einer Großbaustelle.

Es ist beschämend, Welch geringe Aktivität und missionarische Wirksamkeit von den rund 1000 evangelischen Christen — so viele waren es 1959 in Rourkela! — ausging. Was hätten allein 50 oder selbst 10 aktive Gemeindeglieder oder gar ausgesandte Laienarbeiter ausrichten können! Daß eine interkirchliche Arbeit und gegenseitige Befruchtung möglich ist, das hat selbst die Arbeit in Rourkela bisher zeigen können.

Wie oft ich auch immer in Indien mit Ingenieuren über die mitmenschlichen Verpflichtungen zu Indern gesprochen habe, die die deutschen Firmen und Fachkräfte über den vertraglich festgelegten technisch-wirtschaftlichen Beitrag hinaus zu übernehmen hätten, immer wurde das mit dem Hinweis auf eine nicht gewünschte und nicht beabsichtigte Einmischung in innere indische Angelegenheiten abgetan.

Von der politischen Seite eines solchen Großunternehmens wie Rourkela ist man schon längst von diesem Standpunkt abgerückt, wenn auch zu spät! Für einen Christen gibt es kein Beharren bei der Befriedigung des Eigenbedarfs, also der Erfüllung des Vertrags und des wirtschaftlichen Auftrags und dem Firmen- wie persönlichen Gewinn, sondern ihm werden die Probleme und Nöte des anderen, der mit der Segnung und zugleich dem Fluch der Technik und Industrialisierung beglückt wird, zu einer zwingenden Aufgabe. Ich will hier nur den Zusammenbruch der alten Gesellschaftsordnung, die Ausbildung von Fachkräften, die Erschließung des Hinterlandes, die Fragen der Betriebsorganisation und das Betriebsklima, den Aufbau einer zweckmäßigen und funktionierenden Gewerkschaft nennen. Was in Rourkela bislang weithin fehlte, war das Interesse an dem indischen Menschen, mit dem man zusammenkam und zusammenarbeitete, ob er einem nun sympathisch war oder nicht.

Hier hat die kirchliche Arbeit eine große Möglichkeit, die politisch und kulturell nur mühsam gezüchteten Beziehungen zu einem echt mitmenschlichen Miteinander werden zu lassen — um des Bruders, um des Nächsten willen. „Public relations“, d. h. „mitmenschliche Beziehungen“ ergeben sich nicht aus langweiligen Betriebsfeiern, sondern aus freiwilligen aktiven Beiträgen und aus eigenem Einsatz über das technische Soll hinaus. So sind wir als Christen gerufen, ein Zeugnis christlichen Denkens, christlicher Arbeitsethik und christlichen Lebens zu geben und dies dem fremden und heidnischen Gegenüber bewußt zu machen.

Es ist nämlich eine Tatsache, daß der heidnische Indianer dem nicht gerade sehr christlichen Deutschen das doch abgespürkt hat, daß bei ihm etwas anderes lebt und wirkt, daß er von anderen Voraussetzungen her an den Aufbau eines Stahlwerkes geht. Und diese anderen Voraussetzungen sind nicht etwa die bessere Ausbildung oder der höhere technische Standard des Abendlandes, sondern liegen in dem Grundton abendländisch-christlichen Denkens, besser in der — wenn auch unbewußt mittragenden Grundlage christlichen Glaubens.

Unsere Aufgabe als Christen bei der Hilfe für die Entwicklungsländer ist erst dann recht gelöst, wenn wir willens sind, über den technischen Auftrag hinaus echte mitmenschliche Hilfen zu geben, die zu einem Umdenkungsprozeß bei den Menschen in den Entwicklungsländern führen — hin zu den Wurzeln der modernen Technik: nämlich dem abendländischen, im christlichen Denken gebundenen und bezwungenen Geist. Es ist meine Überzeugung, daß ohne einen solchen Umdenkungsprozeß Indien niemals zu einem selbständigen Industrieland werden kann.

MIT DEM VW-AMBULANZ-WAGEN UNTERWEGS

TAGEBUCH-NOTIZEN

Freitag, den 9. Juni 1961

Es regnet, regnet, regnet. Der Himmel ist grau verhangen und an ein Aufhören kaum zu denken. Der Monsun hat tatsächlich schon begonnen. Damit hatte ich nicht gerechnet, als ich, begleitet von einem unserer indischen Mitarbeiter, vor einigen Tagen mit unserer VW-Ambulanz nach Rourkela fuhr, um vor dem großen Regen noch einiges für den Bau und die restlichen Lebensmittelvorräte zu besorgen. Eines war uns klar: Ein Durchkommen dorthin würde wohl nach Einsetzen des Monsuns kaum noch möglich sein. Kleine Vorregen hätten mich schon auf der Hinfahrt warnen und wieder umkehren lassen sollen. Daß ich nun — luftlinienmäßig nicht mehr weit von Amgaon entfernt — seit vielen Stunden vor einem Fluß stehe, der vor einigen Tagen noch ein Bächlein war, hätte ich allerdings nie geahnt!

Wie gut, daß wir schon über den Brahmani gesetzt worden sind! Wäre es nach diesem anhaltenden Regen noch möglich gewesen? Der mit viel Mühe in das Flußbett gebaute Knüppeldamm war schon durch die ersten schweren Regen überflutet worden und ein Anlegen der Fähre dort nicht mehr möglich. Ich muß vom Sandufer aus auf- und abfahren, wobei mir das Abfahren des großen Höhenunterschiedes wegen wesentlich mehr Schwierigkeiten bereitet. Wie froh bin ich (mit nur einigen Schrammen an Nummernschild und Auspuff!), wieder auf der Straße zu stehen! Nach dem Fluß kommt nun der Schlamm, der auf unseren Dschangelstraßen und durch die im Bau befindlichen Brücken wohl das schlimmste Hindernis ist. Der Wagen fährt wie auf Glatteis, schlittert hin und her, stellt sich fast quer, und ich spüre, wie die Räder nicht mehr fassen, sich auf der Stelle drehen und der Wagen schließlich steht. Ich sitze fest, mitten im Schlamm! Tief eingefahrene Spuren zeigen mir, daß es meinem Vorgänger wohl auch nicht viel besser gegangen ist. Doch ich komme durch — und muß nun vor diesem Bach kapitulieren, aus dem ein Fluß geworden ist.

Sonntag, den 11. 6.

Ich sitze und warte. Aus Stunden sind Tage geworden. Läßt der Regen wirklich nach? Wenn der Fluß daraufhin genügend fällt, könnte ich morgen früh die Durchfahrt riskieren. Zwei Nächte bringe ich schon auf dieser vorderen Bank im Wagen zu, mit eingezogenen Beinen, die ich, wenn es zu unbequem wird, durchs Fenster stecke. Doch ich fühle mich in ihm wohl und ziehe ihn den mir angebotenen leeren, fenster- und türlosen Klassenräumen der in der Nähe stehenden Schule vor. Es wird dunkel, ein Froschkonzert setzt mit solcher Lautstärke ein, daß ich sonst keinen Laut mehr vernehme. Wie lang einem hier die Zeit wird! — Ich wache in der Nacht von einem Geräusch auf, etwa ein wildes Tier, oder nur ein Vogel? Neulich haben wir vom Wagen aus im Scheinwerferlicht einen Bären gesehen, und Tigerspuren werden auch nicht selten beobachtet. Aber ich spüre keine Angst, nicht im geringsten. Auch die nächtliche Einsamkeit macht mir nichts aus, ich fühle mich behütet und geborgen.

Allerlei Gedanken kommen. Neun Monate bin ich nun in Indien und mit diesem Wagen schon auf allerlei Wegen unterwegs gewesen. Wir haben unsere schöne Orissa-Landschaft durchfahren und sie ein wenig kennengelernt. Nicht immer ging es glatt. Das Stecken im heißen, sandigen Flußbett mit Herrn Dr. Röllinghoff zusammen auf der Fahrt nach Khariar und Nowrangapur, unseren „benachbarten“ Missionshospitälern (nur 400—600 km entfernt!) bleibt in lebhafter Erinnerung. Durch Schieben und Ziehen und mit Hilfe eines Jeeps kamen wir schließlich heraus. Fahrten durch Flüsse, der Auspuff mit einem „Schnorchel“ versehen, auf Straßen, die einem Waschbrett gleichen, in einem schneckenartigen Tempo, Wege

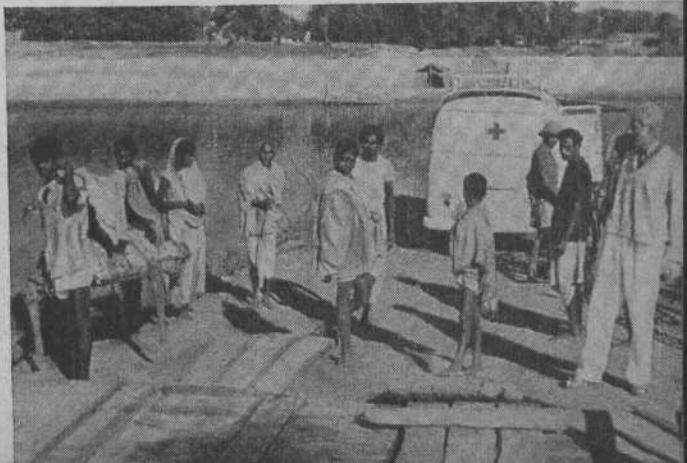
Im Sand des Flußbettes festgefahren



Im Wasser steckengeblieben



Auf der Fähre





in unsere Dschangeldörfer, auf denen es alle nur denkbaren Hindernisse gibt, stehen mir klar vor Augen. Doch, trotz aller Schwierigkeiten, wir können helfen: Frauen werden zu Entbindungen ins Krankenhaus gebracht, bei denen eine Krankenhausbehandlung wegen eintretender Komplikationen, zu lang andauernder Geburt oder zur Nachbehandlung nötig ist — wenn es die Wegverhältnisse ermöglichen. Wir holen Kranke und bringen andere, oft hoffnungslose Fälle nach Hause, damit sie bei ihren Angehörigen sterben können. Der Wagen ist im Einsatz, und wir sind den Freunden in Deutschland sehr dankbar, die ihn uns so freundlich gestiftet haben.

Doch das sind alles Gedanken, die mich bewegen, während ich immer noch feststecke. Der Fluß ist auch jetzt noch unpassierbar. Was soll ich nun tun? Weiter hier abwarten, oder versuchen, auf eine andere Weise nach Amgaon zu kommen, mit einem angebotenen Jeep oder einem geliehenen Fahrrad aus dem Dorf? Wann wird es jedoch möglich sein, den mit dringend benötigten Sachen vollgepackten Wagen zu holen? Sollte ich nicht noch einen Tag zugeben, einen einzigen? Ich schicke meinen indischen Begleiter nach Amgaon voraus.

Noch eine Nacht ist vergangen, der Regen prasselt auf das Verdeck des Wagens, den ich auf den Hof eines Tabak-„Walas“ (Unternehmer im weiteren Sinn) abstellen durfte. Er wohnt am Dorfrand. Durch das mit Reisstroh gedeckte Dach einer mir gegenüber befindlichen, schon recht mitgenommenen Hütte, dem Kochhaus, steigt Rauch empor. Reis und Dal, eine Art Linsen, werden gekocht, dazu der eben vor der Hütte zwischen zwei Steinen gemahlene Curry. Der Inder lädt mich wieder zum Essen ein, und so sitzen wir in dem nur mangelhaft beleuchteten Kochraum auf dem Boden und essen mit Fingern das recht lecker bereitete Mahl aus Blattschüsselchen. Auch das muß erst gelernt werden.

Der Fluß ist nur ein Kilometer entfernt, und wiederholte Gänge dorthin überzeugen mich von dessen Stand. Überall Wasser, wohin ich blicke! Auch für die Reisbauern kommt dieser plötzlich stark einsetzende Monsunregen sehr ungelegen; sie können ihre Felder nicht zum Säen vorbereiten. Nur an einigen, etwas trockeneren Stellen sehe ich sie mit ihren Holz-

pflügen, von Kühen oder Wasserbüffeln gezogen, tiefe Furchen in den schlammigen Boden ziehen. Frauen gehen zum Brunnen, Wasser zu schöpfen. Mit welcher Sicherheit tragen sie die großen tönernen Gefäße auf ihren Köpfen! — Was mögen dies für Insekten sein, die in großen Schwärmen ankommen? Fliegende Ameisen, wurde mir erzählt, die von den Einwohnern sehr begehrt sind. Frauen und Kinder gehen auch schon, nach den ins Wasser gefallenen, lang beflügelten Tierchen zu fischen. Sie sollen, ihres Fettgehaltes wegen, sehr gut schmecken.

Das weiße Auto ist für die Dorfbewohner eine besondere Attraktion. So etwas Schönes haben sie noch nicht aus der Nähe betrachten oder gar anfassen können. Besonders haben es ihnen die Außenspiegel angetan, derartiges haben sie in ihren Hütten nicht. Der Regen stört sie gar nicht, stundenlang stehen sie und gucken. Könnte ich mich nur schon mehr mit ihnen unterhalten — meine paar Brocken Oriya reichen kaum zu einer Verständigung aus.

Dienstag, den 13. Juni

Endlich ist der Fluß genügend gefallen. Eine Schar Helfer aus dem Dorf entlädt den Wagen und schiebt ihn ohne Motorantrieb durch das strömende Wasser — ich sitze am Steuer. Mir ist etwas bange: Dringt das Wasser in den Motor? Nun ist auch die mittlere, tiefste Stelle durchfahren, und bald stehe ich auf dem Trockenen. Der Motor springt an — ich atme erleichtert auf. Dankbaren Herzens gegen Gott und die treuen Helfer geht es weiter. Werden wir Mittag zu Hause sein? Das gleiche wie zuvor: Viel Schlamm, große Wasserfluten, Geröll, Steine, Gräben: wieder bleiben wir stecken. Von neuem wird geschaufelt, werden Äste gelegt, nach stundenlanger Arbeit ein Hindernis nach dem anderen bewältigt — endlich die letzten, nur einige Kilometer vor Amgaon. Ich muß den Wagen in einem Dorf abstellen und die restlichen sieben Kilometer mit einem indischen Begleiter zusammen — stellenweise bis weit über die Knie im Wasser — zu Fuß zurücklegen, während die Dunkelheit schnell hereinbricht. Müde, naß und dreckig, doch erleichtert und frohen Herzens komme ich schließlich zu Hause an!

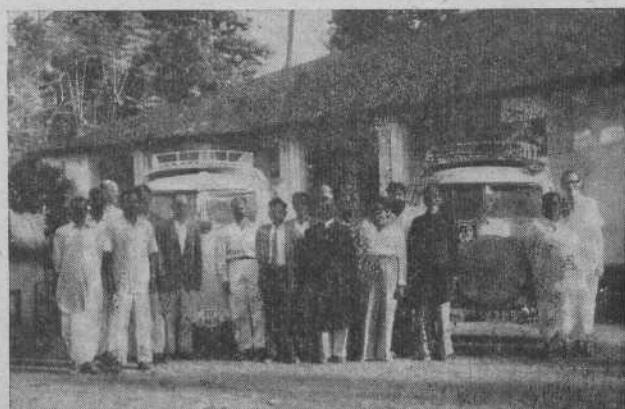
Für 120 km von Rourkela bis hierher habe ich fünf Tage gebraucht, und der Wagen, den ich erst drei Tage später holen konnte, nach Ablauf der großen, gestauten Wassermengen, gar acht! Jetzt steht er in der gerade überdachten Garage, für einige Monate stillgelegt, mit durch die schlechten Wege abgenutzten Profilen. Jetzt kann man — wenn überhaupt — nur mit einem Jeep mit Vierradantrieb durchkommen.

Marlies Gründler

Oben links: Endlich zu Hause

Unten links: Urwald und Technik begegnen sich

Unten: Ambulanzwagen und VW-Bus einmal vereint — Empfang von Banning, Thiel und Dr. Junghans durch die Kirchenleitung



Indisches Tagebuch

IN DEN BERGEN

Ende April 1961

Es ist so heiß geworden, daß man manchmal fast sagen möchte: „Liebster Gott, nun ist es aber genug!“ Wenn uns Pastor Borutta nicht ein so schönes, kühles Haus gebaut hätte, in dem die Temperatur mittags 7—8 Grad niedriger ist als draußen, wäre es entschieden schlimmer. Auch hilft zwischendurch ein Halbbad mit kalten Übergießungen. Aber die Arbeitsfähigkeit ist doch herabgesetzt, und wir lernen gleichzeitig durch die Hitze etwas Barmherzigkeit unsern Einheimischen gegenüber, die sich angeblich nach europäischen Begriffen nicht durch allzu große Arbeitsfreudigkeit auszeichnen. Auch sonst fällt vieles schwer, und Maulwurfshügel werden zu Bergen. Mir scheint, wir sind urlaubsreif. Im übrigen spüre ich, seit ich hier bin, wie nie zuvor meine völlige Abhängigkeit von Gott — im Grunde ja etwas sehr Tröstliches.

Mitte Mai, Kodaikanal, bei Madura (Südindien).

Nun ist es geschehen: wir sind seit einer Woche in den Bergen; noch ist uns, als träumten wir. Wir sind nach fast fünftägiger Reise in einem Paradies erwacht, mit Lebensbäumen, Zedern, gewaltigen Eukalypten, Pinien und allerlei Blütenbäumen, darunter echte großblättrige Mimosen, einer schöner als der andere, z. T. bis in den Gipfel überrankt mit großen dunkelblauen Winden. 5 Minuten unterhalb unseres Häuschen liegt ein großer blauer See mit vielen Buchten, darauf meist ein halbes Dutzend Ruderboote, am Ufer die schönsten blauen Lotusblumen (Wasserrosenart). Dabei diese immerwährende herrliche Kühle. Man hält es kaum für möglich, daß es so etwas auf dieser ausgedörrten Erde noch gibt. Und da man von Schönheit und Kühle allein nicht leben kann, gibt es auch die erfrischendsten Früchte in Fülle für uns damit nicht gesegneten Dschangelleute: Mangos, Bananen, Mandarinen, Papayen — aber ich will Euch den Mund nicht zu sehr wässrig machen.

Das tägliche Leben ist hier ein ganz anderes als zu Hause. Zuerst muß man sich akklimatisieren, was in 2200 m Höhe eine ganze Weile dauert. Dann das Kennenlernen der hiesigen Menschen, ebenfalls Urlauber, meist Missionsleute, Deutsche und Angelsachsen, die z. T. schon Jahrzehnte im Lande sind. Auf eine Missionsärztetagung traf ich an die 100 Kollegen

und Kolleginnen. Es war die erste von mir besuchte Ärztetagung, die mit Gebet begann. Das Zusammensein mit erfahrenen Missionsleuten ist ein Genuss. Der Neuling spitzt die Ohren, wenn „die Alten“ erzählen, wie sie vor 20 oder gar 40 Jahren hier anfingen. Wie haben sich die Zeiten gewandelt! Wie beurteilen sie die neue Zeit seit 1947? Wie lange wird die bisher „offene Tür“ offen bleiben? Niemand weiß es. Hat der indische Missionar recht, der in einem viel beachteten Artikel den evangelischen Missionen in Indien Zaghaftigkeit und ängstliches Zurückweichen vorwirft, während weite Kreise — gerade unter den Gebildeten — nach der Frohen Botschaft verlangten und in vielen kleinen Kreisen die Bibel gelesen würde (s. „Biene“ Nr. 1/61)? Dabei sei die katholische Mission überall in Indien in der Offensive. Gibt es denn überhaupt ein „defensives“ Christentum? Ist die Botschaft nicht vielmehr stets und überall im Angriff, wo ihr Banner überhaupt entfaltet wird — mit dem Wort und — davon überhaupt nicht zu trennen — mit dem Handeln der Liebe, wie im Neuen Testament überall zu lesen ist? Wir haben sehr tüchtige Missionsleute, Männer und Frauen, kennengelernt, die eine Fülle christlicher Literatur geschaffen haben, große und kleine Kirchen bauen, neben ihrem eigentlichen Dienst noch Kranke behandeln und allmählich so in das Volkstum hineinwachsen, daß sich Christen und Heiden auf ihrer Station wie zu Hause fühlen. Von manchen geht ein „Geruch des Lebens zum Leben“ aus. Sie haben keine „Anfangsschwierigkeiten“ mehr, sie verkehren mit ihren indischen Mitarbeitern als Bruder unter Brüdern, verstehen gewisse Eigenarten, entschuldigen und kehren zum Besten, wo es nur angeht: ein Salz der jungen Kirchen. Dieser schöne Austausch unter Hunderten von Missionsleuten ist der eine besondere Vorzug von Kodai. Und der andere? Ihr werdet staunen. Hier wird man auf seine alten Tage wieder zum ABC-Schützen, mit täglich 3 Stunden Unterricht in der Oriya-Sprachschule und ebensolanger häuslicher Arbeit. Diese indischen Kringelchen zu lesen und zu malen, ist für den alten Kopf nicht so einfach. Dabei ist es bereits die siebente Fremdsprache, die ich zu lernen habe. Wenn es mir glückt, kommt eines Tages noch Hindi hinzu.

Neue Brücke über den Brahmanifluß





Was geht da vor?
Krankenbehandlung
im Außendorf



Die indische
Krankenpflegerin Bina,
die im Hospital
die Taufe empfing

Ein Patient ist eben eingeliefert worden



Ende Mai.

Zum Schreiben kommt man kaum noch. Das Sprachstudium, das nun richtig Freude macht, nimmt den Menschen fast völlig in Anspruch. Nur den täglichen Spaziergang lasse ich mir nicht nehmen. Der Wald, vor ca. 40 oder mehr Jahren angepflanzt, hat sich zu einem „zivilisierten Urwald“ mit üppigstem Wachstum entwickelt. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus. 3–6 m hohe Baumfarne, herrlich von Gottes Künstlerhand geformt. Alles wuchert, umschlingt sich, blüht und streut Saat aus. Auch Orchideen schönster Arten fand ich nach anstrengender, fast senkrecht ansteigender Klettertour oberhalb eines mächtigen Wasserfalls an den Fels angeheftet.

Vor einigen Tagen nahm uns einer unserer Freunde, der schon über 20 Jahre im Lande ist, auf eine 40-Meilenfahrt mit, weit hinaus durch Wälder und Berge. Ein Picknick im Urwald, dann der Besuch eines schön gelegenen Dorfes mit seinen terrassenförmig angelegten Feldern und z. T. recht schmuck gebauten, auch innen sauber und nett gehaltenen Häusern. Und die Freude auf den Gesichtern, als der Missionar sich mit ihnen in der Tamilsprache unterhalten konnte! Hinter dem Dorf eine Bergschlucht, in derem dichten Dschangal Bären und Tiger hausen.

Wieder daheim.

Am 18. 6. verließen wir Kodai, um über Madras-Cuttack heimzufahren. Auf einer der schönsten und längsten Gebirgsstraßen konnten wir von unseren Bergen Abschied nehmen. Noch einmal ließ uns der Urwald tief in seine Geheimnisse hineinschauen, zum letzten Mal stiegen die Baumfarne aus der Tiefe empor, breiteten sich weiter abwärts Bananen- und Kaffeeplantagen vor uns aus. Als wir uns langsam der Ebene mit ihren grünen Feldern näherten, entdeckten wir mit Freuden, daß durch den bereits kräftig einsetzenden Monsun eine erhebliche Abkühlung eingetreten war.

In der ersten Nacht fahren wir nach Madras, dann in 36stündiger Fahrt nach Cuttack — meist an der Ostküste entlang. Allerorts fleißige Menschen, die geschickt jede Ecke ihres Landes zur Bestellung ausnutzen. Junge Reispflänzchen, den saftig grünen Saatfeldern entnommen, werden in die überschwemmten, gut vorbereiteten Felder gepflanzt. Bewässerungskanäle ermöglichen z. T. mehrere Ernten. Überall auf jedem größeren Bahnhof ein Kaleidoskop indischen Lebens mit allen nur denkbaren Typen: arm und reich, groß und klein, sauber und schmutzig. Nur eins sieht man fast nie: einen Betrunkenen. In Indien besteht Alkoholverbot — auch in der gesamten Goßner-Kirche.

In Cuttack machen wir dem jungen Vizekonsul unsern Gegenbesuch und werden mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Wir lernen deutsche Landsleute kennen und werden mit einigen Besonderheiten der früheren Hauptstadt bekanntgemacht. Der weit-

räumige Kali-Tempel, ohne die geringste Weihe, packt uns als ungeschminktes Bild waschechten Heidentums mit täglichen Tieropfern. Nicht weit davon ein schmaler Arm des riesigen Gangesdeltas, in den Menschen kopfüber hineinspringen, um von aller Beleckung rein zu werden. Zwei Meter neben dem Untertauchenden wird gerade ein großer Kübel mit ekelhaftem Unrat ins Wasser geschüttet, ohne daß der Betroffene sich dadurch im geringsten bei seinen Waschungen einschließlich Mundreinigung stören läßt. Ebenso erschütternd ist nicht weit entfernt ein Verbrennungsplatz, auf dem Tag und Nacht Leichen in großen Holzstößen verbrannt werden. Wir sahen 4 solcher Holzstöße brennen und hörten dazu das laute Wehklagen der Angehörigen.

In Rourkela werden wir von lieben, alten Freunden empfangen. Am nächsten Morgen sind wir bereits um 9 Uhr am ersten Flußübergang in Richtung Amgaon. Alle Befürchtungen, stecken zu bleiben, erweisen sich als gegenstandslos, da die erste Hochwasserwelle bereits vorüber und die zweite noch nicht da ist. Ein indisches Jeep bringt uns bis zur zweiten Flußschleife, und schon kommt uns unsere Tochter entgegen. Ein paar Stunden später sind wir wieder zu Haus, dankbaren Herzens, daß unsere erste Nord-süd-Durchquerung so erfolgreich beendet ist.

Inzwischen hat die Arbeit in Amgaon einen höchst erfreulichen Aufschwung genommen. Bald nach unserer Abfahrt ist Schwester *Ilse Martin*, die vor über 6 Jahren die hiesige Station gegründet und sich überall im Lande einen ausgezeichneten Ruf verschafft hat, nach beendetem Urlaub wieder eingetroffen. Sie hat im Lauf der Jahre einen so guten Kontakt mit unseren Leuten gewonnen, daß sie nun — nach ihrer Rückkehr — in Scharen kommen, um die alte Verbindung wieder aufzunehmen. „Sie versteht uns, sie kann mit uns reden, sie ist die Mutter“ — so sagen sie, und so muß es sein, so macht die Arbeit Freude! Im Laufe der Zeit werden auch wir Neuimportierten es immer besser lernen.

Der Regen rauscht oft tagelang unentwegt, um nur vorübergehend mal aufzuhören. Die Sonne ist ein seltener Luxusgegenstand geworden. Aber die Hauptache: wir arbeiten wieder mit neuen Kräften, und die Abkühlung durch den Regen hält weiter an. Von der großen Welt sind wir jetzt ziemlich abgeschnitten, da unsere Straße noch nicht so weit ausgebaut ist, daß sie in der Regenzeit für Autos passierbar ist. Briefe und Pakete bekommen wir weiter, größere Medikamentenkisten müssen wir durch Boten mit Fahrrad von Rourkela (100 km weit) holen. Die großen Bauarbeiten mußten wir einstellen, nachdem das Gästehaus und der Schuppen mit Werkstatt sowie Garage gerade noch unter Dach gekommen waren.

Christoph Gründler



Babywäsche



Hospitalkinder

Besuch der Kirchenleitung in Amgaon.
Der Präsident der Kirche, Pastor Joel Lakra, schlägt die Trommel





Gottesdienst im
Goßner-Wohnwagen
bei der
Generalkirchenvisitation
in Weichendorf / N. L.

Warum Pastorenarbeitslager

Seit vier Jahren führt die Goßner-Mission alljährlich Pastorenarbeitslager durch. Diese Lager hatten von Anfang an eine vierfache Zielsetzung: 1. Den in ihren Pfarrämtern oft sehr alleinstehenden Pastoren soll die Möglichkeit geben werden, drei Wochen lang in einer Bruderschaft gemeinsam zu leben und zu arbeiten; 2. sollen sie durch ihre körperliche Arbeit an einer notwendigen Stelle praktische Hilfe leisten; 3. in gemeinsamer theologischer Arbeit sollen sie einander anregen und voneinander lernen und gemeinsam neue Formen der Gemeindearbeit erproben und einüben; und 4. soll die gastgebende Gemeinde durch den Einsatz einer Gruppe von Pastoren zu eigenem Einsatz angeregt und angeleitet werden.

Mit dieser Zielsetzung hatte die Goßner-Mission in diesem Jahr nach Premnitz/Havel eingeladen, einem jungen Industriestadt mit der für diese neu entstehenden Industriestädte typischen Struktur: bürgerlicher Ortskern, in dem auch die Kirche steht, und rings um den alten Ort das Werk und große neue Wohnviertel, die ständig wachsen.

Der Einladung waren zwei Pfarrvikarien und sechs Pastoren aus vier verschiedenen Landeskirchen gefolgt. Die Lagerteilnehmer wurden im Pfarrhaus untergebracht, zum größten Teil in dem dafür hergerichteten Konfirmandensaal, und auch im Pfarrhaus verpflegt. Getragen wurde das Lager durch reiche Geldopfer und Naturalspenden der Gemeinde. Bei der Betreuung des Lagers standen der Pfarrfrau täglich eine Reihe von Frauen aus der Gemeinde tatkräftig und hilfreich zur Seite.

Im Unterschied zu früheren Jahren wurde diesmal nicht an einem kirchlichen Projekt gearbeitet. Vielmehr arbeiteten die Lagerteilnehmer jeden Vormittag fünf Stunden auf den Feldern der beiden landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften des Ortes. Sie wollten damit an einer volkswirtschaftlich wichtigen Stelle einen praktischen Dienst tun. Nebenher ergaben sich dabei mancherlei Kontakte. Für die Lagerteilnehmer selbst brachte diese Arbeit trotz der körperlichen Anstrengung guten Ausgleich und Entspannung. Außerdem erwies es sich auch diesmal wieder, wie wichtig und fördernd die gemeinsame körperliche Arbeit für das Zusammenleben in einer solchen Lagergemeinschaft ist.

Die Abende und einige Nachmittage dienten der gemeinsamen theologischen Arbeit. Sämtliche Gottesdienste wurden gemeinsam vorbereitet und gestaltet, wobei auch Gemeindeglieder als Lektoren mitwirkten. Neu war für die meisten Lagerteilnehmer wie für die Gemeinde selbst, daß die Predigten wie bei früheren Lagen von je drei Pastoren in Gesprächsform gehalten wurden. Daneben waren die Gemeindeabende vorzubereiten. Insgesamt wurden vier Abende gehalten, zwei für die Gesamtgemeinde mit den

Themen „Jeder Christ ein Missionär!“ und „Leben Christen auf einer Isolierstation?“ Diese Abende wurden durch zahlreiche Spiele und Kurzzenen eingeleitet und aufgelockert und sollten die Gemeinde zu missionarischem Tun in ihrer Umwelt anregen. Die beiden anderen Abende waren als Ausspracheabende gedacht. Sie standen unter dem Thema „Wir können doch nichts ändern! -?“ und „Mensch, du mußt dich ändern! Aber wie?“ Zu ihnen wurde nur durch persönliche Besuche eingeladen.

Die meisten Nachmittage waren den Hausbesuchen vorbehalten. Besucht wurden die evangelischen Bewohner einer erst vor wenigen Jahren erbauten neuen Wohnsiedlung am Rande des Ortes. Die dort lebenden Gemeindeglieder waren meist erst kürzlich zugezogen und hatten zum größten Teil noch keinen Kontakt mit der Ortsgemeinde gefunden. Besondere Bedeutung gewann dieser Besuchsdienst dadurch, daß sich aus Männerkreis, Frauenhilfe und Junger Gemeinde eine ganze Reihe von Gemeindegliedern bereit fand, mit den Pastoren des Lagers die Besuche zu machen. Dieser gemeinsame Besuchsdienst war für Pastoren und Gemeindeglieder eine ganz neue Erfahrung und für beide Seiten von großem Gewinn. Viele haben dadurch die Scheu vor diesem wichtigen Gemeindedienst verloren und Anregung und Anleitung bekommen. Es ist zu hoffen, daß sie ihn unter Anleitung ihrer Ortspfarrer nun auch weiter tun werden, wie es einige von ihnen von sich aus für notwendig hielten.

Für alle Teilnehmer brachten diese 2 1/2 Wochen das beglückende Erlebnis gemeinsamen Lebens und Arbeits, vielerlei Anregung und manch neue Erfahrung. Auf Grund dieses Erlebens sprachen sie sich einmütig dafür aus, daß die Arbeit der Pastorenarbeitslager trotz mancherlei Einwände und Schwierigkeiten weitergeführt werden sollte.

Diese Einwände betreffen vor allem drei Punkte:

Es wird mit Recht darauf hingewiesen, daß die Pastoren bei der heutigen Arbeitsüberlastung ihren Urlaub dringend zur Erholung brauchten. Ein Pastorenarbeitslager aber bringt Anstrengungen mit sich und kostet Kraft. Zwar wird dieser Einsatz zu einem guten Teil wieder aufgewogen durch die Bereicherung und Erfahrung, die jeder daraus mitnimmt, aber es ist natürlich kein Erholungsurlaub. Deshalb ist es besonders zu begrüßen, daß die Kirchenleitung der Kirchenprovinz Sachsen und die Kirchenleitung von Berlin-Brandenburg allen Lagerteilnehmern für diese Zeit einen Sonderurlaub gewährten. Es wäre wünschenswert, wenn auch andere Kirchen diesem Beispiel folgten.

Weiter wird die Meinung vertreten, daß hier kostbare Arbeitskraft vergeudet würde und die Pastoren an anderer Stelle Besseres leisten könnten. Leider wird meist nicht genau gesagt, an welcher anderen Stelle. Eine Gemeinde zu eigenem missionarischen Tun anzuleiten und einer Gemeinde auch einen praktischen Dienst zu leisten, das allein rechtfertigt ja wohl den Einsatz an Arbeitskraft. Im übrigen aber ist es inzwischen nicht mehr allein die Erkenntnis einiger Außenseiter, daß auch der einzelne kirchliche Amtsträger heute mehr denn je die Arbeitsgemeinschaft mit anderen braucht, wenn er über die ausgetretenen Gleise hinaus zu neuen Formen des Gemeindelebens kommen will. Wo aber hat denn der einzelne Pastor die Möglichkeit, in einer Gruppe praktische Gemeindearbeit zu tun? Erst wenn er selbst Erfahrungen gesammelt hat, wird er ja auch die Gemeinde anleiten können.

Schließlich wird gefragt: Müssen es ausgerechnet Pastoren sein? Warum sollen es nicht Pastoren sein? Nichttheologen sind zu den bisherigen Lagen nicht eingeladen worden. Denn ein Ziel der Pastorenarbeitslager ist es gerade, möglichst Gemeindeglieder aus der gastgebenden Gemeinde in die Arbeit einzubeziehen. Außerdem aber soll Raum sein für streng theologische Arbeit, zu der Nichttheologen gewöhnlich nicht auf Anhieb Zugang finden. Im übrigen haben auch Katecheten und Theologiestudenten bereits an Pastorenarbeitslagern teilgenommen. Das hat sich für alle Teile stets als sehr fruchtbar erwiesen und wäre auch künftig sehr zu begrüßen. *Martin Ziegler*

Ein Leben für das Evangelium

(Landessuperintendent i. R. Elster 85 Jahre alt)

Am 17. Juli 1961 hat der von uns allen hochverehrte Alt-Landessuperintendent *Theodor Elster* seinen 85. Geburtstag begangen. Das ist für ihn und für uns alle ein sichtbares Zeichen der Freundlichkeit und Barmherzigkeit Gottes, der ihn nach Seiner Verheißung gesegnet und bis in dieses hohe Alter getragen hat. Auch wenn er selber nichts von sich wissen will und nichts zu rühmen weiß als die Gnade Gottes des Vaters und das Erbarmen unseres Herrn Jesu Christi, so ist uns doch sein 85. Geburtstag ein Anlaß zu einem dankbaren Erinnern und zum Gedenken an alles, was sich im Leben der Lutherischen Kirche in Ostfriesland in den vergangenen Jahrzehnten mit dem Namen von „*Vater Elster*“ verbindet.

Die äußersten Daten seines Lebens sind leicht zu sagen. Denn mit seinem Heimatort Riepe, wo er im Jahre 1876 als jüngster Sohn des Superintendenten *Julius Elster* geboren wurde, blieb fast sein ganzes Leben mit Freude und Leid, mit seinem Amt und seinem Namen verbunden. Von Riepe aus besuchte er, wie seine älteren Brüder, von denen außer ihm noch fünf Pastoren wurden, das Gymnasium Ulricianum in Aurich. Von Riepe aus ging er zum Studium nach Greifswald, wo die biblische Theologie von Professor *Hermann Cremer* sich dem jungen Studenten unauslöschlich eingeprägt hat, und später nach Göttingen. Nach bestandener 2. theolog. Prüfung fand sich in Ostfriesland keine vakante Pfarrstelle. Das ist für unsere Zeit, in der manche früher selbständige Gemeinde keinen eigenen Pastor mehr hat, fast unvorstellbar. Aber damals war es so. Darum führte der Weg den jungen Kandidaten zunächst in die Innere Mission. Aus dieser Zeit, da er als Oberhelfer im Ostfriesischen Rettungshaus, dem jetzigen Leinerstift zu Großefehn, tätig war, stammen einige unvergessliche Erlebnisse und Eindrücke. Nicht nur aus dem Umgang mit jungen Menschenkindern, deren trotziges oder verzagtes Herz durch Gnade fest werden sollte, sondern auch aus außerdienstlichem Geschehen, wenn er es etwa einmal als Zeuge miterleben durfte, daß auch der geringste Diener des Staates damals seinen Auftrag ausrichten durfte: „Im Namen des Königs“. Gilt das nicht für den Botschafter Jesu Christi in einem viel höheren Sinn, daß er kommen und auftreten und reden darf: „Im Namen des Königs!“?

Im Sommer 1903 wurde der Kandidat *Elster* als Hilfsprediger nach Peltzen bei Bückeburg berufen. Endlich am 20. September 1903 konnte er in Aurich



Landessuperintendent Siefken begrüßt Vater Elster

zum Amt der Kirche ordiniert werden. Etwa 3 Jahre lang war *Theodor Elster* Pastor im Jümmiger Hammrich, in der kleinen Gemeinde Neuburg, die mit ihren 200 Seelen doch seine Zeit und seine Kraft im Predigtspiel und in der Seelsorge ganz beanspruchte. Durfte etwa der Pastor und Seelenhirte länger als einen Tag forbleiben, solange noch ein ungetauftes Kind in der Gemeinde war? In das Pfarrhaus zu Neuburg durfte er auch seine junge Ehefrau *Hannah*, geborene *Siemens*, aus dem Pfarrhaus zu Timmel heimführen. Das Band der Verbundenheit mit der ersten Gemeinde besteht noch heute in alter Treue. Im Sommer 1906 wählte ihn die Heimatgemeinde Riepe in der Nachfolge seines Vaters zu ihrem Pastor. Und dieser seiner geliebten Heimatgemeinde hat er als Prediger, Seelsorger und Hirte gedient jahrzehntelang, auch noch über die Zeit hinaus, als er sein Amt für den Sprengel Ostfriesland an Landessuperintendent *Büning* weitergegeben hatte.

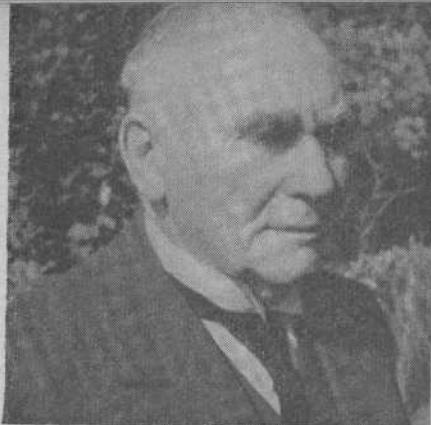
Von Riepe ist er an manchem Sonntagnachmittag ausgezogen als ein Prediger des Evangeliums für Ostfriesland. Es gibt wohl keine Gemeinde im Sprengel, in der er nicht auf der Kanzel in der Kirche stand oder draußen vor einer großen Missionsfestgemeinde predigte. Unvergessen sind viele seiner Predigten, weil sie nichts vorenthielten von all dem Rat Gottes zu unserer Seligkeit. Er predigte mit allem Ernst von der Sünde und dem Elend des Menschen und verkündigte in Kraft und Vollmacht die fleischgewordene Barmherzigkeit Gottes und die vollkommen vollbrachte Erlösung durch Christus. Jesus Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, stand in der Mitte jeder Predigt. Manche der knappen und klaren Predigtsätze haben sich den Hörern eingeprägt, so daß sie noch heute um den Entscheidungsernst und um den Trost des Evangeliums wissen, der ihnen darin begegnete. Denn das sind ja lebendige Worte, die im Herzen mitgehen, wenn etwa aus einem einzigen Satz der Bergpredigt die Forderung erhoben wird: „Heraus aus dem Zwiespalt — hinein in die Einfalt!“ Oder

Kirche in Riepe



Pfarrhaus in Riepe





Landes-superintendent i. R.
Theodor Elster

wenn die Heilandsliebe Jesu Christi zu den Armen, Elenden, den Aussätzigen, den Sündern vor Augen gemalt wird nach der Weise der göttlichen Heilsordnung: „Aus dem Herzeleid — durch Barmherzigkeit — zur Seligkeit.“ Der Predigtinhalt blieb das alte Evangelium, das teuer-werte Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen. Die Predigtsprache aber war bis ins Alter hinein im besten Sinne modern. Immer war sein Predigtspiel ein jugendlicher, priesterlicher und königlicher Dienst.

Darum war es auch nicht verwunderlich, daß Pastor *Elster-Riepe*, als es um das Evangelium und um das Bekenntnis der Lutherischen Kirche ging, der Vorkämpfer der Bekennenden Kirche in Ostfriesland wurde und daß die Amtsbrüder ihn zum Vertrauensmann der Bekenntnisgemeinschaft für Hannover wählten. Wie hat er in den Zeiten des Kirchenkampfes bei aller Anfechtung und Bedrohung unerschütterlich und fest auf dem Boden der Heiligen Schrift und des Bekenntnisses gestanden und sich mit Wort und Leben für das Evangelium eingesetzt. Nicht nur in den Zusammenkünften der Amtsbrüder, auf den heftig bewegten Generalkonferenzen und in den Gemeinden hin und her, sondern auch im Raum der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers und unvergessen auf dem großen Bekenntnistag im Mai 1934 in Hannover.

Darum hat ihn auch sein Landesbischof *D. Marahrens* zum Bischofsvikar für Ostfriesland berufen. In diesem Auftrag und in seinem Amt als Landessuperintendent, das er am 1. August 1936 übernahm, hat *Elster-Riepe* als ein „heimlicher Bischof von Ostfriesland“ die Lutherische Kirche in seinem Sprengel als

die ihm anvertraute Herde Christi gehütet und verteidigt gegen alle Gewalten, die sie zerstreuen wollten. Als ein Hirte und Bischof hat er sie unter dem Worte Gottes erhalten und auch durch die schweren Erschütterungen der Zeit hindurchgeführt. Was vor einem Jahrhundert eine ostfriesische Gemeinde über ihren Pastor schrieb, das darf der Sprengel Ostfriesland auch dankbar von seinem ersten Landessuperintendenten bezeugen:

„Er war ein guter Hirte, ein Mietling war er nicht.“
So ist er unser „Vater Elster“ geworden.

Durch ihn ist Riepe bekannt geworden, weit über die Grenzen Ostfrieslands hinaus. Denn nach Riepe kamen Christenmenschen aus der weiten Welt. Die Gemeinden der Lutherischen Goßner-Kirche in Indien kennen diesen Namen. Und mit dem Namen Riepe verbindet sich für viele junge Christen der Ev.-Luth. Goßner-Kirche in Chota-Nagpur und Assam das Bild von *Vater Elster*. Einigen von ihnen, die nun dort in ihrer Kirche die Leitung mit in Händen haben, hat er segnend seine Hand aufs Haupt gelegt. Der Mission gehörten ja von Jugend auf sein Herz und seine ganze Liebe. Auch das war ein kostbares Gut aus dem reichen lutherischen Erbe seiner Väter. Die Geschichte der Ostfriesischen Evangelischen Missionsgesellschaft, die er zusammen mit den unvergessenen Vätern und in der Nachfolge von Superintendent *D. G. F. Schaaf-Potshausen* als Vorsitzender geleitet hat, bezeugt er in manchem Jahrbuch. Vater *Elster* war aller Missionsarbeit daheim und draußen zugetan und liebte jede Mission in ihrer Eigenart. Aber wie einem Vater und einer Mutter das bedürftigste unter ihren Kindern das am meisten umsorgte und liebste ist, so ging es *Vater Elster* mit der Goßner-Mission. In ihren Dienst gab er darum auch gerne seinen Sohn, Pastor *Julius Elster*, als Missionsinspektor. Um jene Zeit beging die Goßnersche Mission in Berlin ihre Hundertjahrfeier. Unvergessen bleibt es in ihrer Geschichte, daß nach einer langen Festpredigt und vielen Grußworten, unter denen das kürzeste mit der größten Missionsgabe aus Ostfriesland dargebracht wurde, damals Pastor *Theodor Elster-Riepe* das Schlußwort sprach. Ein Freund und Teilnehmer hat davon berichtet: Der Geist des Herrn wehte darein, und es war, als ob die Kuppel der Bethlehemskirche sich hob und zum Himmel öffnete. „Und da sie ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand denn Jesum allein.“

Ein Leben für das Evangelium, für das Bekenntnis der Kirche, für den Dienst im Amt der Kirche Jesu Christi.

An einer Stelle in der Welt besitzt die Goßner-Mission ein Stück Land. Vater Tholen aus Riepe vermachte es ihr





UNSERE BUCHHANDLUNG

im Missionshaus in BERLIN-FRIEDENAU ist ein wichtiger Arbeitszweig unseres gemeinsamen Dienstes. Heute mehr als zuvor sollten wir diese Arbeit in BERLIN unterstützen.

Wo bleibt da der Ruhm? Er steht unter dem Wort der Schrift: „Wer sich rühmen will, der rühme sich des, daß er MICH wisse und kenne, daß Ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übt auf Erden; denn solches gefällt Mir, spricht der Herr“.

In seinem Haus in Loga bei Leer, wo *Vater Elster* mit seiner Frau und einer Tochter in der Nähe seiner Kinder und Enkelkinder nun im Ruhestande lebt, wurde — wie an jedem Tage — auch an seinem Geburtstag der Name Jesus Christus hoch gepriesen. Und das Wort, das über glücklichen Zeiten seines Lebens stand, das auch durch die Betrübnis und Traurigkeit, als eine Tochter in jungen Jahren starb und zwei seiner Söhne im letzten Weltkrieg ihr Leben lassen mußten, ihn und die Seinen hindurchtröstete, wird auch über dem Abend das Licht sein: „Lasset uns halten an dem Bekenntnis der Hoffnung und nicht wanken; denn Er ist treu, der sie verheißen hat.“ *Landessuperintendent R. Siefkēn-Aurich*

Jedes gewünschte Buch:

Bibeln
Gesangbücher
Theologie
Romane
Erzählungen
Kinderbücher
Kalender
Kunstkarten
Spruchkarten
u. v. a. m.

wird Ihnen schnellstens — ohne Zeitverlust und Mehrkosten — geliefert.

Bestellen Sie Ihren Bedarf noch heute in BERLIN oder fordern Sie Angebote an.

Sie unterstützen damit unsere Gesamtarbeit.

Ihre
Goßner-Mission in Berlin



Superintendent
Dr. Julius Rieger



Dr. Hermann Kandeler

Nachrichten FÜR UNSEREN FREUNDESKREIS

1. Zwei Gedenktage.

Unsere Kuratoriumsmitglieder Dr. Hermann Kandeler und Superintendent Dr. Julius Rieger haben am 24. Juli und 23. August ihren 60. Geburtstag gefeiert. Wir danken beiden Brüdern für die treuen Dienste, die sie der Goßner-Mission leisten und bitten zu Gott, daß er sie und ihre Familien auch in der kommenden Zeit segnen und behüten möge.

2. Tagung des Lutherischen Weltbundes vom 26. Juli bis 2. August im Johannesstift Berlin-Spandau.

Wie in jedem Jahr, waren die Vertreter der Lutherischen Missionen und Kirchen aus der ganzen Welt (diesmal in Deutschland) versammelt, um die Frage

der Weltmission zu beraten. Alle Teilnehmer nahmen mit großer Freude davon Kenntnis, daß die Goßner-Kirche auf dem Wege zur Einheit und zum Frieden fortschreitet. Ein Antrag der Goßner-Kirche, ihr für das Haushaltsjahr 1962 eine Beihilfe zu gewähren, wurde bewilligt. Unserem Bruder Thiel, den der Lutherische Weltbund mit der Prüfung der Haushaltsführung der Goßner-Kirche beauftragt hatte, wurde ausdrücklich der Dank für seine gewissenhafte Arbeit ausgesprochen. Die beiden Kapellen der Goßner-Gemeinden in Jirpani und Jalda, die im Raum des Stahlwerkes Rourkela liegen, erhalten eine Bauhilfe. Sie sollen bis Weihnachten dieses Jahres fertiggestellt und eingeweiht werden. Außerdem stellte der Lutherische Weltbund einen Betrag von rund 20 000 Rupies für den Bau einer Zentralkirche in Rourkela zur Verfügung, die für die christlichen indischen Arbeiter bestimmt ist.

Während der Tagung fand eine Gedenkstunde für den auf der Fahrt nach Berlin tödlich verunglückten Exekutivsekretär des Deutschen Evangelischen Missionsrats Pastor Dr. Jan Hermelink statt. Auch wir haben mit ihm nicht nur einen höchst befähigten, sachkundigen Mitarbeiter der deutschen evangelischen Missionen verloren, sondern einen Freund und Bruder.

3. Diplomlandwirt Dr. Junghans berichtet im Telegrammstil und in Zahlen über vier Monate Aufbauarbeit in Khutitoli.

Betriebsgröße 38,5 ha

A. LN: 29,5 ha

davon 16 ha Reisland, voll bewässerungsfähig, 2 Ernten möglich,
11 ha Upperland, 60 % beregnungsfähig mit Schlepperpumpe
2,5 ha Obstplantage

B. Fischwirtschaft:

Wasserfläche 1,5 ha

davon 0,9 ha Karpfenteiche, neu angelegt
0,6 ha Stausee, neu angelegt zur Bewässerung

C. Forst:

Gesamtfläche 4,5 ha

davon 0,9 ha stark gelichtete Bestände
1,5 ha Kahlschlag
1,0 ha neu aufgeforstet.

D. Hofraum:

Gesamtfläche 4,0 ha

davon 2,5 ha Hühnerfarm, bepflanzt mit Obst (Quava = Quitten)
1,5 ha Hofraum und Wege.

Übernommen wurden am 6. April 1961:

0,5 ha Stausee
2,5 ha Forst bzw. Kahlschlag.

Die Felder waren zu 1/3 im Jahre 1947 zum letzten Mal bebaut worden.

Bisherige Arbeitsleistung:

10 000 cbm Erde bewegt zum Reisfelderbau
0,9 ha Karpfenteich gebaut und 2500 Karpfen angesetzt
0,3 ha großen Stauteich zur Beregnung der Felder angelegt
1100 Bananenstauden gepflanzt
500 Zitronenbäume gepflanzt
750 Quava(Quitten-)bäume gepflanzt
500 Papayasbäume gepflanzt
700 Bambusstauden gesetzt zur Wiederaufforstung
11 ha Reis gepflanzt
2 ha Reis gedrillt (2 ha werden z. Zt. noch gepflanzt)
8 ha Erdnüsse gepflanzt
2 ha Kichererbsen (Dal) gelegt
1 ha Mais gelegt
0,75 ha Tomatenacker saatfertig gemacht
0,25 ha Gurkenacker saatfertig gemacht

Bautätigkeit:

1 Hühnerhaus — freitragende Stahlkonstruktion, 17 x 8 m = 408 cbm umbauter Raum
1 Junggesellenwohnheim — 9 x 8 m = 230 cbm umbauter Raum; dazu Wasch-, Bade- u. Kochhaus: 6 x 2,5 m = 17 cbm



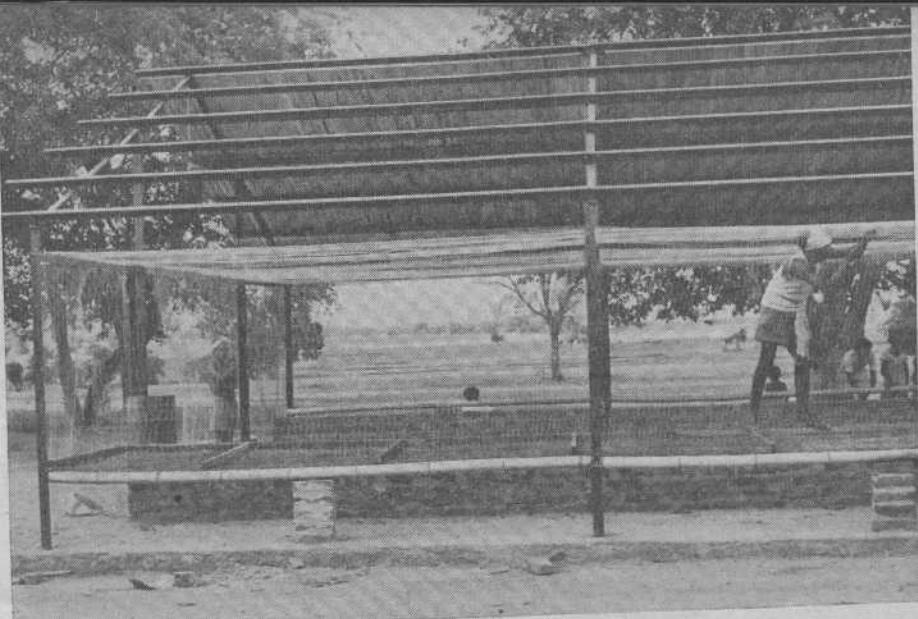
Kirchenpräsident
Dr. Schiotz (USA)
und Direktor
Dr. Sovik (Genf)
sind auf der Wacht



Dr. Sovik,
der Direktor des
Lutherischen Welt-
bundes,
Abt. Weltmission,
und seine Sekretärin
Fraulein Walch



Dr. Devasahayam,
Rector des Theolo-
gischen Seminars
in Rajahmundry,
Südindien,
leitete die indische
Kommission



In Khutitoli wird fleißig gebaut

1 Garage- und Maschinenschuppen — freitragende Stahlkonstruktion $21 \times 8 \text{ m} = 500 \text{ cbm}$ umbauter Raum
 1 Reis- und Futtermittelspeicher — $10 \times 8 \text{ m} = 250 \text{ cbm}$ umbauter Raum
 1 Generatorhaus — $2 \times 3 \text{ m} = 10 \text{ cbm}$ umbauter Raum
 1 Ochsenstall (angeb. a. d. Maschinenschuppen)
 1 Wohnbungalow mit Büro und Gästehaus — $21 \times 8 \text{ m} = 504 \text{ cbm}$ umbauter Raum.
 1350 m Zaun mit Maschen- und Stacheldraht gesetzt.

Unsere mittlere Belegschaftsstärke war:

100 Kulis
 40 Rejas (weibl. Kulis)
 4 Zimmerleute
 14 Maurer
 1 Traktorenfahrer
 1 Bauschlosser
 2 Aufseher.

Baukosten für 1919 cbm umbauten Raum = 90 000 Rupies; 1 cbm = 46 Rupies = 37,75 DM; Richtsatz für Rourkela: 1 cbm = 52,— DM.

Diese Zahlen decken sich sehr gut, denn man rechnet in Indien mit 25 % Kontraktor-(Baumeister) Gewinn. Wir bauen alles ohne Kontraktor und übernehmen 85 % der Fuhrleistungen.

Neuordnung der Gemeinde Khutitoli

Durch den Streit in der Goßner-Kirche war auch die Gemeinde Khutitoli gespalten. Am 6. August fand nach langen Jahren der erste gemeinsame Gottes-

dienst für die ganze Gemeinde statt. Der Präsident (Pramukh Adhyaksh) der Kirche, Pastor *Joel Lakra*, predigte. Zur Neuordnung der Gemeinde, für die Dr. *Junghans* durch Hausbesuche alle Laienglieder mobilisiert hatte, wurde durch den Gemeindekirchenrat in ausgedehnten Sitzungen folgendes beschlossen: die beiden verfeindeten Pastoren verlassen Khutitoli; der eine von ihnen, Pastor *Soreng*, wird Präsident der Khutitoli-Synode und erhält einen Amtssitz an der Hauptstraße, die nach Ranchi führt.

Die seiner Zeit von Missionar *Christoph Lokies*, dem Vater des Missionsdirektors, erbaute und schon seit langem verfallene Kirche wird neu errichtet. Das Pfarrhaus wird niedergeissen und an seiner Stelle eine Tagungsstätte als „Dschangel-Akademie“ zu Kursen und Rüstzeiten für Pastoren und Laien, im besonderen die junge Gemeinde, aufgebaut. Zum Leiter dieser Tagungsstätte wird Pastor *Hanukh Minz*, der 5 Jahre lang in unserer Heimatarbeit in Deutschland gestanden hat, berufen. Er soll zugleich auch der Gemeinde Khutitoli als Pastor dienen. Gerade die Entwicklung in Khutitoli zeigt, mit welcher Entschlossenheit die neue Kirchenleitung in engster Gemeinschaft mit ihren deutschen Mitarbeitern an die Aufgabe herangeht, die immer noch schwelenden Unruheherde zu beseitigen.

4. Neuaußendungen

Für die Missionsfarm und Landwirtschaftsschule in Khutitoli werden mit Hilfe der Arbeitsgemeinschaft „Dienste in Übersee“ eine Geflügelzuchtmeisterin,

Eröffnungsgottesdienst in Khutitoli





Aller Anfang ist schwer — Feldarbeit in Khutitoli



Frau Junghans in ihrer Freiluftküche.

Fräulein Gunnbild Erler, z. Zt. Zürich/Schweiz, und der Starkstromelektriker *Horst Müller*, Mainz-Kastel, ausgesandt. Dipl.-Landwirt *Dr. Jungbans* braucht noch einen tüchtigen Diplomlandwirt, der möglichst von bürgerlicher Herkunft sein soll.

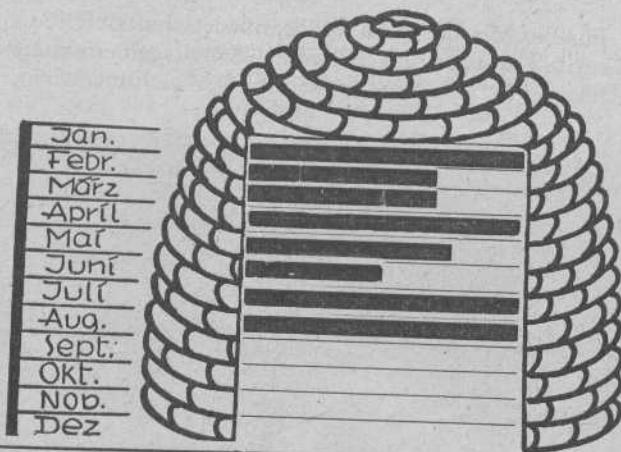
Bauingenieur *Thiel*, der ein technisches Zentrum in Phudi bei Ranchi aufbaut, hat dringend um die Aussendung eines Baufachmannes, eines technischen Lehrers für Metallbearbeitung und eines technischen Lehrers für Holzbearbeitung gebeten.

Mögen uns diese für die Aufbauarbeit in Indien so dringend gebrauchten Facharbeiter zugeführt werden.

5. Der Verteilerausschuß der Sammlung „Brot für die Welt“ hat in seiner letzten Sitzung die Anträge, die wir auf Unterstützung unseres landwirtschaftlichen Zentrums in Khutitoli und unseres technischen Zentrums in Phudi eingereicht hatten, bewilligt. Danach erhält Khutitoli eine Beihilfe von DM 195 000 und Phudi einen Gesamtbetrag von DM 650 000. Das bedeutet zahlenmäßig für die Goßner-Mission eine Hilfe, wie sie sie bisher in ihrer Geschichte nicht gekannt hat. Nur dürfen wir in der

Freude über diese außerordentliche Unterstützung unserer Arbeit in der Goßner-Kirche nicht vergessen, daß diese Beträge nur für die Entwicklungsarbeit in Indien bestimmt sind. Es ist uns nicht gestattet, auch nur einen Pfennig davon für die eigentliche Missionsarbeit zu verwenden.

Für die Verkündigung des Wortes Gottes unter den Heiden innerhalb und außerhalb des Gebietes der Goßner-Kirche, für die geistliche Betreuung der Gemeinden, für die Ausbildung von Pfarrern, Evangelisten und Missionaren sowie für das ganze Erziehungswesen müssen nach wie vor die alten Missionsgemeinden und Missionskreise mit ihrem Opfer und ihrer Fürbitte eintreten. Auch die landwirtschaftliche und technische Aufbauarbeit sowie unser missionsärztlicher Dienst in Indien sind für die Goßner-Kirche von grundlegender Bedeutung. In dieser Zeit des sozialen und wirtschaftlichen Umbruchs hängt ihr äußerer Bestand von diesen Diensten ab. Aber darüber dürfen wir nie die Hauptaufgabe der Kirche vergessen — in Indien wie in Deutschland — und das ist und bleibt bis an das Ende der Welt die Mission als Verkündigung des Gotteswortes an die Nichtchristen.



Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 31. August 1961	
betrugen	200000,— DM
sie beträgt	<u>162701,28 DM</u>
Wir haben zu wenig	
gesammelt	<u>37298,72 DM</u>

Unser Gabenkonto:

Goßnersche Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 52050 beim Postscheckamt Berlin-West für Goßnersche Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Goßnersche Missionsgesellschaft Mainz-Kastel

Lettner-Verlag, G. m. b. H., Berlin-Dahlem. Einzelpreis DM 0,20. / Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, Berlin SW 61.
Bildnachweis: Brot für die Welt (2), Goßner-Archiv (28), F. P. Krueger (2), Foto-Holder (9).

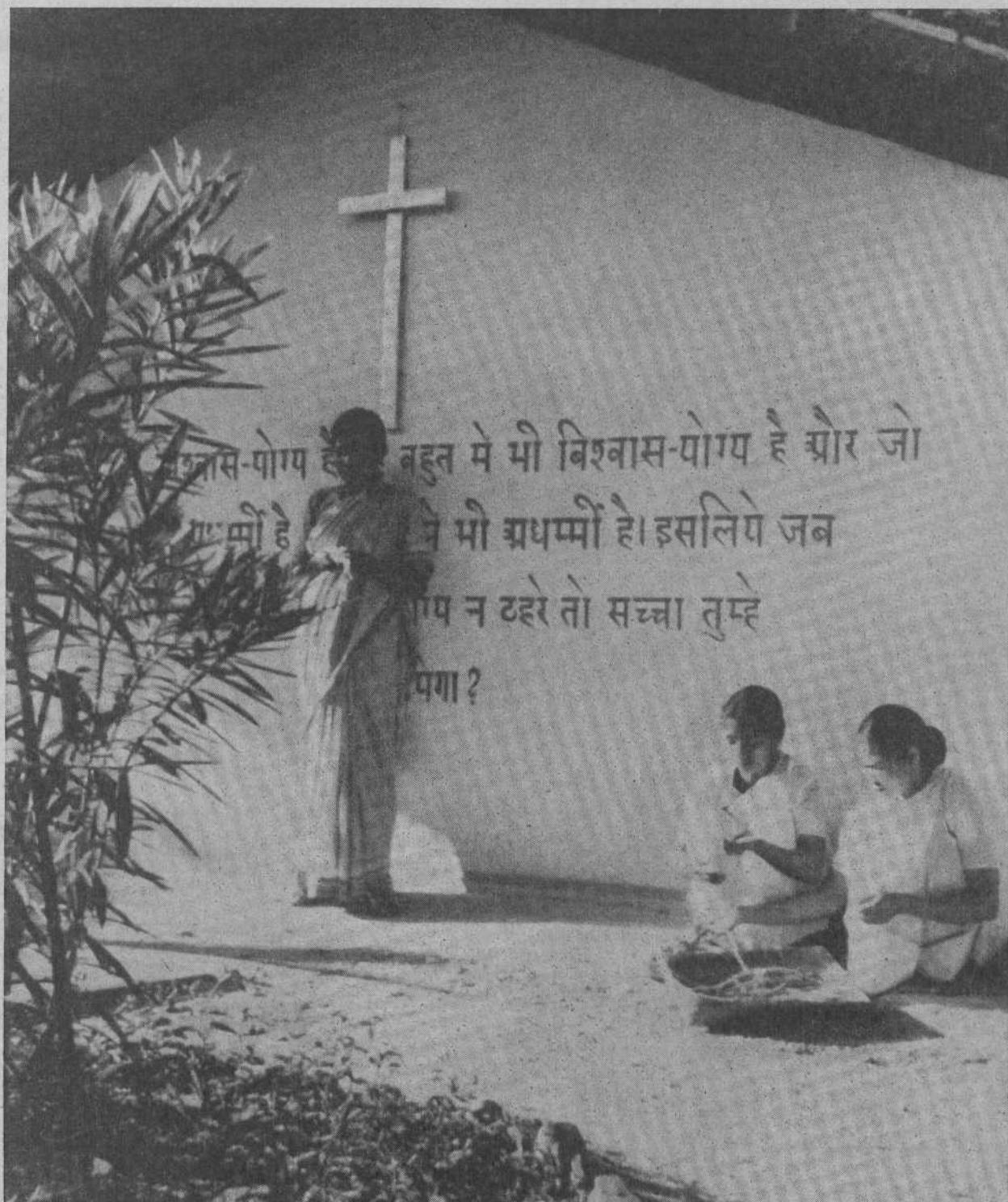
Gossner Missionenblatt



Berlin, November 1961 (Nr. 5)

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Gegründet 1834



Die Stirnwand der Tabitaschule mit der Aufschrift aus Luk. 16, 10 in Hindi

Aus dem Schrifttum von Kirchenrat Dr. Christian Berg, Berlin, ausgewählt von Missionsdirektor D. Hans Lokies

CHRISTIAN BERG SCHREIBT:

1. Als Auslandspfarrer in Haifa (Palästina)

„Es ist ja sicher so, daß der Auftrag und Dienst einer evangelischen Gemeinde im Grunde zu allen Zeiten und an allen Orten der gleiche ist. Jesus Christus und sein Wort sind Mittelpunkt und Grundlage aller rechten evangelischen Gemeindearbeit. Dies Evangelium in Gottesdienst und Unterricht, an Jungen und Alte, in öffentlicher Predigt und persönlicher Seelsorge, in Bezeugung des Wortes und in der helfenden Tat der Liebe, durch Sammlung der Glaubenden und missionarischen Ruf an die Fernstehenden weiterzugeben und ihm Bahn zu bereiten als der befreienen Hilfe für jedermann, dem gilt alles rechte Arbeiten und Planen einer evangelischen Gemeinde. Darin ist eine Heimatgemeinde von einer Auslandsgemeinde nicht verschieden. Wehe, wenn sie darin nicht einig, sondern verschieden wären! So ist auch eine Auslandsgemeinde auf nichts anderes angewiesen, als auf rechtschaffene Verkündiger und treue Helfer an diesem Evangelium, und sie lebt allein davon, daß sich in ihr Menschen im Glaubensgehorsam unter dem Wort von Jesus Christus zusammenfinden.

Aber darin ist eine Auslandsgemeinde allerdings verschieden von einer durchschnittlichen Heimatgemeinde gleicher Größe, daß ihr Dienst unendlich viel mannigfaltiger, reicher und weitgespannter ist. Und zwar dadurch, daß so sehr viele nach Sprache, Volksstum und Glaubenzugehörigkeit verschiedene Menschen den Dienst ihres Pastors begehrten und durch seine Gottesdienste hindurchgehen. Höhere Spannkraft erfordert, größere Bereicherung bietet darum der Dienst an einer Auslandsgemeinde. Wie sollte das im Palästina von heute nicht im besonderen Maße der Fall sein!

Wenn ich überdenke, wieviel verschiedene Menschen mit den unterschiedlichsten Anlagen innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne durch mein Amtszimmer und unser Haus gegangen sind, so ermesse ich dankbar diesen Reichtum.“

2. Nach seinem Besuch in den Vereinigten Staaten über das kirchliche Leben in Amerika:

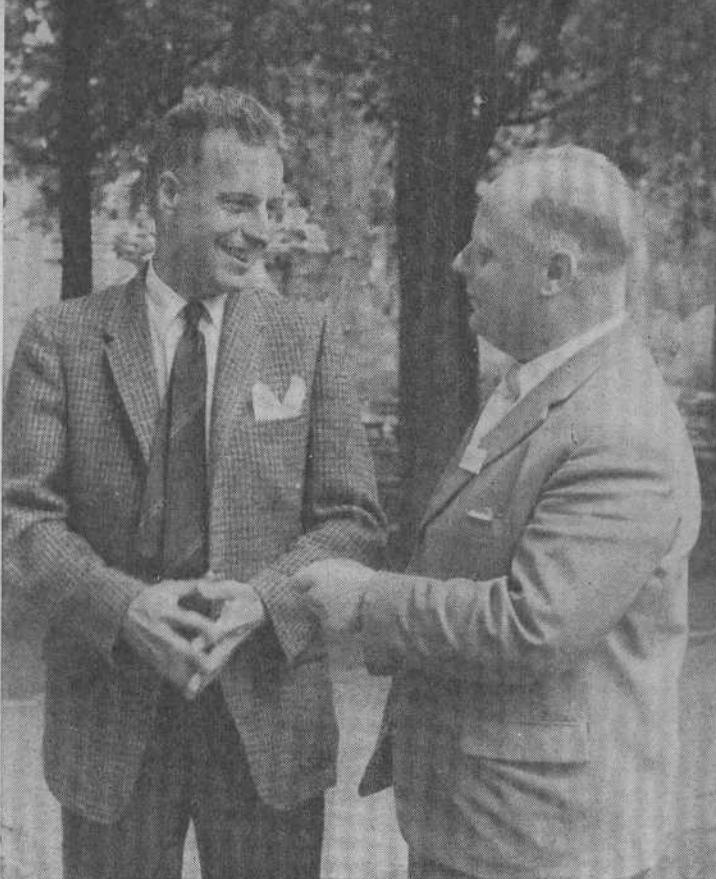
„In einer der vielen Fragestunden nach einem Vortrag über die Kirche in der Ostzone, der wie jedesmal lebendigstes Interesse begegnete, erkundigte man sich überraschend für mich danach, was mir den größten Eindruck im Lande gemacht habe — ich war fast am Ende meiner Reise. — Nach kurzem Besinnen sagte ich etwa folgendes: Die ganz anomale geistliche Situation bei Euch! Es ist ein altes Gesetz im Reiche Gottes, daß die Zeiten der Prosperität, des wachsenden Wohlstandes und ansteigenden Lebensstandards die Menschen innerlich satt und oberflächlich machen und die Gottesfragen ersticken. Die Besten in den Kirchen Schwedens, der Schweiz und auch schon wieder in Westdeutschland klagen darüber. Zeiten des Leidens und der Armut sind in der Regel Erntezeiten für Gottes Reich! In Eurem Land mit seiner rapiden Entwicklung und Ausweitung der Le-

bensmöglichkeiten bemerke ich wachsende Kirchen und Gemeinden, steigende Opfer, vermehrte Bereitschaft der Menschen, die Gemeinschaft der christlichen Bruderschaft zu suchen und die göttliche Bot- schaft aus der Ewigkeit zu hören. O gewiß, es ist häufig nicht Hinwendung zu Christus im zentralen Verständnis einer Lebensentscheidung. Aber eben — die Bereitschaft zur Mitgliedschaft in der christlichen Gemeinde und damit die Verheißung, die Fülle des Heils zu verstehen, die ist da! Nach zwei Weltkriegen und angesichts der erst jetzt möglich gewordenen unheimlich ernsten Bedrohung auch der USA im beginnenden Atomzeitalter ist der naive Optimismus, der Glaube an die Güte des Menschen und die flache Fortschrittsgläubigkeit im Kern zerbrochen und nicht mehr die alles beherrschende Lebensauffassung wie noch weit stärker vor einer Generation. Das tiefe Erbeben der Welt heute wirkt auch nach drüben, und die Sehnsucht nach tiefer Fundamentierung des Lebens gibt den Kirchen diese missionarischen Möglichkeiten, wie sie vielleicht nie so bestanden. Ich bin zu tief von der Gültigkeit jenes Gesetzes im Reich Gottes überzeugt, als daß ich glaube, diese anomale Situation werde lange anhalten; daß sie mich als solche tief bewegte, wird man verstehen. Möchte sie von unseren Freunden genutzt werden!“

3. Über den Kampf um die Freiheit zum Dienst am Menschen — jenseits der Zonengrenze:

„Dienst am Menschen, darum geht es doch wohl: Die Barmherzigkeit Gottes über den Verlorenen, die ewige Gnade zu verkündigen für solche, die durch viele Irrungen und Anfechtungen hindurchgegangen sind und unter ihnen leiden. Das umfaßt den Auftrag, zu den Menschen zu reden und für sie den Mund zu öffnen, wenn überschwere Lasten auf sie gelegt sind. Es heißt aber zugleich, für sie zu handeln und die Gemeinden in den Gehorsam solchen Handelns einzubeziehen, mag auch der Weg in Einsamkeit, Widerspruch und Gefährdung hineinführen. ‚Dienst am Menschen‘, das heißt, nicht in klerikaler und fromm erscheinender Besorgtheit in erster Linie um die Angelegenheit der Kirche (ihrer Sicherung, ihrer Zukunft) sich verkämpfen und behaupten wollen; es bedeutet doch wohl, die Türen weit zu öffnen und zu helfen, daß ‚glimmende Dachte nicht erlöschen und zerstoßene Rohre nicht völlig zerbrechen‘. Es heißt, weniger fordern und mehr geben, weniger vom Gesetz her und mehr vom Evangelium her reden und handeln. Denn das Gesetz der marxistisch-leninistischen Ideologie, je und dann verklärt durch eschatologische Inbrunst, meist aber zugespitzt auf politische und wirtschaftliche Nahziele, ist tausendfältig über den Menschen aufgerichtet — und das mit deutschem Doktrinarismus! — so daß sie mehr als irgendwo auf unserer gehetzten Welt vom Dämon der Ruhelosigkeit gejagt werden.“

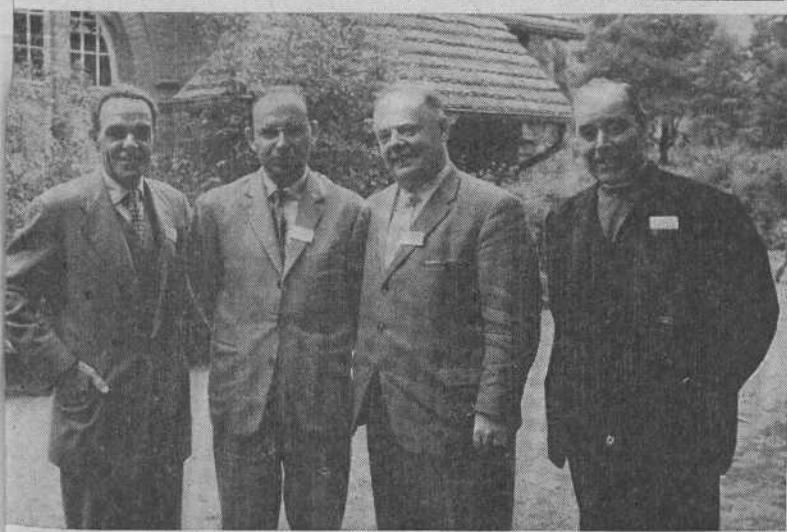
Ist diese Freiheit denn bedroht, daß die Kirche um sie kämpfen muß? Man mag und wird diese Bedrohung allerorten konstatieren, aber sie ist in unserem Bereich wohl besonders offensichtlich und massiv.



1

5 ▲

Dr. Christian Berg
im Gespräch mit Dr. Hellstern,
Leiter des Schweizerischen Hilfswerks



2

mit Freunden aus Spanien und Frankreich



3

während eines Festaktes in der Kongresshalle.
Von links nach rechts: Sir Hiam, Dr. Arbuthnot,
Bischof D. Dr. Dibelius, Dr. Cooke



3

4



3

Darin trägt das politische System des Kommunismus klar totalitäre Züge. Der in vielen Abhängigkeiten und Bindungen stehende Mensch ist in der Tat in seiner Freiheit vielfältig gefährdet. Der Oberschüler will den Zugang zur Hochschule erringen, der Geschäftsmann die Verstaatlichung seines Geschäfts hinausschieben, der Bauer nicht der Kollektivierung anheimfallen und der Arbeiter einer überharten Norm entgehen. Die mancherlei Kompromisse mit einem ehrernen System lassen diese Menschen alle hoffend auf die Kirche schauen, ob sie Mut und Kraft hat, für den Menschen zu sprechen, daß ihm Freiheit und Menschenwürde erhalten bleibe. So gewiß die Kirche als Korporation an den Rand dieses ganzen sozialen Umschmelzungsprozesses seit zehn Jahren gedrängt ist, erwarten die Menschen wohl heute von ihr mehr als in Zeiten, wo ihre Vertreter zur gesellschaftlichen Führungsschicht gehörten.“

4. Über „Ökumenische Diakonie“ in apostolischer Zeit (zu 2. Kor. 8 u. 9):

„Wir schwanken in der Christenheit und der Arbeit ihrer Diener zu oft zwischen einer kühlen, vermeintlich sachlichen Ausrichtung unseres Auftrages und einem eitlen Hervordrägen unserer kleinen Kreatur Mensch, die nur ‚Stimme‘, ‚Werkzeug‘, ‚Mund‘ und ‚Hand‘ Gottes sein soll. Wieviel hängt aber in aller Arbeit der Kirche davon ab, auch und gerade im Bereich der Diakonie, die sich zu den Nöten in der Ferne aufmacht, daß die Doppelerkenntnis verwirklicht wird: Arbeit der Liebe kann nicht rein sachlich getan werden; wehe, wer nicht sein Herz und seine Person davon zehren läßt. Und: Nirgends ist der Brand oder auch nur die verborgene Glut menschlicher Eitelkeit und Geltungssucht zerstörerischer als im Bereich christlicher Liebe. Gott möge hier entzünden und dort alle Unreinheit ausbrennen!“

Die ökumenische Diakonie unserer Tage und der heutigen Generation wird immer an den Anfang ihres erstmaligen Hervortretens in der jungen Christenheit des ersten Jahrhunderts nachdenklich und lernwillig zurückkehren müssen, um daraus für Art und Weg ihres Dienstes heute Wesentliches zu empfangen. Denn hier nimmt nicht menschliche Bettelei drängerisch das Wort, sondern in des Herrn Vollmacht werden die Gewissen gebunden. Hier spricht apostolische harte Unnachgiebigkeit, die nicht losläßt — weil die Angefochtenheit der Brüder drängt — läßt dennoch nicht den Takt vergessen und übertönt nicht das herzliche, väterliche Werben. Die nüchterne Wirklichkeitsnähe bewahrt vor dem leisesten Hauch ungesunder Schwärmerei. Und doch ist alles Gesagte auf dem gemeinsamen Boden göttlicher Gnade und in der Luft brüderlichen Vertrauens durchleuchtet von den großen Zielen Gottes und dem Dank für seine unaussprechliche Gabe, von der unser Geben nur ein schwacher Abglanz sein kann, aber das wirklich zu werden vermag.“

Wohl den Kirchen und ihren Gemeinden heute, wenn die ihnen aufgegebene und von ihnen geübte ökumenische Diakonie diesen Geist aus der apostolischen Zeit atmet!“

5. Über den Ruf zu Christus in der Inneren Mission:

„Das schlimme Mißverständnis der Inneren Mission, ob es nun von außen oder innen kommt, ist es, in ihr eine Wohlfahrtseinrichtung zu sehen. Die Mensch-

heit fällt in mancherlei Nöte. Soll man nicht Abhilfe suchen? Und soll sich nicht die Kirche daran beteiligen? Soll sie nicht wetteifern mit anderen Organisationen, den Menschen Erleichterungen zu schaffen in der Flut ihrer Plagen? Ja, ist sie nicht einfach eine solche respektable menschliche Unternehmung, die sich der Not annimmt und zu bessern, zu heilen und auf die Füße zu stellen sucht?“

Ihr Rufen, Reden und Tun ist demgegenüber ein ganz bestimmtes und eindeutiges: Es ist Rufen zu Christus. Es ist darum dies ganz bestimmte Hinweisen auf Jesus, weil sie weiß, daß erst dann wirklich für das Wohl des Menschen gesorgt, daß ihm erst dann wirklich geholfen ist, wenn er bei dem Heiland aller Menschen ist.“

6. Über „Martyrium und Christsein“ (aus einer Weihnachtspredigt über den Tod des Stefanus):

„Martyrium und Christsein gehören vom Ursprung her zusammen. Die Blutspur beginnt schon an der Krippe des Kindes. Das Sterben der unschuldigen Kinder von Bethlehem ist der Beginn dieser Blutspur und der grausige Auftakt all der Verfolgungen und Tötungen von Christen, wie sie in keinem Jahrhundert gefehlt haben. Der Haß gegen die weltüberlegene Gewißheit, die Eifersucht auf die von oben verliehene Vollmacht, die Abwehr gegen den klar verkündeten und deutlich vernommenen Bußruf, der ohnmächtige Zorn über den göttlichen Frieden, das alles miteinander ist der Grund für die immer neu auftretenden Ausbrüche der Verfolgung. Und in dem allen ist es die Weigerung der selbstsicheren Welt — gerade auch, wenn sie sich stolz und fromm in ihrem religiösen Besitz dazu berechtigt glaubt wie hier Israel — die Weigerung gegenüber dem majestatischen Herrschaftsanspruch Christi und dem Zeugnis seiner Boten. Wie der Finsternis Raum gegeben wurde wider Christus selbst, so erhält auch die Macht der Tiefe ihre Stunde im Leben und Weg der Christen. Dies letzte, dies Strömen des Blutes ist nach Gottes Willen offenbar nötig, damit einmal die Welt sich offenbart in ihrer letzten Feindschaft, damit auf der anderen Seite auch die Echtheit und Wirklichkeit des Glaubens ihr Siegel erhält. Dieser doppelten Enthüllung dient das uns zunächst immer so erschütternde und erschreckende Geschehen, wenn unter Steinwürfen oder auf dem Schafott, am Strang, unter dem Schwertstreich oder auf dem Flammenstoß, unter dem Geknatter von Salven oder dem Hungertod ausgesetzt und letztthin — welch grausige Errungenschaft unseres so stolz in die Schranken getretenen Jahrhunderts! — in Gaskammern und Vernichtungslagern unter furchtbaren Peinigungen der Tod erlitten wurde. Es wird die Scham unserer Generation bleiben, daß sie alle früheren Zeiten in der Massenhaftigkeit, Grausamkeit und Erbarmungslosigkeit solcher Tötung übertrffen hat. Und es wird umgekehrt ebenso der Adel und die Ehre unseres christlichen Geschlechts bleiben, daß Jesus Christus einige bekannte und viele unbekannte Jünger gefunden und gewürdigt hat, die getrostete Nachfolger des Stefanus, ja, des Gekreuzigten selber, wurden. Was die Selbsteriedigung Gottes an Weihnachten bedeutet — nirgends wird es uns so deutlich, als wenn wir uns diese dunklen Zeiten des Gotteshasses und der Menschenpeinigung vor Augen halten. Unser, die wir das vermögen, uns Brüder zu heißen, hat er sich nicht geschämt.“

W. Heidels Reh. wif. von 1891 Hinduismus Die Ramakrishna-Mission

1. Eine Vorbemerkung:

Der Hinduismus ist eine Religion, die zu den anderen sogenannten Hochreligionen der Welt, wie Islam, Buddhismus u. a. zählt. „Religion“ verstanden in dem Sinne, daß der Mensch mit seinen eigenen Kräften Gott sucht, auf eigenen, selbsterwählten und selbsterdachten Wegen nach Erlösung trachtet und sie zu erhalten meint. Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi ist keine „Religion“, sondern, wie der Apostel Paulus sagt: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was in keines Menschen Herz je gekommen ist, — das hat Gott denen zubereitet, die Jesus lieben.“ Es ist eine Botschaft, die sich kein Menschenherz erdacht hat, sondern die uns von oben gegeben wurde.

Sehr anschaulich zeigt ein Bild des Hinduismus den entscheidenden Unterschied aller Religionen zur Botschaft Jesu Christi: da sieht man einen Menschen, der auf einen Baum klettert; er, der Mensch, steigt in die Höhe, aus eigener Kraft sucht er Wahrheit und Leben und — findet beides nicht. Der Prophet Jesaja sagt von diesen Menschen: „... wir gingen alle in der Irre, ein jeder sah auf seinen Weg...“

Wie anders dagegen die Botschaft Jesu Christi: In Ihm neigte sich Gott zu dem Menschen, in Ihm und durch Ihn kam Er von oben herab. Er kommt zum Menschen, Er entäußerte sich selbst und wohnte und wohnt auch heute unter uns. Er sagt die befreiende Botschaft: Siehe, *Ich* will dich unterweisen, *Ich* will dir den Weg zeigen! Aus eigener Kraft ist nichts getan. Siehe, *Ich* bin *der Weg, die Wahrheit und das Leben*. Und darum ist in keinem andern Heil! Ist

auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben. Allein im Namen Jesus Christus ist Heil und Erlösung.

2. Ziel und Aufgaben der Ramakrishna-Mission

Wenn man vom Ziel und den Aufgaben der Ramakrishna-Bewegung liest, so spürt man, wie der Hinduismus in dieser seiner Missions-Bewegung ganz neue Wege geht und zu einem neuen Denken über den Menschen kommt, daß die Arbeit der christlichen Missionen Vorbild und Anstoß dazu gegeben hat. Die Hindus verstehen die Lehren Jesu als ein höheres sittliches Gesetz und reihen ihn ein unter ihre Gurus (Weisheitslehrer) und Götter; er wird auf eine Stufe gestellt wie Ram, Krishna u. a.

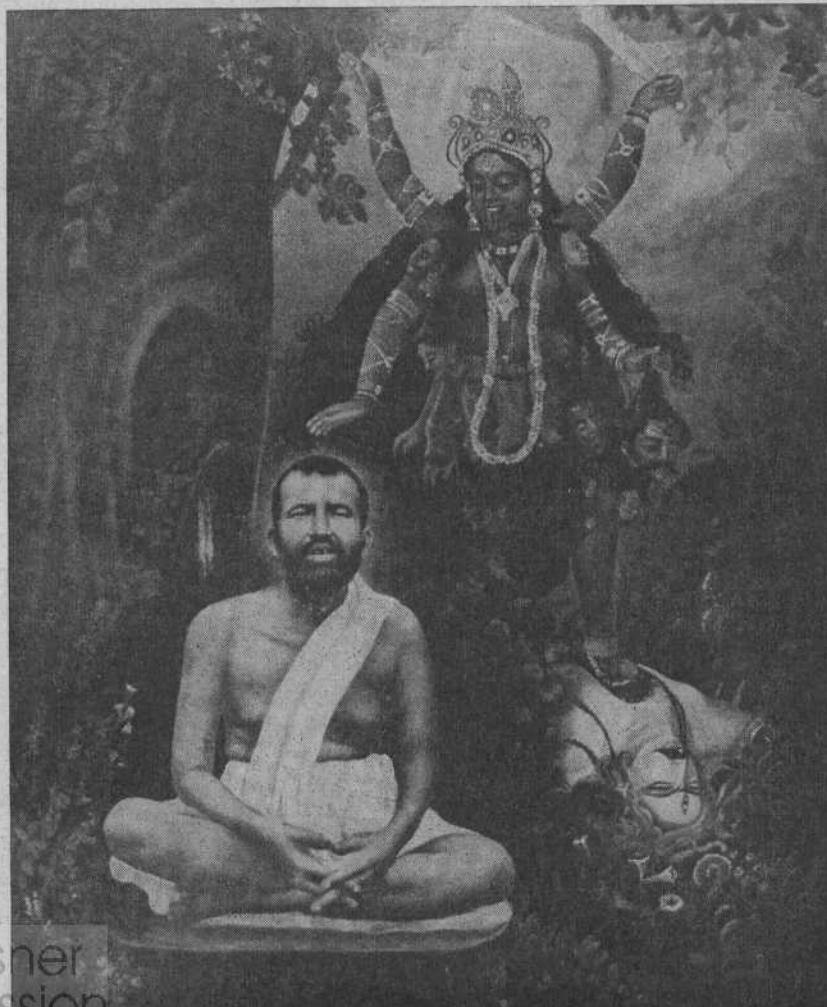
Die Ramakrishna-Mission ist eine Missionsbewegung des Hinduismus in Indien und anderen Teilen der Welt, z. B. in Burma, Ceylon, den Fiji-Inseln und Mauritius; auch in Amerika, Argentinien, England und Frankreich hat sie Zentren, „Missions-Stationen“.

Die Ramakrishna-Mission ist eine soziale Bewegung, die viele Formen und Arbeitsweisen der christlichen Missionen angenommen hat; zugleich mit dieser Arbeit wird hinduistisches Gedankengut, die Lehren der Vedanta, d. h. Religionsphilosophie, verbreitet.

Im Memorandum von 1909 wird folgendes als Ziel und Aufgabe der Ramakrishna-Mission umrissen:

- Vedantische Lehren und ihre Grundsätze zu verbreiten und zu fördern, wo sie durch Sri Ramakrishna vorgelegt wurden und wie er sie durch sein Leben praktiziert und verwirklicht hat;
- Ausbreitung und Förderung des Studiums von Kunst, Wissenschaft und Gewerbe;

Ramakrishna als Priester
der Göttin Kali



Sri Sarada Devi, die Heilige Mutter





- c) Ausbildung von Lehrern für Kunst, Wissenschaft und für die verschiedensten Zweige handwerklichen Gewerbes. (Sie sollen ertüchtigt werden, vor allem die Masse des Volkes zu erreichen.)
- d) Erziehungsarbeit unter dem Volke zu fördern durch Gründung und Leitung von Schulen, Colleges, Werkstätten verschiedenster Art;
- e) durch Waisenhäuser, Hospitäler, Polikliniken und Laboratorien jede Form von Liebestätigkeit und Hilfe an Elenden, Kranken, Armen zu üben und dem Volke zu dienen;
- f) durch Veröffentlichungen und Verkauf von Journals, Büchern und Schriften Ziel und Arbeit der Ramakrishna-Mission und vor allem die Vedantische Lehre bekanntzumachen.

Etwas für den orthodoxen Hindu völlig Neues tritt in dieser Bewegung zutage: die Hinwendung zum Nächsten, ohne nach Hautfarbe, Glaubensbekenntnis oder Kaste zu fragen. Gerade das letzte ist besonders beachtlich, da das Kastensystem im Hinduismus auch heute noch eine entscheidende Rolle spielt.

3. Der Gründer der Ramakrishna-Mission

ist Sri Ramakrishna, ein nach Wahrheit Suchender und als gläubiger Hindu ein tief religiöser Mensch. Er wurde am 18. 2. 1836 in einem kleinen Dorfe Kamarupukur, im Distrikt Hoogly in Bengal, geboren. Er stammt aus einer armen orthodoxen Hindu-Familie der Brahmanen-Kaste. Man rühmt an ihm seinen Gehorsam den Eltern gegenüber, seine stattliche Gestalt, sein musikalisches Talent, seine tief religiösen Entrückungen und Verzückungen, seine völlige Gleichgültigkeit den Genüssen dieser Welt gegenüber.

Als sein älterer Bruder Ramkumar ihm seine Weltfremdheit vorhielt und ihn rügte, daß er so völlig gleichgültig einer weltlichen Berufsausbildung gegenüberstünde, antwortete er: „Was soll ich mit einer Ausbildung und einem Beruf anfangen, die allein aufs Brotverdienen zielen? Ich suche nach Weisheit und Wahrheit, die das Herz erleuchten und den Durst meines Geistes löschen.“

Als er 17 Jahre alt war, verließ er sein Elternhaus. Eine Zeitlang lebte er mit seinem Bruder in der Nähe Calcuttas zusammen. Schließlich ging er nach Dakshineswar bei Calcutta und wurde dort in dem großen Tempel der Göttin Kali ihr Diener und Priester.

Zwölf Jahre lang führte er ein streng asketisches Leben hinter den Mauern des Tempels. Hier gab er sich in Meditation und Kontemplation (Versenkung und Selbstbesinnung) besonderen religiösen Übungen hin. In dieser Zeit beschäftigte er sich auch mit dem Islam, dem Buddhismus und dem Christentum. In drängendem Suchen forschte er nach Wahrheit. Er blieb aber gebunden im Dienste der Göttin Kali und drang nicht durch zu dem, der die Wahrheit ist, Christus.

Von oben nach unten:

Im Altarraum der Marmorstatue von Ramakrishna

Swami Vivekananda

Kali-Tempel in Dakshineswar bei Calcutta

Hochschule für Kunst und Wissenschaft in Belur Math bei Calcutta

Unten rechts: Ramakrishna-Tempel in Belur Math bei Calcutta



Zweifellos aber hat dies Studium ihm die Augen für den Mitmenschen und seine Not geöffnet. Die Arbeit christlicher Missionen hat ihn angeregt, ähnliche Wege zu gehen, durch die den Mitmenschen geholfen werden kann. Vor allem überwand er alle Kastenvorurteile und Kastenunterschiede. Das war damals etwas gewaltig Neues und Umwälzendes für den Hinduismus, der durch Tradition und strenge Gesetze das Leben jedes Hindu kastenmäßig regelt. Hier setzte die Reformbewegung an, die heute durch die gegenwärtige indische Regierung aufgefangen wird und in neuen sozialen Ordnungen und Gesetzen ihren Ausdruck findet.

Es gibt ein indisches Sprichwort: „Wo Blumen blühen, sammeln sich die Bienen von nah und fern, um Honig auszusaugen.“ So war es auch mit Sri Ramakrishna. Man hörte von seinem Ringen und Suchen nach Wahrheit, von seiner neuen sozialen Lehre, in der alle Menschen als gleich zu achten sind, von seinem asketischen Leben.

Und nun strömten Menschen zu ihm, die kürzere oder auch lange Zeit bei ihm blieben, denen er seine Erkenntnisse und Lehren weitergab.

Sri Ramakrishna lebte nicht lange. Das tägliche, ins Wesen der Dinge eindringende geistliche Gespräch mit seinen Anhängern, seine asketischen Übungen und religiösen Trance-Zustände schwächten ihn, und trotz guten ärztlichen Beistandes starb er etwa 50 Jahre alt. Er hinterließ eine ausgezeichnet geschulte Gruppe von Anhängern: von Mönchen und Laienbrüdern, die seine Lehre weitertrugen.

Die von Ramakrishna entfachte Bewegung ist nicht zu trennen von dem Leben und Wirken seiner Frau Sri Sarada Devi. Mit ungewöhnlichem Mut und einer seltenen Organisationsgabe ausgerüstet, leitete sie das von ihrem Manne begonnene Werk der mönchischen Bruderschaft und ihres Dienstes am Volke weiter. Sie hat vor allem versucht, der Frauenwelt Indiens zu

neuen Idealen und Zielen zu verhelfen. Sie erkannte, daß eine Nation sich nicht recht entwickeln kann, solange Glieder der Nation verkrüppelt oder gelähmt bleiben, solange Frauen nicht auch im Dienste der Nation stehen. So wie ein Vogel beide Flügel braucht, so braucht eine Nation zur gesunden Entwicklung das Wirken von Mann und Frau. Ein Vogel kann nicht fliegen, wenn die Schwungsfedern ihm gestutzt werden. Sie erkannte: Mann und Frau sind eine untrennbare Einheit. So darf auch die Frau nicht bei Seite gelassen werden, wenn es sich um Fortschritt und Entwicklung eines Volkes handelt.

Sie blieb nicht hinter den Klostermauern des Tempels von Dakshineshwar abgeschlossen von der Außenwelt, sondern reiste viel durch Indien, von Tempel zu Tempel und anderen Pilgerstätten. Sie besuchte die verschiedenen Zentren des Ramakrishna-Ordens in Indien, überall lehrend und ratgebend.

Unter den Schülern Sri Ramakrishnas ist einer, mit Namen Vivekananda, der die Lehren Ramakrishnas und der Vedanta bis hin nach Amerika trug. Das geschah, als er im Jahre 1893 zum ersten Male außer Landes ging und den ersten großen Kongress der Weltreligionen in Chicago besuchte. Hier verkündigte er die Hauptlehren der Vedanta, vermengt mit allem Guten aus anderen Religionen, auch aus dem als Religion mißverstandenen Christentum: ein Meister der Religionsvermischung — und d. h. ein echter Hindu. Denn der Hinduismus ist fähig, aus allen Religionen das Beste herauszunehmen und sich einzuhören — auch aus dem Christentum — und gerade dadurch gegen die wahre Christusbotschaft unempfänglich zu werden. Vivekananda war es, der 1897 die durch seinen Lehrer und Meister Ramakrishna eingeleitete Bewegung unter den Namen Ramakrishna-Mission zu einer festen Organisation zusammenschloß und ihr die Aufgaben und Ziele wies, die sie heute zum modernsten Vortrupp des Hinduismus macht.

Hedwig Schmidt

gk

EQ. E.P.

I

Nachrichten aus Tabita

(Aus Briefen von Santosbi Horo, Daisy Hemrom, Seteng Hapadgara und Bahalen Bage)

Der Beginn des zweiten Schulhalbjahres (nach den Heiße-Zeit-Ferien) war für den 6. Juni angesetzt. Aber: man konnte nicht pünktlich anfangen, da in diesem Jahre ungewöhnlich starke Regen schon im Anfang Juni einsetzten. Im allgemeinen erwartet man die ersten Regen der Regenzeit nach dem 15. Juni. So war es für viele Schülerinnen sehr schwierig, rechtzeitig nach Govindpur zu fahren. Die Flüsse, die in der heißen Zeit ausgetrocknete Streifen heißer Sandwüste bilden, hatten reißende Strömung; die Landwege im Distrikt waren aufgeweicht, und die Landbusse fuhren viele Tage nicht mehr. So kam es, daß man fast 14 Tage warten mußte, bis alle Schülerinnen unter mehr oder weniger großen Schwierigkeiten Govindpur erreichten. Zwei schienen so entfernt zu wohnen, daß ihnen der Anschluß an das zweite Schulhalbjahr nicht mehr gelang. Trotzdem sind 30 Schülerinnen in „Tabita“ beisammen.

Es wird auch wieder in „Tabita“ gebaut! Alle Schülerinnen müssen dabei wie üblich tüchtig mit Hand anlegen. Im April hat man Tausende von Lehmstei-

nen gebrannt; jetzt müssen sie vom Brennofen abgeräumt und zur Baustelle in „Tabita“ getragen werden.

Als Schwester Anny Diller und ich im März 1960 „Tabita“ verließen, hinterließen wir noch Gelder zur Errichtung einer festen Mauer um „Tabita“ und zum Bau eines neuen „WC“ nach hygienischen Vorschriften. Wir wissen, wie schwierig das Bauen im Distrikt ist, da es allenthalben an ausgebildeten Handwerkern fehlt und die Heranschaffung des Materials (wenn man keinen Jeep oder dergleichen besitzt) außerordentlich mühsam ist. Trotzdem haben Santosbi Horo, Daisy Hemrom, Seteng Hapadgara und Bahalen Bage den Mut aufgebracht, zu bauen. Pastor Martin Tete, der Leiter des Predigerseminars in Govindpur, steht ihnen mit seinem Rate zur Seite.

Unsere indischen Schwestern berichten auch, daß sie, wie wir es alljährlich nach der Regenzeit taten, alle Zimmer und Hauswände neu weißen und bunt anstreichen. Das Kleid von „Tabita“ wird einer gründlichen Reinigung unterzogen!



Doppeltrauung in der Kirche von Govindpur

Der treue Hindu-Arzt, das Original aus Jariagarh, kommt jede Woche zu einem Besuch nach „Tabita“. Ich hatte ihn im vergangenen Jahre gebeten, dies zu tun, damit die Schülerinnen unter ärztlicher Überwachung stehen. Man schreibt mir, daß bisher „Tabita“ von ernsthaften Krankheiten verschont blieb. Das ist Gottes Güte allein, der Seine bewahrenden Hände über Sein Werk hält.

Der Plan, ein Diakonisches Werk, d. h. ein Heim für blinde und verkrüppelte Mädchen, mit der „Tabita-Schule“ und seiner Ausbildung fest zu verbinden, ist inzwischen von der Kirchenleitung in Ranchi und vom Gemeinderat in Govindpur genehmigt worden. „Tabita“ erhält von der Gemeinde das Gebäude der alten Schule. Dieses bedarf nun einer sehr gründlichen Reparatur. Dafür erhält die Gemeinde ein neues Gebäude für ihre Volksschule, die zu einer Mittelschule weiter ausgebaut werden soll.

Zu diesem Aufbau eines Diakonischen Werkes bedarf „Tabita“ der Hilfe und Unterstützung von unserer Seite. Die Sammlung des „Kinderkirchentages“ galt diesem Werke. Aber: es ist noch viel mehr nötig!

Die Ausbildung in „Tabita“ wird immer wichtiger im Blick auf den Wandel und den großen Umbruch, der sich durch die Industrialisierung in Indien vollzieht. Unsere Gemeinden der Goßner-Kirche liegen mitten in den Hauptzentren der Industrialisation im Süden Bihars.

Durch welch schwere Krisen und Nöte sind unsere Gemeinden hier in der Heimat durch die Industrialisierung gegangen, und in welch' großen Nöten und Krisen stehen sie heute noch.

Dasselbe erlebt nun die Goßner-Kirche, erleben die Gemeinden, die hier und da mitten in den großen, so rasch anwachsenden und neu entstandenen Industriegebieten liegen.

Nur ein Beispiel im Blick auf die jungen Familien, die, um Arbeit und Verdienst zu haben, zur Industrie gehen.

Der junge Mann, der zunächst allein auf dem Baugelände mitzuarbeiten angefangen hat und sich durch Geschicklichkeit und Fleiß einen festen Posten erwirbt, holt seine junge Frau zu sich nach.

Nun beginnt für die junge Familie ein ganz neues, für sie bisher völlig unbekanntes Leben. Früher zog die Braut dem Manne nach und ging in der Familie und Sippe des Mannes auf. Jetzt steht das junge Paar oft ganz allein da: herausgerissen aus dem Schutz der Familie und Sippe, herausgerissen aus der Geborgenheit seines Dorfes und der christlichen Gemeinde. Diese Herauslösung aus dem Schoß der Familie und Gemeinde ist ein schweres inneres Erleben und führt in Entwurzelung und Haltlosigkeit hinein, wenn nicht Gottes Wort als letzte Bindung bleibt.

Wir haben oft zu unseren Schülerinnen gesagt: Hier in der „Tabita-Schule“ lebt ihr zusammen; gemeinsam hört und lernt ihr Gottes Wort; gemeinsam dürft ihr aus dem Heilsbrunnen Gottes trinken. Er gibt euch durch Sein Wort Leben und Kraft. Hier habt ihr Halt und lebt in der Geborgenheit und dem Schutz der Gemeinde. So lebt ihr hier noch dicht an dicht zusammen, wie die jungen Reispflanzen im Aussaat-Beet. Es kommt aber für den Reis die Zeit des Herausgenommen- und Verpflanzt-Werdens ins offene Feld hinaus. Da muß dann jede Pflanze allein in neuem Boden neu Wurzel fassen und wachsen.

So auch ihr. Es kommt die Zeit, wo ihr die Schule verlassen werdet. Durch Beruf oder Heirat werdet ihr in eine andere Umgebung eingepflanzt werden. Viele von euch werden dann sehr allein stehen, aber es kommt darauf an, daß ihr nun da, wo euch Gott durch Ehe oder Beruf hinberufen wird — in Seinem Worte wächst und Frucht bringt.

Gott läßt durch Mose sagen: „... so fasset nun diese meine Worte zu Herzen und in eure Seele und lehret sie eure Kinder! Daß du davon redest, wenn du in deinem Hause sitzest oder auf dem Wege gehest, wenn du dich niederlegst und wenn du aufstehst...“

Was aber für unsere „Tabita-Schülerinnen“ gilt, gilt auch für die ganze Jugend unserer Goßner-Kirche in Indien — heute mehr denn je. Wir wollen Gott bitten, daß sie in dieser Zeit des Umbruchs und der Wandlung keinen Schaden nehme.

Hedwig Schmidt

Bei der Bauarbeit



Govindpur, 28. August 1961

Liebe Freunde in Deutschland!

Heute möchte ich Ihnen erzählen, was gerade gestern passiert ist. Sie wissen doch, daß jetzt bei uns Regenzeit ist. Die ganze letzte Woche hat es so geregnet, daß niemand mehr durch den „Karo“-Fluß hindurchgehen konnte; es ging auch keine Donga (Kahn). Es hat bis Freitag Nacht geregnet. Wir wußten nicht, ob wir in dieser Woche zu den Gemeinden würden gehen können. Schon in der vergangenen Woche hatten wir sie besuchen wollen, mußten es dann aber des Regens wegen lassen. Die Gemeinde wartete auf uns und hatte sich schon lange auf unser Kommen gefreut. Die Frauen haben uns nun einen Brief geschrieben, und ich möchte Ihnen mitteilen, was darin steht:

„Liebe Gemeindehelferin!

Die Gemeinde Ziddi wartet auf Sie. Wenn der Frauenkreis hier auch nicht so fleißig ist wie in mancher anderen Gemeinde, so freuen sich doch denn alle sehr auf Ihren Besuch. Regen und Hagel sind keine Entschuldigung. Nur Krankheit darf Sie davon abhalten, zu uns zu kommen.“

Als der Brief ankam, waren wir schon nach Ziddi unterwegs. — Wir brachen schon am Sonnabend auf, da sie in Ziddi am Sonntag Frühgottesdienst haben. Als wir weggingen, sagte Babalen: „Es wird regnen.“ Ich sagte: „Nein“. In Govindpur hat es denn auch geregnet; aber wir bekamen nicht einen Tropfen ab.

I

Unterwegs zu Rad und zu Fuß

E.M. Gräzel. M.H.

Amgaon, im Juli 1961

Da Fräulein Gründler Ihnen berichtet hat, wie Amgaon und Umgebung vom Ambulanzwagen aus betrachtet aussehen, will ich Ihnen heute erzählen, wie es uns geht, wenn wir mit dem Rad oder gar zu Fuß unterwegs sind, damit Sie nicht meinen, wir „neuen Amgaoner“ seien so bequem geworden, daß wir nur noch mit dem Auto umherkutschieren.

In den letzten acht Wochen seit der Rückkehr aus dem Urlaub bin ich schon fünfzehnmal in Dörfer gerufen worden zu Entbindungen oder damit zusammenhängenden Komplikationen. Dreimal davon hat Fräulein Gründler mich mit dem Ambulanzwagen hingefahren, einmal aus einem 25 km entfernten Dorf wenigstens abgeholt, und einmal ließ ich sie rufen, um eine Frau ins Hospital zu nehmen. Alle anderen Fahrten mußte ich per Rad machen oder einmal 6 km zu Fuß, weil der Weg jetzt in der Regenzeit selbst für Fahrräder völlig unmöglich ist. —

Auf welche dieser vielen Touren soll ich Sie nun mitnehmen: auf eine Fahrt mit dem Rad bei der größten Mittagshitze in der heißen Zeit in ein 12 km entferntes Dorf — oder auf unsere „Schlammwandlung“ zu Fuß bei strömendem Regen? Oder auf meine letzte Tour von 35 km durch Wasser, Schlamm und Regen? Oder ziehen Sie es vor, mich zu begleiten, wenn das Dorf nur 3 km entfernt ist und es in der Morgenkühe losgeht? Oder wollen Sie mit mir in den letzten Tagen der heißen Zeit abends um 5 Uhr

Als wir in Ziddi ankamen, fragten uns die Frauen: „Sind Sie sehr naß geworden? Wo waren Sie, als es regnete?“ Wir sagten: „Es hat doch gar nicht geregnet.“ Die Frauen erzählten nun, was sie vor hatten. Wir beide, Babalen und ich, sollten den ganzen Sonntag dort bleiben. Nach dem Gottesdienst wäre Frauenkreis, und dann wollten sie den ganzen Nachmittag mit uns zusammen sein und von ihrem Kreis und seinen Nöten erzählen. Sie wollten auch gerne von ihrer Mutterkirche in Deutschland hören und Hilfe und Unterweisung für ihren Kreis von uns haben, damit er wachsen könne. Sie waren sehr traurig, als wir sagten, daß wir leider schon am Sonnagnachmittag wieder zurückgehen müßten. Dann waren sie aber doch zufrieden, daß wir wenigstens bis 3 Uhr mit ihnen zusammen sein konnten. Die Frauen selbst haben ja meist keinen Mut zum Fragen, aber sie hören sehr interessiert zu, wenn die Männer fragen. Am Vormittag gingen wir von Haus zu Haus. Mittags aßen wir mit allen Frauen gemeinsam; dazu kamen auch die Ältesten der Gemeinde.

Um 3.15 Uhr mußten wir aufbrechen. Um 6 Uhr waren wir schon wieder in Govindpur. Überall hatte es geregnet — auch in Govindpur; wir aber kamen auch diesmal ganz trocken hindurch — wie durch ein Wunder. In Ziddi warten sie nun auf uns — ich habe ihnen versprochen, daß wir noch einmal dorthin kommen. Jede Gemeinde möchte, daß wir wiederkommen.

„Die Ernte ist groß; aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“ Ihre Seteng Hapadgara

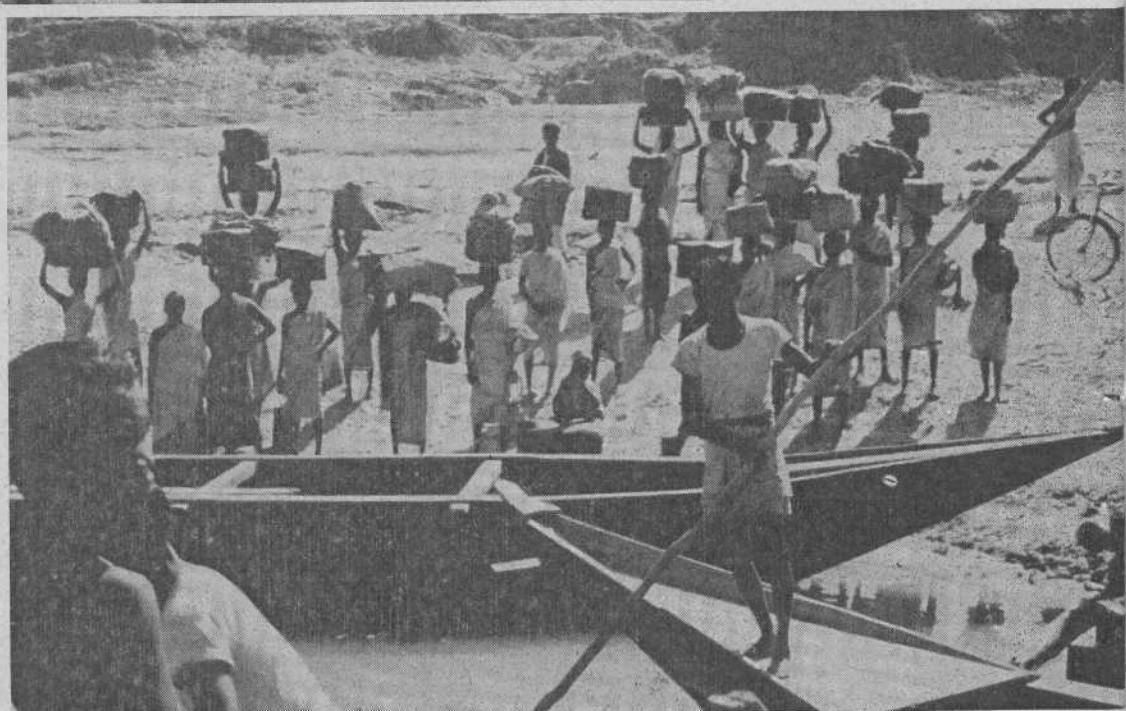
durch den Brahmani waten, hinüber zu einem Dorf auf der anderen Seite des Flusses, wobei uns um diese Jahreszeit das Wasser nur bis zur Hüfte reicht? —

Nun, wir können uns die Umstände ja auch nicht aussuchen, und so will ich Sie denn kurzerhand auf verschiedene Fahrten, die ich gemacht habe, mitnehmen. —

Wenn in der heißen Zeit mittags um 12 Uhr ein Mann vor dem Hause steht und sagt: „In meinem Dorf, 12 km von hier entfernt, kann eine Frau ihr Kind nicht bekommen“, dann ist es nicht gerade große Begeisterung, mit der man sich auf das Stahlroß schwingt. Solange die Straße glatt ist und der gleichmäßige Fahrtwind einem ein wenig Kühlung verschafft, ist es durchaus erträglich. Anstrengender schon wird es, wenn es heißt, bergauf zu trampeln, aber erst recht, wenn man das Rad über holprige Wege und Steine oder auf schmalen Pfaden zwischen den Reisfeldern schieben muß, wo die Sonne schohnungslos auf einen herabbrennt. Schon nach wenigen Kilometern ist der Mund so ausgetrocknet, daß die Zunge am Gaumen kleben bleibt und man kaum noch ein Wort herausbringt. Das mitgenommene Wasser muß gut eingeteilt werden, denn man weiß nie, wie lange es dauern wird, daß man wieder zurückkommt, und ob man in dem Dorf abgekochtes Wasser bekommen kann. Daß es nach kürzester Zeit lauwarm ist, stört einen nicht im geringsten; es ist ja immer noch naß, und das ist die Hauptsache. —



Schwester Ursula von Lingen
hat eine indische Mutter
von Zwillingen entbunden.
In der Mitte
der glückliche Vater



Fähre über den Brahmani-Fluß



Marlies Gründler (links) und
Ursula von Lingen
fahren zum Außendienst
in die Dörfer



Nach einer schweren Entbindung

Nach etwa 9 km Fahrt müssen wir mit der offenen Fähre den Brahmani überqueren, und die Versuchung ist nicht gering, sich so, wie man gerade ist, ins Wasser zu stürzen, statt nur die Füße über den Rand baumeln zu lassen und Hände und Gesicht zu befeuchten. — Herrlich, wenn man dann, in der Mitte angekommen, Sauermilch mit Wasser verdünnt angeboten bekommt und gleich sechs Gläser davon trinken darf! Dann sind schnell die Strapazen des Weges vergessen. —

Aber die heiße Zeit ist vorbei, und die Regenzeit ist in vollem Gang. Oft regnet es tagelang ohne Aufhören, wobei das Wasser nicht nur im Brahmani, sondern auch in den kleinen Nebenflüssen steigt und die Straßen in Schlamm verwandelt werden. In solchen Fällen lässt man das Fahrrad am besten gleich zu Hause, weil man es ja doch die meiste Zeit schieben oder besser noch tragen müßte; denn der Lehm setzt sich sofort zwischen Rad, Schutzblech, Bremsen, Speichen etc. so fest, daß man es nicht mehr von der Stelle bewegen kann und erst im nächsten Fluß oder unter Wasser stehenden Reisfeld eine gründliche Säuberung vornehmen muß. — So wandern wir also nachmittags um 5 Uhr zu Fuß los in ein 6 km entferntes Dorf zu einer Frau, die in der Nacht zuvor entbunden ist und bei der die Nachgeburt noch immer auf sich warten lässt. *Marlies Gründler* begleitet mich, um mir zu helfen und Narkose zu geben, falls ein Eingriff notwendig wird. Bald hören wir zu zählen auf, wie oft wir durch Wasser waten müssen, das uns teilweise bis über die Knie reicht. Aber dann wird es noch schöner. Die letzten 2 km heißt es „Schlammtreten“ auf einer „neuen Straße“, die erst kürzlich mit Erde aufgeschüttet ist. Da uns der Lehm stellenweise bis über die Knöchel reicht und die Gummischuhe schon nach wenigen Schritten steckenbleiben, nehmen wir sie lieber in die Hand und stapfen barfuß weiter. Dabei

regnet es fröhlich fort, und der Weg ist so glatt, daß wir das Gefühl haben, bei jedem Schritt auszurutschen, was nicht gerade verlockend ist. — Auf dem Rückweg ist es dann inzwischen Nacht geworden, und wir legen den ganzen Weg im Schein einer Stallaterne zurück, die zwei Männer vor uns her tragen. Sie beleuchtet notdürftig den Raum gerade zwei Schritte um uns herum. Dazu ist das Wasser durch den anhaltenden Regen noch gestiegen. Aber wenn in der Hütte alles gut gegangen ist und es heimwärts geht, dann sind die Schwierigkeiten des Weges nur noch halb so schlimm. —

Zuletzt dürfen Sie mich noch ein Stückchen auf meiner jüngsten Tour begleiten: vier Stunden Radfahrt bei strömendem Regen bis zu einem 35 km entfernten Dorf. Diesmal fährt *Matthias*, unser Hospital-Helfer, mit mir. Nachmittags um 4 Uhr kommen wir im Dorf an, bis auf den letzten Faden am Körper naß, da der Regenmantel durch einen Sturz unterwegs völlig zerrissen ist. Wieder geht es viele Male durch Wasser, über in Schlamm verwandelte Wegstrecken und ganz zuletzt durch einen ziemlich reißenden Bergbach mit großen, glatten Steinen, da unser Weg hoch in die Berge hinaufführt. Wir müssen auch mehrere Male absteigen und die Räder bergauf schieben. Aber herrlich ist der Dschangal hier in den Bergen: dicht und grün jetzt in der Regenzeit, und man kann sich gut vorstellen, daß hier noch Tiger und Bären hausen. Wunderhübsch sind auch die Felder jetzt im frischen Grün der jungen Reissproßlinge, und überall sieht man die Bauern mit dem jahrtausendealten Holzpflug und dem Ochsen davor durch ihre unter Wasser stehenden Reisfelder stapfen, während die Frauen die jungen Reispflanzen versetzen, mit riesengroßen Hüten aus Bambusgeflecht oder aus Blättern auf dem Kopf, um sich ein wenig vor dem Regen zu schützen.

Diese Fahrt legen wir aber nicht wieder am selben Tage zurück, denn mit der Entbindung und den eintretenden Komplikationen bin ich erst nachts um 1 Uhr fertig, und dann braucht die Frau noch stündliche Herzspritzen, da sie in einem ziemlichen Schockzustand liegt. So lege ich mich mit ihr, ihrer Mutter und Schwiegermutter und einer anderen Frau, die bei der Entbindung dabei war, in der Hütte nieder, alle um ein Feuer herum, dessen Rauch mir in die Augen beißt. Aber ich kann mich wenigstens ein wenig ausstrecken und dabei die entbundene Frau beobachten. An Schlaf ist nicht zu denken. — Erst am nächsten Tag geht es dann denselben Weg zurück. —

Aber mit den Fahrten und Wegen, die ich Ihnen hier geschildert habe, ist ja immer nur ein Teil der Arbeit getan und ein wenig von den Schwierigkeiten überwunden, die mir auf diesen Touren begegnen. Die Hinfahrt ist immer erfüllt von der Sorge: Was wartet heute auf mich? Denn wir werden ja nur dann gerufen, wenn etwas nicht so ist, wie es sein soll. Alle normalen Geburten regeln die Leute selbst. Aber wie soll ich Ihnen von diesem Teil meiner Aufgabe, also meiner Geburtsammanarbeit, erzählen? Das

Bitte denken Sie schon jetzt

an Ihre Bücherwünsche zum Christfest. Wir erfüllen Ihre Wünsche postwendend ohne Mehrkosten. Schreiben Sie uns noch heute.

Ihre Buchhandlung der Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19-20

ist eigentlich nur etwas für „Leute vom Fach“; denn seit ich in Indien bin, ist mir schon fast alles begegnet, was es an Komplikationen dabei geben kann, z. B. eine Eklampsie (Krampf), bei der die Frau in einer Nacht zehn Anfälle hatte und ich die ganze Zeit bei ihr sitzen mußte, nur in Anwesenheit ihres Mannes, weil sie zu den Kastenlosen gehörte und keine Frau aus dem Dorf sie anfassen und mir helfen wollte.

Aber in solchen Stunden und Nächten, wenn man ganz allein auf sich gestellt ist und — menschlich gesehen — das Leben von zwei Menschen von einem abhängt, dann spürt man sich wie nie sonst im Leben auf die Hilfe und den Beistand Gottes angewiesen. Jeder Gedanke wird zu einem Stoßgebet, und jedes Eingreifen geschieht dann im Gebet vor Gott. Und wie dankbar bin ich Gott, daß Er mir immer wieder die Kraft, die innere Ruhe und das Wissen darum geschenkt hat, daß Leben und Tod nicht in meiner, sondern in Seiner Hand liegen. Er hat mich bisher davor bewahrt, daß eine Frau unter der Geburt gestorben ist, auch wenn einige Kinder tot geboren wurden oder hinterher starben. Und nach sol-

chen Erfahrungen, wenn das Herz mit Dank und Freude erfüllt ist, sind alle Schwierigkeiten des Weges auf der Rückfahrt nur noch ein Kinderspiel. — —

Natürlich gehört es immer noch dazu, vor der Abfahrt aus dem Dorf und unterwegs in den einzelnen Dörfern Kranke anzusehen, Spritzen zu geben und Tabletten auszuteilen. So habe ich auf der letzten Tour in drei Dörfern je etwa zwei Stunden „Sprechstunde“ abgehalten und mindestens 50 bis 60 Patienten behandelt, bis fast alle meine mitgenommene Medizin zu Ende war. Aber wie dankbar waren die Menschen, wenn sie gegen ihre Malaria, Lungenentzündung, den Durchfall der Kinder etc. Medizin bekommen konnten. Wie schwierig es für sie selbst aber ist, die weiten, schlechten Wege zu uns nach Amgaon zu kommen, das spürt man ja auf solchen Fahrten am besten am eigenen Leibe. Und doch kommen sie auch aus weitem Umkreis, bei Hitze und Regen; und wir können dann nur Gott bitten, daß sie durch unsere Arbeit nicht nur äußere Hilfe empfangen, sondern auch etwas von Seinem Wirken spüren.

Ursula von Lingen

Nachrichten FÜR UNSEREN FREUNDESKREIS

1. Persönliches

Berufung von Kirchenrat Dr. Christian Berg, Berlin, zum Missionsdirektor der Goßner-Mission

In seiner Sitzung am 16. Oktober dieses Jahres hat das Kuratorium der Goßner-Mission einstimmig Kirchenrat Dr. Christian Berg, Berlin, zum Missionsdirektor der Goßner-Mission berufen. Wir bitten die mit uns verbundenen Pastoren und Gemeinden, alle unsere Mitarbeiterkreise und Helfer, ihn in ihre Fürbitte und in ihr Herz aufzunehmen.

Dr. Berg nimmt an der Weltkirchenkonferenz in Neu-Delhi teil und besucht im Anschluß daran die Goßner-Kirche in Indien. Es ist vorgesehen, daß er sein neues Amt am 1. 7. 1962 übernimmt.

Missionsdirektor Dr. Hans Lokies, der am 1. Oktober dieses Jahres auf eigenen Wunsch von der Kirchenleitung Berlin-Brandenburg pensioniert worden ist und zu gleicher Zeit die Leitung der Kirchlichen Erziehungskammer für Berlin niedergelegt hat, bleibt solange im Dienste der Goßner-Mission, bis sein Nachfolger, Dr. Berg, sein Amt antritt.

Kirchenrat Pfarrer Dr. Christian Berg wurde 1908 in Wesenberg in Mecklenburg als zweites unter elf Kindern geboren. Sein Vater, Dr. jur. Hans Berg, war Bürgermeister und Rechtsanwalt, ging aber mit dem 40. Lebensjahr als freier Evangelist und Volksmissionar ganz in den Dienst der Kirche über. Er wuchs also auf in einem Haus, in dem der Dienst für das Reich Gottes vorherrschend war.

Nach Vollendung seiner Studien und seiner Tätigkeit im Erziehungswerk der Brüdergemeine trat er 1933 ins Pfarramt der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Mecklenburg ein, wenige Wochen, bevor der Kirchenkampf mit äußerster Schärfe begann. Berg wurde in den ersten Wochen Mitglied des

Kirchenrat Dr. Christian Berg



Pfarrernotbundes, nahm für seine Heimatkirche als Delegierter an der Bekennnissynode in Barmen teil, deren Beschlüsse er mitverantwortete, und stand wenige Wochen später vor einem Sondergericht in Schwerin, das ihn zu Gefängnisstrafe verurteilte. Von 1937 bis zum Kriegsausbruch ging er als Pfarrer der deutschen Evangelischen Gemeinde Haifa nach Palästina und lernte dort die missionarischen und politischen Probleme des Vorderen Orients kennen.

Von 1940 bis 1945 war er im württembergischen Kirchendienst tätig und wurde nach Ende des Krieges in die Leitung des Hilfswerks berufen, als dessen Generalsekretär er bis 1949 in Stuttgart tätig war. 1949 übernahm er die Leitung des Hilfswerks in Berlin für den Osten Deutschlands und war von diesem Zeitpunkt an in besonderer Weise mit wichtigen gesamtkirchlichen Problemen, insbesondere für die Kirchen in Berlin und in der DDR, befaßt. Unter seinen zahlreichen Nebenaufgaben hat das 1953 übernommene Amt des Kurators der Kirchlichen Hochschule in Berlin besondere Bedeutung (bis 1958). Im Blick auf seine gesamtkirchlich wichtige Tätigkeit verlieh ihm die theologische Fakultät der Universität Zürich die Würde eines Doktors der Theologie ehrenhalber. Nach der Fusion von Innerer Mission und Hilfswerk wurde Dr. Berg gleichzeitig mit der Leitung der Ökumenischen Abteilung des Diakonischen Werkes betraut und hat in dieser Eigenschaft die Initiative für die Entwicklung der Aktion „Brot für die Welt“ ergriffen, die rasch in den Evangelischen Landes- und Freikirchen unseres Vaterlandes Wurzel geschlagen und große ökumenische Bedeutung gewonnen hat. Als Nachfolger von Bischof D. Herznich-Hamburg wurde er nach dessen Tode in das Administrativ-Comitee der „Abteilung für zwischenkirchliche Hilfe“ in Genf berufen. Ab Januar 1960 holte ihn der Diakonische Rat in die Hauptgeschäftsstelle nach Stuttgart, damit er sich den in Verfolg der Aktion „Brot für die Welt“ stark gewachsenen ökumenischen Aufgaben hauptamtlich widmen könne.

Dem Kuratorium der Goßner-Mission gehört Herr Pfarrer Berg seit dem Jahre 1949 an und hat an der Entwicklung ihrer Arbeit seitdem lebendigen Anteil genommen.

50. Geburtstag von Pastor Horst Symanowski am 8. September dieses Jahres

Zur Goßner-Mission stieß Pastor Horst Symanowski bereits im Jahre 1942 als sogenannter „illegaler junger Bruder“ der Bekennenden Kirche. Er war kriegsverletzt aus dem Heeresdienst entlassen worden und hatte eben ein Angebot des Konsistoriums in Königsberg/Pr., sich legalisieren zu lassen, abgelehnt. Die Gestapo wollte ihn dienstverpflichten. In diesem Augenblick berief ihn die Goßner-Mission hauptamtlich in ihren Dienst und machte ihn zu ihrem Vertrauensmann in seiner Heimatprovinz Ostpreußen. Dort betreute er den Freundeskreis der Goßner-Mission und setzte hier und dort an vor allem aus Berlin evakuierten Schulen Katecheten ein, die den von den Lehrern niedergelegten Religionsunterricht erteilen sollten.

Im Jahre 1945 wurde Pastor Symanowski auf Grund eines Gedenkgottesdienstes am Geburtstag Martin Niemöllers aus Königsberg ausgewiesen. Er kam



Pastor Horst Symanowski

nach einem Zwischenaufenthalt in Köslin im Oktober 1945 mit seiner Familie nach Berlin, wo er die Arbeit in der Goßner-Mission wieder aufnahm. In ihrem Auftrage gründete und leitete er das Seminar für kirchlichen Dienst in Berlin-Zehlendorf, in dem Katecheten für die christliche Unterweisung an den öffentlichen Schulen Berlins ausgebildet wurden. Während dieser Zeit begann die Wohnwagenarbeit der Goßner-Mission in der DDR, in der sich Pastor Symanowski als erster persönlich einsetzte.

1948 siedelte er auf Beschuß des Kuratoriums der Goßner-Mission nach Mainz-Kastel über, um dort ein Studentenheim für zukünftige Missionare und Missionsärzte aufzubauen. Das war die uranfängliche Absicht; aber an Ort und Stelle entdeckte Pastor Symanowski eine ganz andere Aufgabe, die für ihn zum Lebenswerk werden sollte: den kirchlichen Dienst an dem Menschen in der Industrie. Um für diese besondere missionarische Arbeit ein Zentrum zu schaffen, baute er in internationalen Arbeitslagern mit Pfarrern, Studenten und anderen Jugendgruppen das neue Goßnerhaus am Rhein auf, das am 2. März 1956 eingeweiht wurde.

Die Krönung seiner Arbeit bildete das Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie, zu dem fast alle Landeskirchen Pastoren und Theologen entsenden. Am 1. Dezember dieses Jahres beginnt im Goßnerhaus in Mainz-Kastel der erste Vorbereitungskursus für freiwillige Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die

sich im Rahmen der Aktion „Brot für die Welt“ zum Dienst in Übersee gemeldet haben. Dieser Auftrag zeigt deutlich, wie die missionarische Arbeit von Pastor *Symanowski* daheim mit der Missionsarbeit draußen, im besonderen der Goßner-Mission in Indien, zusammenfällt.

Die Leitung der Goßner-Mission ist Gott für alles dankbar, was ihr durch die Zusammenarbeit mit Pastor *Symanowski* für ihre Heimarbeit und ihren Missionsdienst in Indien neu zugewachsen und geschenkt worden ist, und erbittet für ihn und die Seinen auch für die Zukunft Gottes Leitung, Schutz und Segen.

Am 16. November begeht Fräulein Else Lorentz ihren 80. Geburtstag

(nebenbei bemerkt: am selben Tage, an dem auch Präses Lic. *Stosch* sowie Schwester *Hedwig Schmidt* und ihre Zwillingschwester *Erna* Geburtstag haben.) Fräulein *Lorentz* ist mit der Goßner-Mission schon als treues Mitglied der Bekenntnisgemeinde Friedenau, die sich im Goßner-Kirchsaal versammelte, verbunden. Seit langen Jahren versieht sie — scherhaft die „Kirchmeisterin von St. Goßner“ genannt — den Saal- und Altardienst im Goßnerhause. Darüber hinaus ist sie die mütterliche Betreuerin unserer indischen Studenten. Besonders dankbar sind wir für die persönlichen Beziehungen, mit denen sie die Gemeinschaft in unserer Goßnersaalgemeinde pflegt und stärkt, im besonderen auch durch ihren Besuchsdienst bei den Alten und Kranken. Gott, der Herr, möge sie auch in den kommenden Tagen ihres Lebens segnen und behüten!

Fräulein Else Lorentz



Schwester Hedwig Schmidt

2. Aussendungen

Das Kuratorium der Goßner-Mission hat beschlossen, Schwester *Hedwig Schmidt* auf ihren eigenen Wunsch erneut auszusenden. Sie erhält den Auftrag, in der Gemeinde Govindpur ein Mädchenheim für Blinde und Krüppel aufzubauen, das von den Schülerrinnen der dortigen Tabita-Schule betreut werden soll. Die zukünftigen Gemeindehelferinnen sollen während ihrer Ausbildungszeit neben ihrem Bibelstudium auch im diakonischen Dienst praktisch eingetüft werden, das ist die Absicht. Schwester *Hedwig Schmidt* reist auf Einladung und ausdrücklichen Wunsch der indischen Kirchenleitung aus (am 30. Dezember dieses Jahres, ab Genua).

Schwester *Anny Diller*, die seit 1. April 1961 in den Ruhestand getreten ist, siedelt zu dauerndem Aufenthalt nach Indien über, um mit ihrer verheirateten Schwester zusammenzuleben.

Ausreise der Geflügelzuchtmeisterin Gunnhild Erler und des Starkstromelektrikers Horst Müller

Sie gehen beide nach Khutitoli, um dort bei Dr. *Junghans* und seiner Frau in dem neu aufgebauten landwirtschaftlichen Zentrum mitzuarbeiten. Fräulein *Erler* und Herr *Müller* sind der Goßner-Mission durch „Dienste in Übersee“ (Stuttgart) zur Verfügung gestellt worden, einer neuen Dienststelle, die in Auswirkung der Aktion „Brot für die Welt“ entstanden ist. Bei ihr melden sich freiwillige Kräfte, die in



Herr Horst Müller

der Entwicklungsarbeit der Jungen Kirchen in Asien und Afrika helfen wollen. Die Kosten der Aussendung für einen solchen kurzfristigen Dienst (etwa 3 Jahre) übernehmen die „Dienste in Übersee“; die Aussendung selbst erfolgt durch eine Missionsgesellschaft. Wir bitten unsere Heimatgemeinden, Fräulein Erler und Herrn Müller, die ersten Mitarbeiter, die wir in Zusammenarbeit mit „Dienste in Übersee“ aussenden, mit ihrer Teilnahme und Fürbitte zu begleiten.

3. Nachrichten aus Indien:

Bruder Thiel, der Leiter des Technischen Zentrums in Phudi, berichtet uns folgendes: „Am 15.8.1961 feierte ganz Indien den Unabhängigkeitstag, der seit der Staatsgründung der Indischen Union 1947 nunmehr das 14. Mal begangen wurde. Wir gaben allen unseren Mitarbeitern aus Phudi und Ranchi ein „Bhara Khana“ (Liebesmahl). In einer kurzen Ansprache brachte ich zum Ausdruck, daß wir aus ganzem und freudigem Herzen der indischen Nation zu diesem großen Gottesgeschenk gratulieren, sich selbst regieren zu dürfen und frei zu sein; doch was nütze dem indischen Volk die Freiheit, wenn die ganze Welt in den Fesseln der Angst lebe, der Furcht vor einem neuen Krieg, neuem Elend, neuem Kummer! Ich lenkte die Augen und Herzen aller in dieser Stunde auch auf Berlin. Nach diesem feierlichen Akt mußte ich mit meiner Familie und Freunden ganz schnell nach Ranchi zurückfahren (25 km), um als Gäste des Gouverneurs der Festparade beizuhören; aber die



Fräulein Gunnhild Erler

mangelnde Organisation entzog uns einer langen „Stehprobe“, denn die für Ehrengäste vorgesehenen Sitzplätze waren längst vom Volk eingenommen (Ausdruck echter Demokratie!).

Am Nachmittag des gleichen Tages vereinigte uns alle — wieder mit Gästen aus nah und fern und den Kirchenältesten der Gemeinde Phudi — ein gemeinsamer Tee im Freien auf der Baustelle.

Von den mehr als 3000 Cholera-Fällen im Staat Bihar hatten auch wir einen, der jedoch gut verlief; alle wurden geimpft.

Gebaut wird auch fleißig, soweit es der Regen zuläßt, der uns wegen eines halb eingefallenen Brunnens zusätzliche Sorge verursacht hat. Das erste Kleinhaus geht der Vollendung entgegen, es soll uns vorerst als Zeichenbüro, Lager- und Wohnhaus dienen; das zweite ist unter Dach, zunächst „Stroh-Dach“, weil uns die seit Monaten zugesagten Wellbleche noch nicht geliefert worden sind. Innenputz ist fertig, Außenputz begonnen; ein drittes ist in der Planung ... doch davon und von anderem später mehr.

Folgende Fachkräfte werden in Phudi dringend gebraucht:

Bauzeichner mit Baustellenerfahrung,
Eisen und Blechschmiede mit guten Schweißer-Kenntnissen,
Möbeltischler und guter Zimmermann (Bautischler),
Druckereimeister für mittlere Buchdruckerei.

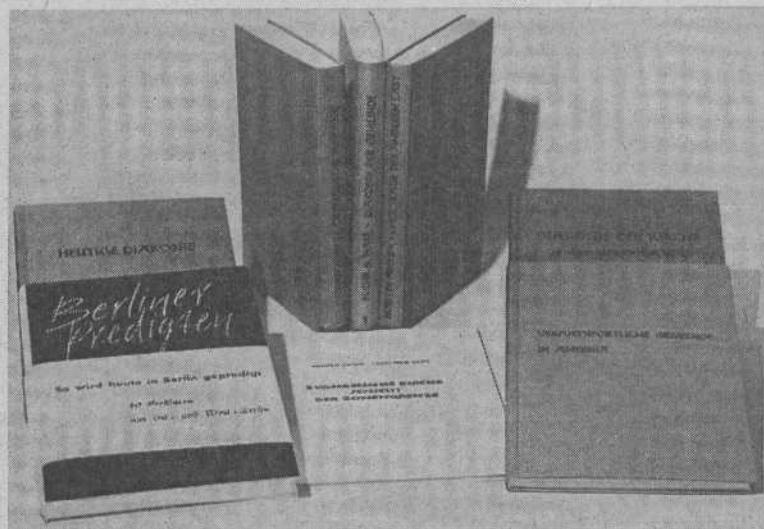
Kommt zur Mitarbeit — Helft uns Helfen

Unser Missionsbasar

findet am Sonnabend, dem 9. Dezember, statt. Bitte, denken Sie alle mit daran. Als Spenden werden erbeten: Handarbeiten, Wirtschafts- und Gebrauchsgegenstände aller Art, Lebensmittel in Form von Dauerwaren (bei Büchsen Inhaltsangabe erwünscht).

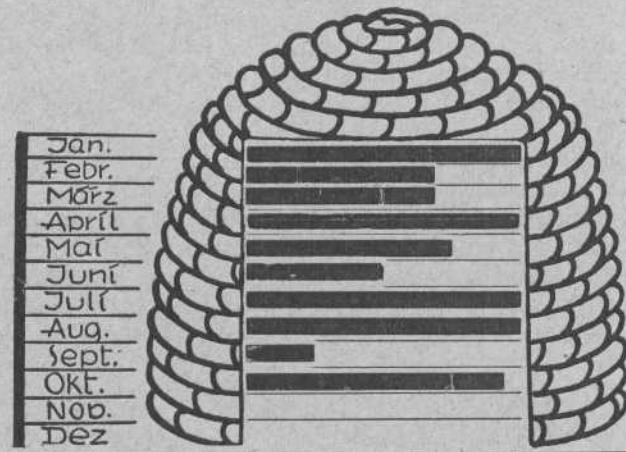
Wir bitten, Ihre Gaben so abzusenden (an das Goßnerhaus in Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19/20), daß sie **bis spätestens 2. Dezember hier eintreffen**. Lebensmittel werden auch später noch angenommen.

Elisabeth Lokies



Unter der aktiven
Mitarbeit von Kirchenrat
Dr. Christian Berg
sind diese Bücher,
als Herausgeber oder
Mitverfasser, erschienen.

Einen ausführlichen Prospekt – **DER RATGEBER** – senden wir Ihnen sofort zu. Bitte schreiben Sie an uns. Ihre **BUCHHANDLUNG DER GOSSNER MISSION**



Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 31. Oktober 1961
betrugen 250000,— DM
sie beträgt 193240.57 DM

Wir haben zu wenig
gesammelt 56759.43 DM

Unser Gabenkonto:

Goßnerische Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 52050 beim Postscheckamt Berlin-West für Goßnerische Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 108305 beim Postscheckamt Hannover für Goßnerische Missionsgesellschaft Mainz-Kastel

Gössnere + Missionsblatt



Berlin, Dezember 1961 (Nr. 6)

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Jubiläumsausgabe

12. Dezember 1836

12. Dezember 1961



195 Jahre

Gössner-Mission

UNTER NEUEN FAHNEN

(WEISE: Dein Wort, o Herr, führt uns zusammen)

1. Du hast uns, Herr, herausgerufen aus aller falschen Sicherheit.
Hinatürzt, was unsere Väter schufen nach ihrer Art für ihre Zeit;
wir müssen unter neuen Fahnen nach deines Geistes Wink und Rat
durch Wüsten, die kein Fuß betrat, den Weg uns zäh und sturmisch bahnen.
2. Doch gehst du selber deinem Volke, daß es getrost dir folgen kann,
in einer Rauch- und Feuerwolke auf seinem dunklen Weg voran;
denn was du, Herr, von letzten Zeiten gesagt einst deiner Jüngerschar,
das wird jetzt Wirklichkeit und wahr und kann uns auf dem Wege leiten.
3. Drum habt der Zeichen acht, ihr Christen! Gebund'ne Mächte werden frei.
Wie Adler sich zum Raube rüsten, erhebt sich Krieg- und Kriegsgeschrei.
Und schon gesattelt sind die Pferde, die einst im Geist Johanne's sah;
denn ihre Stunde ist nun da zum Todesritt durch diese Erde.
4. Und überall, wo Menschen wohnen, erodsließt sich auf dem Erdenrund
der dunkle Abgrund der Dämonen; die lästern Gott mit frechem Mund.
Es regen sich des Kreuzes Feinde, und der der Lüge Vater heißt
verführt durch seinen Lügengespinst selbst etliche aus der Gemeinde.
5. Doch kennst du, Herr, auch die Getreuen in all den Kirchen jung und alt,
die sich vor keinem Götzen scheuen und keiner menschlichen Gewalt,
die dich frei öffentlich bekennen und gehen in des Geistes Kraft
selbst in den Tod durch Kerkerhaft, indem sie deinen Namen nennen.
6. Gib, Herr, daß auch in unserem Munde sich, wenn wir deine Zeugen sind,
das rechte Wort zur rechten Stunde zum Lobpreis deines Namens find'!
Und wenn wir dann als leiderpropte, getreue Knechte vor dir steh'n,
dann laß das Ziel uns gnädig sehn: das heil'ge Land, das hochgelobte!

HANS LOKIES

Zum Titelbild:

Ein 150 Jahre altes Porträt von Goßner, gemalt in Basel, als er noch katholischer Priester war und den evangelischen Missionsdirektor der Basler-Mission vertrat, der von Napoleon zum Feldzug gegen Russland eingezogen war

ExII

1. Okt. 13

Das HOHE LIED DER LIEBE eines Indienmissionars

von Dr. Blaise Levai

1. Wenn ich die Sprache und Zunge der Leute, denen ich als Missionar diene, bis zur Vollkommenheit beherrschte und mit der Beredsamkeit eines feurigen Evangelisten predigte; und wenn ich, als Chirurg, mit genialer Geschicklichkeit operierte; und wenn ich, als Missionslandwirt, tausende von Morgen Reis anbaute; oder wenn ich, als Hochschullehrer, die geistreichsten Vorträge hielte — — — hätte aber der Liebe nicht, so wäre meine Botschaft hohl und leer.

2. Und wenn ich das Talent hätte, auf Synoden und Tagungen wie ein Diplomat, Organisator und Finanzdirektor aufzutreten; ja, wenn ich das Vertrauen aller Kreise gewönne, also daß ich mit größtem Erfolg einen Fonds nach dem andren anlegen könnte — — und hätte der Liebe nicht, so bin ich nichts.

3. Und wenn ich meinen eigenen Besitz verteile und das Geld den Armen gäbe, aber hülfe meinem Bruder nicht, ein selbständiger und kraftvoller Nachfolger Jesu Christi zu werden, und hätte der Liebe nicht — — — so wäre es mir nichts nütze.

4. Die Liebe, wenn sie im Leben und Werk eines Missionars echt und wahrhaftig ist, erweist sich als geduldig und schöpferisch zugleich. Sie trachtet nicht nach Stellung und Ansehen. Die Liebe freut sich an der Gleichstellung des eingeborenen Mitarbeiters und Bruders. Sie empfindet keinen Neid. Die Liebe trachtet danach, eine eigene eingeborene Führerschaft heranzubilden; sie gibt sich keinen aufgeblasenen Ideen über ihre eigene Bedeutung hin. Sie geht nicht darauf aus, andere zu beeindrucken. Die Liebe versetzt sich ganz in die Lebenslage des Anderen, sie identifiziert sich mit ihm, wird ihm koexistent und gibt allen Hochmut auf.

5. Wahre Liebe kann nicht erniedrigen. Die Liebe stellt keine Statistik über die Fehler eines Anderen

auf. Die Liebe ist bestrebt, Freude und Sorge, Fehlschlag und Erfolg in brüderlicher Weise mitzutragen. Die Liebe läßt sich nicht leicht provozieren, wenn Meinungsverschiedenheiten auftreten; und wenn dunkle Gerüchte verbreitet werden, glaubt die Liebe nur das Beste.

6. Wahrhafte Liebe ist Partnerschaft. Besser ist es, mit einem eingeborenen Mitarbeiter Mißerfolg zu haben, als Erfolg ohne ihn. Die Liebe ist nicht empfindlich und trägt nicht nach, wenn ihre Gefühle verletzt sind. Die Liebe ist stets für eine Verständigung offen; sie hat ihre Freude an der Wahrheit.

7. Die Liebe schenkt einen offenen Geist; sie ist stets bereit, auf neue Methoden einzugehen und neue Wege zu versuchen. Die Liebe sieht das Vergangene nicht für so kostbar an, daß kein Raum mehr für neue Erkenntnis sein sollte. Die Liebe schenkt den Mut, alte Wege, wenn notwendig, zu verlassen. Wenn wir nicht bereit sind, uns zu ändern und elastisch anzupassen, sobald die Liebe es erfordert, dann werden wir zwar treue Verteidiger eines alten Systems, aber keine „Neue Stimme“ sein; wir werden Prediger haben, aber keine Propheten.

8. Die Liebe, die wie ein kleines Kind vertrauen kann, geht nicht fehl. Große Institutionen mögen vergehen, ebenso wie maßlos hoch subventionierte Schulen und Lehranstalten, so daß die Weitergabe von Wissen unmöglich gemacht wird und aufhört. Aber all unser Wissen ist Stückwerk ohne Ihn, der da ist „der Weg, die Wahrheit und das Leben“. Die ganz auf Vertrauen gegründete Liebe ist nie vergeblich.

9. Wir leben in einer Zeit der Veränderung und des Übergangs. Aber wo ist der Mensch, der wirklich weiß, wohin wir gehen oder was auf den Missionsfeldern geschehen wird.

10. Jetzt, hier auf Erden, begreifen wir alles nur stückweise.

11. Als die Mission noch im Zustande der Kindheit war, war auch ihre Verkündigung einfältig. Die Autorität lag nur in den Händen weniger. Jetzt aber, da die Mission in einem jahrhundertelangen Wachstum zur Kirche herangereift ist, muß sie auch ihre kindische Unselbständigkeit aufgeben. Es muß eine neue, starke, selbständige Kirche für den Herrn entstehen, die sich selbst trägt, sich selbst verwaltet und mit der ihr geschenkten eigenen Vollmacht Mission treibt.

12. Aber was auch immer geschehen mag, welche Richtung auch der Wind des Wechsels nehmen möge, so bleibt doch die Gewißheit: Unser Herr wird sich nicht unbezeugt lassen. Er vollendet selbst Seinen Plan in und durch die Geschichte, auch wenn viele Dinge jetzt sinnlos und närrisch erscheinen.

13. Institutionen vergehen. Das aber bleibt: Eine Arbeit, die von Händen getan wurde, die mit denen, die in Not sind, alles geteilt haben, und die Botschaft von der errettenden Liebe Christi, der da starb und wieder auferstand und als der Herr des Lebens lebt. Das wird niemals vergehen. So gibt es in diesem Leben nur drei bleibende Größen: Glaube, Hoffnung, Liebe — diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.
„The Guardian“, April 1961

Abc

Neu
Ausleger

Professor O. Hellmuth Frey / Bethel



Johannes Goßner als Ausleger des Neuen Testaments

Bei einem einmaligen kurzen Zusammentreffen mit Bruder *Lokies* begegneten wir uns in der Liebe zu *Goßner* als Ausleger des NT. Es ist das Eigentümliche an *Johannes Goßner*, daß man sich in der Liebe zu ihm nur treffen kann in der Liebe zum Herrn Jesus. So komme ich gern dem mir geäußerten Wunsche nach, ein Wort zu seinem Bibelwerk „Die heiligen Schriften des NT mit Erklärungen und Betrachtungen“ zu sagen *). Das kann nur ein Wort des Dankes sein für das, was ich durch *Goßner* empfangen habe und immer wieder empfange. Durch Prof. D. E. Steinwand, nachmals praktischer Theologe an der Universität Erlangen, wurde ich zum ersten Mal vor etwa dreißig Jahren auf das Werk aufmerksam gemacht und konnte es im Laufe der Zeit durch mancherlei Umstände Stück um Stück erwerben.

Das Geheimnis dieser Auslegung für Bibelleser ist die Unmittelbarkeit zu Jesus, wie sie einem selten begegnet. Sie drückt sich aus in einer Einfachheit, wie sie nur das Echte hervorbringen kann. In dieser Unmittelbarkeit gehören die Objektivität des HeilsWerkes Christi und die Subjektivität der Aneignung desselben und der Hingabe an ihn zusammen. Man kann nicht darüber theologisieren, sondern wird vom Heiligen Geist angerührt, wenn man darin liest. So lasse ich am besten *Goßner* selbst reden in Gestalt einzelner kurzer Auszüge und gebe weiter, was er zur Person und zum Heilswerk Jesu, zur Kirche, zum Wort und Sakrament, zur Wiedergeburt, zur Heiligung und zur Anfechtung sagt.

1. Heilsgewißheit und Heilsfreude das Geheimnis der Auslegung *Goßners*:

Das Geheimnis der ansteckenden Freude, die die ganze Auslegung erfüllt, klingt aus *Goßners* Erklärung zum Bekenntnis des Andreas: „Wir haben den Messias gefunden“, Joh. 1, 22. „Wer einmal sagen kann: „ich habe den Heiland, ich habe Jesum gefunden“, dessen Seligkeit ist nicht zu beschreiben; den kann kein Leid traurig, kein Übel unglücklich

*) Herausgegeben von der Niedersächsischen Gesellschaft Hamburg: Lukas 1889, Johannes 1890, Apostelgeschichte 1891, Römer- und 1. und 2. Korinther 1892, Die kleinen Briefe des Apostels Galater, Epheser, Philippier, Kolosser, Thessalonicher, Timotheus, Titus und Philemon 1893.

machen; denn er denkt sogleich: Ich kann ja nicht traurig sein, es lebt Christus; warum soll ich mich betrüben? Es könnte dir aber doch zu viel werden; du könntest so krank werden, daß dir dein Leib verschmachtete; es könnten dich die Gedanken verlassen. O, sagt David, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, alle Zeit meines Herzens Trost und mein Teil. Ps. 73, 25-26. Darum ist dies eine so selige Sache, Jesum gefunden zu haben. In ihm kann ich mich freuen und habe guten Mut; darf kein Gerichte scheuen, wie sonst ein Sünder tut. Es kommt kein Mensch ins Gericht, der dem Lamme nachfolgt. Wenn man einmal aus der Zeit geht, so kann man sagen: „Ich komme zu dir, ich bin dein; ich habe an dich geglaubt in der Zeit; ich bin immer mit dir umgegangen; ich habe gelebt, aber nicht ich, sondern du in mir; ich hatte dich nicht gesehen, aber ich hatte dich dennoch lieb. Ich habe mich deiner gefreut, da ich abwesend war, wie soll ich mich nun deiner nicht freuen, da ich zu dir komme!“ So geht eine Seele heim, die Jesum gefunden hat.... Werdet alle eure Sünden, all euer Elend, euren ganzen verderbten Zustand von eurer Geburt an bis auf diese Stunde zu seinen Füßen, auf den Rücken des Lammes Gottes; laßt's ihn wegtragen und geht nicht wieder von ihm weg, sondern bleibt bei ihm. Denket immer an ihn; menget ihn ins Essen und Trinken, ins Schlafen und Wachen, ja, in alles hinein, daß, wohin ihr euch wendet, ihr mit dem Lamme, mit seinem Blut und Tode zu tun habt, was er für euch gelitten, und was ihr ewig zu erwarten habt. Welcher Satan wird euch dann zur Sünde verleiten und euch in Furcht und Schrecken bringen können? Die Pforten der Hölle können eine solche Seele nicht überwältigen“. (Joh. S. 22,23).

2. Die Person Jesu — Gottheit und Menschheit und Erlösungswerk

Und dann legt *Goßner* Zeugnis ab von der Gottheit Jesu zu Joh. 5, 23: „Daß der Heiland als Gott über alles geehrt und angebetet werden muß, weil alles durch ihn und zu ihm geschaffen ist, daß er vor allem ist und alles in ihm besteht, daß alles durch ihn versöhnt ist zu ihm selbst, es sei auf Erden oder im

Himmel, das muß jeder wissen, der Zeugnis von ihm gibt. Wenn man mit den Kreaturen von Gott redet, und sie fragen, wer ist er, so heißt es: Jesus Christus, es ist kein anderer Gott. Wenn sie diesen nicht haben wollen, so sind sie ohne Gott in der Welt“ (Joh. S. 71).

Er zeigt seine Gottheit auf dem Hintergrund seiner Menschlichkeit, v 19: „Der Sohn kann nichts von sich selbst tun, zumal jetzt, wie er da steht in der Knechtsgestalt der menschlichen Natur; denn wenn er eigenmächtig handelte, würde es mit der Eigenschaft des Sohnes gar nicht bestehen, nach welcher er in der genauesten Verbindung mit dem Vater bleiben muß und sich von derselben nicht losreißen kann“ (S. 70). Auf dem Hintergrund dieser Doppelheit zeigt er Jesu Richteramt, v 22: „Wenn man den Heiland als Richter alles dessen, was tot und lebendig ist, vorstellt, so zeigt ihn das auf der Ehrfurcht erregendsten Seite. Man ehrt das Amt mit Zittern. Man stellt sich's aber nicht anders vor, als daß ihm das Recht überlassen ist, selig zu machen und zu verdammen nach Gutbefinden. Aber der Richter ist ein Mensch. Er weiß und versteht wohl, wie den Menschen zumute ist. Er weiß Ursachen zu Dingen, wozu kein Mensch mehr eine weiß. Wenn ein menschlicher Richter noch so viel Ausflüchte für einen armen Verbrecher weiß, er wird aber am Ende von der zugesandten Nachsicht der Gesetze verlassen, so kann er nicht helfen, denn er ist nicht Herr, sondern nur Ausführer der Gesetze. Aber der Heiland ist zugleich Richter, Gesetzgeber, unumschränkter Herr über Tod und Leben. Er hat die Schlüssel der Hölle und des Todes; er macht damit, was er will. Wenn also er nicht mehr entschuldigt, wenn er nichts mehr vorbringt, eine Seele zu retten, so geht sie eben nach dem Gesetze verloren. (Joh. S. 71).... Er ist wahrhaftiger Mensch gewesen.... Darum ist ihm das Gericht übergeben; darum ist ihm die große Funktion, der Gott, der über alles richtet, zu sein, übergeben, weil er ein Mensch ist, in unserm Fleisch gelebt hat.“ (Nun wird die Menschlichkeit Jesu geschildert). „Und wo es wahr ist, daß das Menschtum oder die

Menschlichkeit schuld ist, daß wirklich das Vermögen nicht da ist, da hat er erstaunliches Mitleiden, da kann er mitweinen;“ (S. 73).

Aber am stärksten kommt die Innigkeit des Christuszeugnisses bei Goßner zum Klingen, wo er von der Erlösung redet: „Er nimmt auf einmal alle Sünden aller Art, aller Länder und Leute auf sich und tilgt sie, als wenn sie nie geschehen wären (1. Joh. 2, 2). Siehe, das ist der große Erfinder des Heils. Es ist alles versöhnt durch ihn und mit ihm selbst. Das sollte in aller Herzen mit funkelnnder und flammender Schrift gegraben und mit dem Finger Gottes eingeschrieben werden. Das muß man Heiden, Juden und allen Kreaturen bezeugen. Das ist der Grund, auf dem seine Kirche steht, daß auch die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen können. Wer des Vaters Liebe da herleitet, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren, der hat sie gründlich bewiesen ... aller Welt Sünden, die von Adam bis auf den allerletzten Menschen getan werden; die will er alle getan haben und dafür leiden und sterben, damit ich ohne Sünde sei und ewig lebe..... Wollt ihr wissen, wo die Sünden der Welt hingeglegt, getötet und weggenommen worden sind? Wo denn? Sieh, auf das Kreuz und auf den Rücken dieses Lammes hat der Herr alle unsere Sünden gelegt..... Aber die Welt will das nicht glauben und dem Lamme die Ehre nicht gönnen, daß wir durch dasselbe allein selig werden sollen, weil es unsere Sünde trug. Sie will selbst etwas sein“ (S. 19).

„Johannes redet im Namen aller, die vor ihm waren: Von seiner Fülle haben wir alle genommen; also muß er, der Geber aller Gnade, auch schon vorher gewesen und vor allen gewesen sein, weil alle von ihm empfangen haben, die je Gnade empfingen. Muß aber der, von dem alle nehmen und empfangen, nicht allgenugsam sein? Kann der ein anderer als Gott selbst sein, der allen gibt, alle erhält, alle segnet, ohne selbst zu verlieren oder arm zu werden? Der immer noch die Fülle hat und die Fülle bleibt, wenn auch alle von ihm genommen haben, alle von ihm erfüllt worden sind? Also, welch ein Wort: ‚Aus seiner Fülle haben wir alle genommen‘. Und was

Schriften Goßners,
darunter sein
„Schatzkästchen“
und „Herzbüchlein“;
in der Mitte
Goßners Tintenfaß



denn? Gnade um Gnade, Gnade über Gnade! Wer ist die Gnadenfülle, der Gnadenspender anders, als der allmächtige, unendliche Gott?" (Joh. S. 14).

In der Erfahrung dieser Gnade, sagt Goßner, lernt man den Herrn Christus kennen: „Wenn ich Gnade gefunden habe, wenn mir die Sünden vergeben sind, wenn ich Frieden mit Gott habe, wenn meine Seele

aus dem Kerker und aus der Gewalt des Satans erlöset, aus den Stricken des Todes, von der Angst und der Hölle befreit ist, und ich denke: wie ist das zugegangen? ja wie komme ich dazu? ja, der Sohn Gottes hat sich meiner angenommen, das hat der Sohn getan. Da lernt man ihn kennen.“ (S. 42.43). Dies Kennenlernen Jesu ist Kennenlernen des Vaters.

(gekürzt; der ganze Aufsatz von Prof. Frey erscheint als Sonderdruck)

So sah Goßners Handschrift aus:

Zettel über die Lini
In Übersetzung der Augsburgischen Confession
mit der Befreiung dersel.

Der Ausdruck am neuen Tage und eifrig Begleit
het, an der Übersetzung der Augsburgischen Confession
wird am 25. Juz 1830 auf die wichtigen
Befreiung dersel. Vorlesung statt und seit
bevor dem Philosophen versteht
Dasselbst wird am Vorabende am 24. Juz
mit allen Glorien eingebürtigt, am Morgen
dasselbst werden von Einflüssen
seiner Melodram mit Rosinen geblieben
Vorabend wird über 1. Kor. 3. 11. gezeigt und
da Grün gezogen, auf welcher die Augsburgische
Confession gebaut ist, und II. die Grün aufgestellt
sind zu grünen, ob sie noch rechtmäßigen Grund
haben, und III. untersucht, auf mindestens auf
denen Bildern zu mindesten und in bestem

M+Ö

einz. Millionen

Goßner-Mission



Missionsdirektor D. Hans Lokies
mit seiner Frau

Hören und Gehorchen

Ein Jubiläumsbericht von H. Lokies

Losung und Lehrtext für den 12. Dezember d. J.,
für den Tag, an dem vor 125 Jahren die Goßner-Mis-
sion ihren Anfang nahm, lauten:

„Das Gebot, das ich dir heute gebiete, ist dir
nicht verborgen noch zu ferne; sondern es ist das
Wort gar nahe bei dir, in deinem Munde und in
deinem Herzen, daß du es tust.“

(5. Mose 30, 11 und 14)

„Wisset ihr nicht: welchem ihr euch als Knecht
ergebet zum Gehorsam, dessen Knechte seid ihr
und müsset ihm gehorsam sein, es sei der Sünde
zum Tode oder dem Gehorsam zur Gerechtig-
keit?“ (Römer 6, 16)

Beide Texte reden vom „Hören und Gehorchen“. Sie geben uns damit das Stichwort an die Hand, um den Sinn des Zeitgeschehens seit der Jahrhundertfeier der Goßner-Mission im Jahre 1936 unter einem Thema zu erfassen. Diese letzten 25 Jahre waren eine vielbewegte und entscheidungsvolle Zeit; aber alle die vielen Einzelentscheidungen gehen letzten Endes auf eine Grundentscheidung zurück: nämlich, ob wir auch in der Goßner-Mission bereit sind, auf Gottes Wort zu hören und ihm zu gehorchen oder nicht.

Es war kurz nach Kriegsende, als ich vom Kommandanten des französischen Sektors von Berlin, einem ehemaligen Admiral und frommen Katholiken, zu einer Besprechung eingeladen wurde, in der eine Frage, die dem Kommandanten sehr am Herzen lag, im kleinen Kreise beraten werden sollte: die Frage

einer Umerziehung der deutschen Jugend in christlichem Geiste. Bei dieser Gelegenheit stellte mir der Admiral seine beiden Militärpfarrer in etwas drastischer Weise vor. Er zeigte auf den katholischen Pfarrer hin und bemerkte dazu: „Sehen Sie, der da gefällt mir; er ist orthodox“. Und dann fuhr er — mit einer Handbewegung auf den evangelischen Pfarrer, einen gebürtigen Elsässer, hinweisend — fort: „Sehen Sie, diesen da mag ich nicht; er ist liberal.“ Und dann wandte er sich mit einem Ruck mir zu und stellte die Frage: „Was sind Sie nun, Herr Pfarrer, liberal oder orthodox?“ Darauf antwortete ich ihm: „Exzellenz, ich habe diese beiden Worte ‚liberal‘ und ‚orthodox‘ seit hundert Jahren nicht mehr gehört. Über diesen Gegensatz sind wir in der Zeit des Kirchenkampfes hinausgewachsen.“ „Aber ...“, warf eine amerikanische Reporterin, die an der Besprechung teilnahm, ein, „auch bei Ihnen gibt es doch theologische Unterschiede oder gar Gegensätze!“ „Ja“, gab ich zur Antwort, „aber der Gegensatz ist ganz simpel, er geht auf die einfachste Grundform zurück: nämlich, ob wir auf Gottes Wort hören und ihm gehorchen oder nicht.“

Mag sein, daß tief aufgewühlte Zeiten, in denen es für den Christen gefährlich ist zu leben, es ihm erleichtern, eine klare Entscheidung zu treffen, gerade weil dann auch Gottes Wort zu einer neuen Lebendigkeit und höchsten Aktualität erwacht, so daß es sich selbst im Zeitgeschehen auslegt und — wie es in unserer Losung heißt — „gar nahe bei dir ist, in deinem Mund und in deinem Herzen, daß du es tust.“

Von Anfang an stellte sich die Goßner-Mission, wie die meisten anderen deutschen Missionsgesellschaften, eindeutig auf die Seite der Bekennenden Kirche. Die „Barmer Thesen“ wurden sogar ins Hindi übersetzt und im Gharbandu, dem Gemeindeblatt der Goßner-Kirche in Indien, veröffentlicht. Es kam nun aber darauf an, die Konsequenzen an Ort und Stelle zu ziehen, d. h. also in der Gemeinde, zu der das Goßner-Haus gehört. Hier waren alle Pfarrer mit Ausnahme

eines einzigen, des tapferen und doch so väterlich gütigen Bruders *Vetter*, mit fliegenden Fahnen zu der radikalen Richtung der sogenannten Thüringer Deutschen Christen übergetreten. Soweit sich die Gemeinde zu Gottes Wort hielt, war sie in dem ihr entfremdeten Gottes- und Gemeindehaus heimatlos geworden. So wurde das Missionshaus in der Handjerystraße ein Zentrum für die Bekennende Gemeinde in Friedenau und für die Bekennende Kirche in ganz Berlin.

Um die dadurch entstandene Raumfrage zu lösen, wurde im Jahre 1935 ein Kirchsaal angebaut. Die Mittel dafür gab der zuständige Generalsuperintendent her — im letzten Augenblick. Es war am Tage, bevor der berüchtigte Pfarrer *Müller* zum Reichsbischof berufen wurde, als sich ein Vertreter der Goßner-Mission zu seinem Generalsuperintendenten begab und ihm sagte: „Setz dich hin und schreibe flugs!“ Und er setzte sich wirklich hin und schrieb flugs die Summe nieder, mit der der Kirchsaal gebaut werden konnte. Am Tage darauf waren alle Generalsuperintendenter abgesetzt und verfügten über keine Fonds mehr. An dem Kirchsaal der Goßner-Mission kann man ihre Geschichte während der nächsten Jahrzehnte geradezu ablesen. Da hängt z. B. noch heute an der Längswand des Saales ein großes Bild der Kreuzigung Christi von dem Berliner Maler Brandenburg. Es hatte zuerst seinen Platz in der Berliner Philharmonie gefunden, wurde aber für „entartete Kunst“ erklärt und sollte vernichtet werden. Der Maler brachte es in Sicherheit und übergab es uns zu

treuen Händen. Es hat den Brand des Missionshauses überstanden. Man kann über den Stil des Bildes denken, wie man will; stammt es doch aus den zwanziger Jahren. Aber sein Thema darf mit unserer aller Zustimmung rechnen. Es will nämlich nichts anderes zum Ausdruck bringen, als daß der gekreuzigte Christus zugleich der verklärte ist, daß gerade Er, der sich selbst erniedrigte und gehorsam war bis zum Tode, erhöht und verherrlicht worden ist.

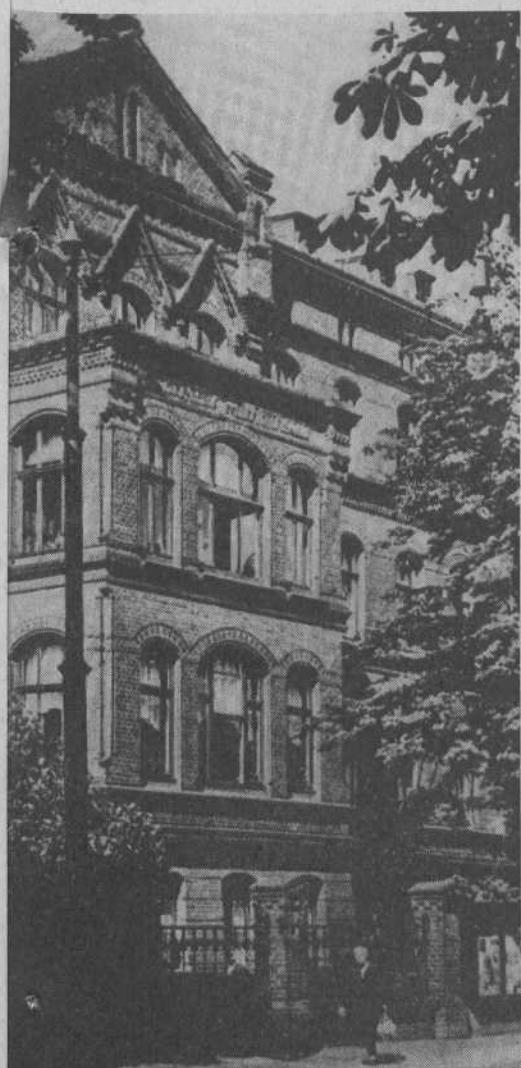
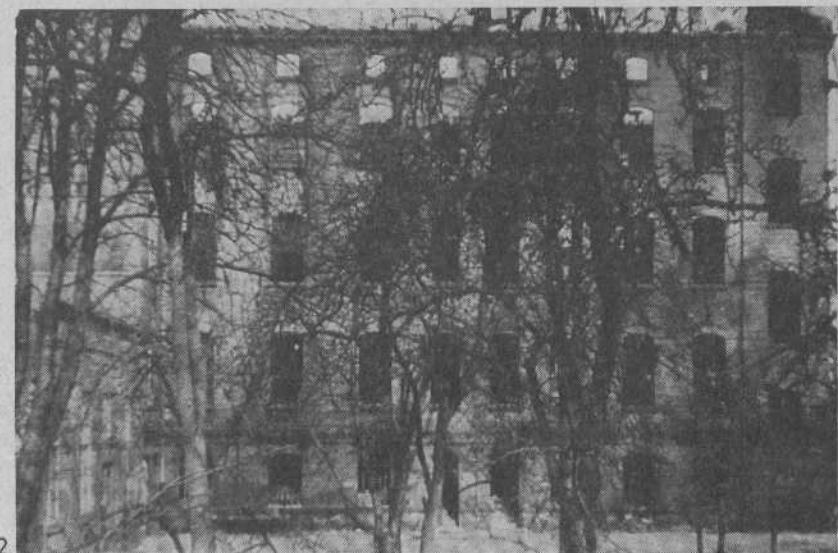
In diesem Kirchsaal fanden die Gedemütgten und Erniedrigten jener Zeit ihre Zuflucht: unsere christlichen Schwestern und Brüder aus Israel. Nach und nach wurden ihnen alle Gemeindehäuser und Kirchen Berlins verschlossen. Wo sollten sie anders bleiben als in einem Missionshause? So ist denn die Bekennende Gemeinde in Friedenau Sonntag um Sonntag, oft unter den Augen der Gestapo, mit der kleinen Schar der nichtarischen Christen Berlins, die von Monat zu Monat kleiner wurde, zum Gottesdienst und zum Abendmahl gegangen. Niemand, dem es damals geschenkt wurde, zwischen einem „besternten“ Bruder und einer „besternten“ Schwester am Altar zu knien und das heilige Abendmahl zu empfangen, wird es jemals in seinem Leben vergessen. Und als dann nach dem Zusammenbruch und Kriegsende zum erstenmal zwei indische Brüder aus der Leitung der Goßner-Kirche in Indien — das Missionshaus selbst war damals noch eine Ruine — in dem wie durch ein Wunder hindurchgeretteten Kirchsaal mit uns zusammen an derselben Stelle zum Mahl des Herrn nieder-



1-2 Das ausgebrannte Missionshaus in Berlin

3 Die durch Bombenangriff zerstörte Bethlehemkirche in Berlin an der Goßner Pfarrer war.
Dort wurde das 100jährige Jubiläum der Goßner-Mission gefeiert.

4-5 Das neue und —
das alte Missionshaus



knießen, da wurde blitzartig der Bogen sichtbar, der Bogen der Weltmission, der sich heute noch spannt von Jerusalem bis an die Enden der Erde.

Einmal, mitten im Kriege, wurde in demselben Saal eine Schar — fast möchte man sagen eine Karawane — von Brüdern und Schwestern aus Israel, vom Säugling bis zum Greis, in den Tod und in das Leben Jesu Christi hinein getauft, ehe sie nach Theresienstadt oder Auschwitz kamen. Aber jedesmal, wenn der Pfarrer der Bekennenden Gemeinde in Friedenau, Dr. Wilhelm Jannasch, von solchem Abtransport hörte, war er morgens früh in der Wohnung der Betroffenen zur Stelle, um ihnen noch zum letztenmal das Abendmahl zu reichen. Die Gestapo mußte solange warten. Noch heute versammelt sich in Erinnerung an jene Zeit der Todes- und Lebensgemeinschaft allmonatlich eine kleine Schar der Überlebenden im Goßner-Hause.

Der Vollständigkeit halber sei berichtet, daß im Kirchsaal der Goßner-Mission auch die frühesten Zusammenkünfte der jungreformatorischen Bewegung und des Pfarrer-Notbundes stattfanden. Hier begann auch die Kirchliche Hochschule ihre Tätigkeit; ein Teil der Vorlesungen wurde laufend dort gehalten.

Hier in diesem Saal geschah es auch, daß in den letzten Tagen des Krieges, mitten in einem schweren Fliegerangriff, Bischof D. Dr. Dibelius erschien, der eben von dem Rat der Evangelischen Kirche der Union zum Bischof der Kirche Berlin-Brandenburg berufen worden war. Er machte davon einem kleinen Kreise von Brüdern Mitteilung, die durch Boten verständigt waren, und unternahm gleich den ersten Schritt zur Bildung einer neuen Kirchenleitung. Die Vorschläge, die er dabei machte, sind mir für immer als ein Zeichen für den genialen Wirklichkeits-sinn, der ihm eignet, in Erinnerung geblieben. Er schlug nämlich die verschiedensten Personen für die Kirchenleitung vor — nicht nach geistlichen, spirituellen, sondern nach „pedestralen“ Gesichtspunkten. Es sollten nur diejenigen Mitglieder der Kirchenleitung werden, die in der Lage waren, ihn zu Fuß zu erreichen. Daß diese Männer sich für die Kirchenleitung auch als wirklich qualifiziert erwiesen, war nur ein zusätzliches Gottesgeschenk.

Die Goßner-Mission ist während dieser ganzen Zeit von Bedrückung, Arbeitsbehinderung, Haft und Rede-verbote nicht verschont geblieben. Es wurde über sie als die einzige deutsche Mission Devisenverbot verhängt. Zuletzt sollte sie auf Grund von Denunziationen, die beim Generalkonsulat in Calcutta einließen, verboten werden. Aber ein von den Missionaren erzwungener Besuch der Goßner-Kirche durch den deutschen Vizekonsul beseitigte die Gefahr.

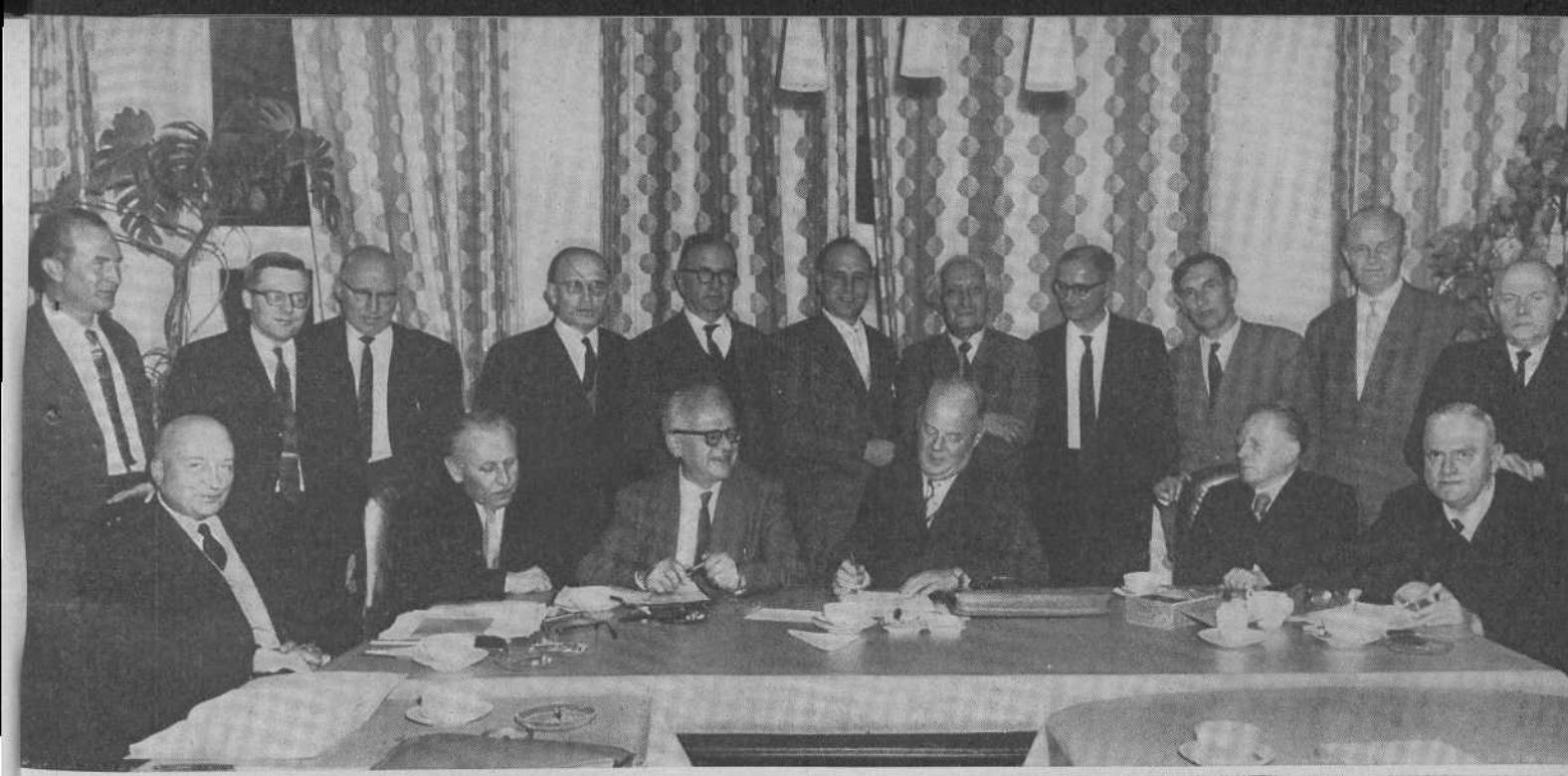
Was die Heimatarbeit der Goßner-Mission während dieser ganzen Zeit betrifft, so ging sie schon seit Jahren auf den Grundsatz zurück, daß jede Missionsgesellschaft neben der Arbeit auf dem Missionsfelde auch eine missionarische Aufgabe in der Heimatkirche übernehmen müsse. Der Blick der Goßner-Mission wurde auf das besondere Gebiet der christlichen Unterweisung in Haus und Schule gelenkt: Mission, verstanden nicht nur als Verkündigung des Evangeliums nach draußen an die Heiden, sondern auch nach vorn an die zukünftige Generation. So kam es, daß schon 1935, als 45 % der Lehrer in Berlin und fast alle Lehrer in der Provinz den

Religionsunterricht in den Schulen niederlegten, im Goßnersaal die ersten katechetischen Kurse für Laien eingerichtet wurden. Die Leitung dieser ganzen Arbeit übernahm Pfarrer Dr. von Rabenau. Es ist interessant, einmal die Namen der Brüder und Schwestern aufzuzeichnen, die damals mit ihm zusammenarbeiteten: Prof. Dr. Günter Dehn, Organist Dr. Fischer, P. Hellmut Gollwitzer, Dr. Hammelsbeck, Vikarin Klara Hunsche, P. Jaencke, P. Dr. Jannasch, P. Lic. Lichtenstein, Vikarin Lic. Christa Müller, P. Osterlob, Fräulein Lic. Paulsen, P. Rott, P. Wulff Thiel, P. Traub, P. Westermann, Fräulein Zinn.

Dazu kam noch das katechetische Seminar für die Theologen, das in den Räumen des Goßner-Hauses als Internat eingerichtet wurde. Pastor Wulff Thiel und Dr. Hammelsbeck, der damals nach seiner Entlassung aus dem staatlichen Schuldienst ganz in den Dienst der Kirche überging, bauten es gemeinsam auf. Das Seminar wurde von den sogenannten „illegalen jungen Brüdern“ besucht, die wegen ihrer Zugehörigkeit zur Bekennenden Kirche in keinem der bestehenden Predigerseminare Aufnahme fanden. Für sie wurde eine Anzahl katechetischer Kurse durchgeführt, die jedesmal am Kursusende von der Gestapo geschlossen wurden. Da sie aber stets vergaß, zugleich auch die Eröffnung eines neuen Kurses zu verbieten, nahm die Arbeit ihren fröhlichen Fortgang, bis endlich allen Dozenten Unterrichtsverbot auferlegt und damit die Arbeit — wenigstens im Goßner-Haus — lahmgelegt wurde. Generalsuperintendent Diestel und der Kreiskirchenrat von Dahlem sprangen damals ein und breiteten über diese wichtige Arbeit den Mantel der Legalität, so daß sie noch eine zeitlang weiterlief. Trotz all' der Bedrängnisse, durch die die Goßner-Mission gerade damals hindurchging, erinnert sich die Goßner-Hausgemeinschaft dieser Arbeit als einer der fröhlichsten und fruchtbarsten in der ganzen Zeit.

In jedem Jahr fanden im Goßner-Haus auch die Tagungen der Erziehungskammer der Bekennenden Kirche Deutschlands in Form von Reichstagungen unter der Leitung von Superintendent Lic. Albertz-Spandau statt, dem Pastor W. Rott assistierte. Was da zusammenkam, waren lauter angeschlagene Leute: Theologen und Pädagogen aus allen Landeskirchen. Unter ihnen war auch stets der Vertreter der Bekennenden Kirche Österreichs, Pastor Pommer-Graz. Es waren Brüder und Schwestern darunter, die wiederholt verhaftet waren und Rede-, Schreib- und Reise-verbote hatten. Trotzdem machte das Goßner-Haus während der Tagung den Eindruck völliger Verlassenheit, denn die Teilnehmer der Tagung hatten die Weisung, nur alle zehn Minuten einzeln das Haus zu verlassen oder zu betreten. Niemand konnte auf den Gedanken kommen, daß hier eine Reichstagung stattfand.

Es war am 29. und 30. April 1943, also mitten im Kriege, als die letzte dieser Tagungen durchgeführt wurde. Das Thema des Tages wurde an Ort und Stelle improvisiert. Es lautete: „Utopischer Tag“. Alle Verhandlungen gingen von der Voraussetzung aus, daß der Krieg verloren, die nationalsozialistische Regierung gestürzt und das Reich zusammengesbrochen war. Man faßte die Tatsache ins Auge, daß nach der tragischen Niederlage unseres Volkes ein Neuaufbau auch auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts von Grund auf erfolgen würde. Um dann auch



1

1 Sitzung des Kuratoriums am 28. 6. 1961, in der KR Dr. Berg einstimmig als Nachfolger von KR Lokies zum Direktor der Gossner-Mission berufen wurde. Von l. nach r. stehend: Dzubba, Starbuck, Klimkeit, Gohlke, Dr. Hoerle, Dr. W. Heß, D. Lokies, Fielitz, Symanowski, Dr. Kandeler, Gerhard; sitzend: OKR Dr. Heß, Otto, Dr. Rieger, Dr. Berg, Lic. Stosch, Sup. Schaaf



2

2 Präs. Dr. Moeller, Vorsitzer des Kuratoriums (1942—1961)

3 Präs. Lic. Stosch

4 Oberpfarrer Richter-Reichhelm, Vorsitzender des Kuratoriums (1924—1942)

5 Kirchenrat Dr. Berg



4



3



5